



BORIS TZAPRENKO

**SCHAU-MIR
IN DIE AUGEN**

Übersetzt aus dem Französischen von
Ursula PEZEU-WEISMANN

BORIS TZAPRENKO

SCHAU MIR IN DIE AUGEN

**Aus dem Französischen übersetzt von
Ursula PEZEU-WEISMANN**

(Trad du n°27 / 002120826)

Copyright © Januar 2019 Boris TZAPRENKO.

Alle Rechte vorbehalten.

Durch internationale Gesetze und Verträge geschützter Text.

Titelbild: Sébastien Meys.

VORWARNUNG:

Alle Ähnlichkeiten mit Dingen, die existieren oder existiert haben, sind
hundertprozentig keine Zufälle.

Für alle kostenlosen digitalen Versionen
und für die Bestellung des gedruckten Buches, siehe unter :
rebrand.ly/rmdly [in französischer Sprache].

1) Sie sind doch grotesk, junger Mann!

[Fünfzehn Sekunden bevor es geschah].

Lucien betrat die Praxis der Augenärztin, ohne sich auch nur einen Augenblick bewusst zu sein, dass ihn nur fünfzehn Sekunden von dem ersten Anzeichen des Geschehens trennten.

Das Geschehen, so werden wir das Unerwartete vorerst nennen, sollte sowohl seine eigene Existenz als auch die der Menschheitsgeschichte insgesamt auf den Kopf stellen. ‚Die Menschheitsgeschichte auf den Kopf zu stellen‘, heißt, über das Schicksal der menschlichen Existenz zu entscheiden. Nichts weiter als das!

Lucien kam nur zu einer Routinekontrolle und freute sich, dass nur zwei Leute im Wartezimmer saßen, eine junge und eine ältere Frau. Sie warfen ihm einen kurzen Blick zu.

— „Guten Tag!“, sagte er.

Die ältere Dame, weiter hinten im Raum, blieb stumm. Die junge Frau erwiderte ein schüchternes ‚guten Tag‘ fast murmelnd, bevor sie sich weiter in ihre Zeitschrift vertiefte.

[Dreizehn Sekunden vor dem Geschehen].

Lucien setzte sich ihnen gegenüber, in die Nähe der Tür und las eine Nachricht von Isabelle auf seinem Handy: „Vergiss die Augenärztin nicht.“

— „Ich bin bei ihr“, antwortete er.

[Fünf Sekunden vor dem Geschehen].

Lucien steckte sein Handy in die Tasche und warf einen Blick in Richtung der alten Dame, die ihn heimlich über ihre Brille hinweg zu beobachten schien. Seine Aufmerksamkeit fiel auf einen Tisch mit Zeitschriften, aber er sah nichts wirklich Interessantes.

[Null Sekunden vor dem Geschehen].

Es begann, als er den Kopf hob. Es geschah in dem Moment, als er einen Blick auf ein Plakat warf. Es war ein eher ausgefallenes Plakat. Aber Lucien wunderte sich vor allem darüber, es nicht schon vorher gesehen zu haben. Tatsächlich war es von bedeutsamer Größe: ungefähr zwei Meter hoch und

über einen Meter breit. Außerdem hing es an der gegenüberliegenden Wand dieses kleinen Raumes, genau über dem Kopf der jungen Frau, die ihm gegenüber saß. So! Auf diese banale Art und Weise begann dieses unglaubliche Abenteuer. So banal, dass niemand das Verrückte auch nur ahnen konnte, das sehr schnell danach folgen sollte.

• *Wie kommt es, dass ich dieses riesige Foto nicht gesehen habe, als ich die Frauen vorhin begrüßte?* fragte er sich.

Das Bild zog doch nun wirklich jedermanns Aufmerksamkeit auf sich: Ein Gorilla in Nahaufnahme! Der hypnotische Blick des Tieres schien Lucien auf intensive Art zu fixieren. Am unteren Rand des Fotos war die Schrift in großen, roten Buchstaben teilweise vom Kopf der jungen Frau verdeckt: ‚Schau m... ..e Augen!‘

• *‚Schau mir in die Augen!‘, vermutete er.*

Es schien offensichtlich! Da er es trotzdem nachprüfen wollte, beugte er sich auf die eine Seite, dann auf die andere, um die verdeckten Buchstaben zu sichten. Ja, da stand tatsächlich: ‚Schau mir in die Augen!‘

• *Warum einen Affen wählen, für diese augenärztliche Anweisung?, wunderte er sich. Es handelt sich übrigens im Grunde noch nicht einmal um eine Aufforderung, auch nicht um einen Ratschlag... ‚Lassen Sie Ihre Augen überprüfen‘, wäre ein Ratschlag gewesen... aber das hier? Seltsam, dieses Plakat!*

Während er sich diesbezüglich Fragen stellte, fuhr er automatisch fort, sich von der einen auf die andere Seite zu beugen, um die verdeckten Buchstaben hinter der jungen Frau lesen zu können. Er hörte auf, als er bemerkte, dass sie ihn verlegen ansah. Sie war sogar merklich errötet und auch er war dabei fast rot anzulaufen.

— „Oh, tut mir leid...“, stotterte er. „Ich wollte den großen Affen da hinter Ihnen betrachten. Ich wollte... aber... entschuldigen Sie bitte!“

Anstelle sich zu beruhigen, schien diese Erklärung ihre Verlegenheit noch zu steigern. Die ältere Dame, die fünf Stühle weiter hinten, links von der jungen Frau saß, runzelte die Stirn, was ein deutliches Kopfschütteln ausdrückte. Sie hatte schon bei seinem ‚Guten Tag‘ als er eintrat, nicht geantwortet und beobachtete ihn jetzt mit misstrauischer Miene. Glücklicherweise setzte die Augenärztin, die ihre Tür öffnete, dieser peinlichen Situation ein Ende.

— „Der Nächste, bitte.“

Die junge Frau stand auf, um der Ärztin ins Sprechzimmer zu folgen und warf Lucien einen letzten halb erstaunten, halb verärgerten Blick zu. Ihm

gegenüber sagte der Gorilla nun, der ihn intensiv zu fixieren schien : ‚Schau mir gut in die Augen‘. Er runzelte die Stirn: ‚Was soll das heißen, „gut“?‘

Vor Überraschung sagte er laut, was er dachte:

• *Ich hätte schwören können, dass da nur geschrieben stand ‚Schau mir in die Augen‘, das ‚gut‘ hatte ich nicht gelesen.*

Weit davon entfernt, auch nur ahnen zu können, dass sie mit Luciens Verhalten am Anfang der Weltveränderung beteiligt war, zuckte die ältere Dame die Schultern, schüttelte leicht den Kopf und zog ein verächtliches ‚Pfff‘ durch die Lippen:

— ‚Sie sind grotesk, junger Mann. Ihre Art, sich an diese junge Frau heranzumachen war unhöflich und dumm!‘

— ‚Aber... Ich... Nein, nein! Ich versichere Ihnen...‘

Fünfzehn nicht enden wollende Minuten musste Lucien die empörte und mürrische Haltung der Dame zusammen mit dem eindringlichen Blick des Gorillas durchstehen. Er hatte es eilig, den Raum zu verlassen, um sich eine Zigarette anzuzünden. Die Ärztin öffnete endlich die Tür, um die nächste Person aufzufordern. Unter einem letzten, genervten Achselzucken ließ die Dame ihn allein im Wartezimmer.

Endlich allein... aber nicht ganz. Jedenfalls war es das, was Lucien fühlte. Er spürte das Plakat wie eine wirkliche Anwesenheit, so sehr schien die Aufmerksamkeit des Tieres auf ihn fokussiert zu sein.

*

Die Augenärztin zeigte ihm ihre Sehtafeln, die durch eine Serie von Buchstaben und Figuren in abnehmender Größe die Sehschärfe testen.

— ‚Was sehen Sie in der sechsten Reihe?‘

Lucien hatte alle anderen, weiter oben liegenden Reihen ziemlich leicht lesen können, aber diese war an der Grenze seiner Sehkraft. Er musste sich konzentrieren, um sie zu entziffern:

— ‚S... C... H... A... U... ..M... I... R... ..I... N... ..D... SCHAU MIR IN DIE AUGEN.‘

• *Schon wieder! Das scheint hier der Leitspruch zu sein! –*

— ‚Wie bitte?‘, wunderte sie sich. ‚Was sagen Sie?‘

— ‚Ich sagte: ‚Schau mir in die Augen‘. Das steht da in der sechsten Reihe‘.

Die offensichtliche Verwunderung der Ärztin trieb ihn an, nochmal zu lesen:

T... A... C... A... G...

Völlig erstaunt rief er verblüfft aus:

— „Ich muss wohl müde sein!“

— „Ja tatsächlich, das scheint mir auch so.“

Außer Lucien selbst war die Ärztin demnach - nach der jungen Frau und der alten Dame - die dritte Person, die gerade, ohne es zu wissen, am allerersten Zeichen des Geschehens beteiligt war, welches bald die Zukunft der Menschheit betreffen sollte. Sie war sich dieses Privilegs natürlich keineswegs bewusst und fuhr mit ihrer Untersuchung fort. Sie stellte Routinefragen, auf die er automatisch antwortete.

— „Bitte stützen Sie Ihr Kinn hierauf.“

Er folgte ihrer Aufforderung. Sie regulierte mehrmals den Apparat und fügte hinzu:

— „Schauen Sie mir jetzt in die Augen. Zuerst mal ins linke Auge.“

— „Ah, na also! Dieses Mal war nicht ich es, der es sagte!“

— „Wie bitte? Was haben Sie gesagt?“

— „Nichts. Entschuldigung. Ich...“

— „Gut... Nochmal: schauen Sie mir ins linke Auge.“

Etwas verwirrt tat er, wozu sie ihn aufgefordert hatte.

— „Gut. Jetzt ins rechte Auge.“

2) Es traf seinen Blick

Lucien verließ die Praxis der Augenärztin um neunzehn Uhr. Er zündete eine Zigarette an und nahm zwei gierige Züge. Das Bild verfolgte seine Gedanken. Er ahnte noch nicht, dass es ihn noch lange verfolgen sollte, aber er war erleichtert, davon Abstand zu nehmen. Die Luft war frisch. Indem er weiterhin das Nikotin inhalierte, glitt seine freie Hand in die linke Seitentasche seiner Lederjacke. Er eilte in Richtung des nächsten U-Bahneingangs. Die Bürgersteige waren nicht gerade von Menschenmassen bevölkert; dagegen herrschte jedoch der übliche Verkehrsstau. Lucien hätte nicht erklären können, warum das Gorillaplakat ihm nicht aus dem Kopf ging:

• *Schönes Foto! Ja, aber dennoch...*

Die Rolltreppe brachte ihn unter die Erde. Er entwertete seinen Fahrschein in der Sperre, nahm ihn wieder an sich, als er durch war, und ging hinunter auf den Bahnsteig. Gleichzeitig dachte er an seine Arbeit, die ihm Sorgen bereitete. Sein Umsatzziel würde er diesen Monat wohl nicht erreichen, außer es geschah ein Wunder. Er warf seinen Zigarettenstummel auf das Gleis und setzte sich, um auf die U-Bahn zu warten. Verdrießlich gähnte er, während er vage aufs Gleis blickte und dann geistesabwesend am Fingernagel seines rechten Mittelfingers nagte. Er ließ den Fingernagel erst in Ruhe, als er zu bluten begann. In der hinteren Ecke der Jackentasche fand er den Joint, den er sich gedreht hatte, bevor er die Praxis der Augenärztin betreten hatte. Er zündete ihn an und nahm einen langen Zug. Seine Arbeit langweilte ihn zu Tode, aber man musste eben von irgendetwas leben. Neben ihm sprachen zwei junge Leute über Fußball, aber Lucien achtete weder auf das, was seine Ohren aufnahmen noch auf die Bilder, die auf seine Netzhaut fielen.

Die ankommende U-Bahn riss ihn aus seinen Gedanken und hob seinen Blick. Und da, auf dem Bahnsteig gegenüber: Das Plakat! Es traf ihn wie ein Blitz. Er schaute nach rechts und nach links, um zu sehen ob auch andere Leute es betrachteten, aber es schien allen gleichgültig zu sein. Der Gorilla wurde von einem Waggon verdeckt. Anstelle einzusteigen, wartete Lucien bis die Bahn abgefahren war, um das Bild wieder zu sehen.

• *Ich hatte nicht genügend Zeit, um zu lesen, was darunter stand – ‚Schau mir in die Augen‘ oder ‚Schau mir gut in die Augen‘ ?*

Die U-Bahn fuhr los, beschleunigte sich und verschwand. Das stolze und herrliche Tier war wieder sichtbar. Lucien bemerkte, dass auf diesem Plakat etwas anderes stand : ‚Beobachte mich in den Augen!‘ Dieser Text bedeutete das gleiche... aber es war nicht genau das gleiche. Er saugte den letzten Zug seines Joints ein, warf den Stummel weg, spuckte ein bisschen Tabak aus und zögerte. Aber nicht lange! Er rannte fast, um zum gegenüberliegenden Bahnsteig zu gelangen. Er stellte sich vor das Plakat, um seinen Blick in den des Gorillas zu vertiefen. Die Augen des Primaten zogen unwiderstehlich seine Aufmerksamkeit an. Die Worte „Beobachte mich in den Augen!“, hallten in seinem Geist wie eine hypnotische Aufforderung wider.

• *Warum hängt dieses Plakat beim Augenarzt und dann auch hier? Aber... was... Übrigens handelt es sich noch nicht einmal um eine Werbung! Da gibt es doch nichts zu verkaufen! Wer bezahlt denn, um einen Gorilla sagen zu lassen :*

„Beobachte mich in den Augen!“ ? Ah, vielleicht handelt es sich um eine Werbung in mehreren Folgen... und was es zu verkaufen gibt, werden wir später sehen...

Er richtete sich an ein junges Paar, das vorbeiging:

— „He, kennen Sie dieses Plakat?“

Der Mann drehte sich um und antwortete:

— „Das sieht man doch seit einiger Zeit überall! Warum?“

— „Ach ja?“, wunderte sich Lucien. Seit einiger Zeit... und überall...

Das Pärchen ging weiter, ohne weiter auf ihn zu achten. Lucien hätte nicht sagen können, wie lange er bewegungslos dastand, um dem Tier in die Augen zu sehen. Da riss ihn sein Handy aus der Erstarrung. Er murmelte:

— „Hallo!“

— „Alles in Ordnung? Was machst du denn?“, fragte ihn seine Frau.

— „Ich schau ein Plakat an.“

— „Du schaust ein Plakat an? Aber... äh... welches Plakat?“

— „Ein Gorilla, der mir in die Augen s...“

Plötzlich wurde er sich bewusst, dass das doch sehr merkwürdig klingen musste. Er fing an zu stottern:

— „Ich war lange bei der Augenärztin und habe dann die U-Bahn verpasst. Aber ich komme gleich.“

— „Sag mal, hast du gesehen, wie spät es ist?“

Er schaute auf sein Handy: 21:30 Uhr las er überrascht. Zweieinhalb Stunden waren verflossen, seit er die Praxis der Augenärztin verlassen hatte.

• *Wo war nur die Zeit geblieben?*

— „Ich komme.“, sagte er einfach, bevor er das Gespräch abbrach.

Bevor er wieder den Bahnsteig wechselte, fotografierte er aber noch schnell das Plakat. Dann wartete er auf die nächste U-Bahn.

3) Am Handy hast du von einem Gorilla gesprochen

Um zweiundzwanzig Uhr kam Lucien zu Hause an. Auf der Rückfahrt hatte er sich neben eine Frau gesetzt, die eine Tageszeitung durchblättert, auf die er automatisch einen Blick warf. Als sie umblättert, und er sich nicht weiter dafür interessierte, fesselte ihn das Foto des Gorillas. Er hatte das Gefühl, seine Augen weiteten sich wie in einem von Tex Avery

Trickfilmen. Das Bild nahm eine ganze Seite in Anspruch. Die Schärfe war erstaunlich. Die Freude, es zu betrachten dauerte nicht lang, da die Leserin die Zeitschrift plötzlich zuklappte, um die U-Bahn zu verlassen. Er hatte nicht die Zeit gehabt, zu lesen, was darunter stand, zumal eine Falte der Seite die Schrift teilweise verdeckt hatte. Als er in den Aufzug stieg, dachte er:

• Ich hätte ihr die Zeitung aus der Hand reißen sollen. Hoffentlich finde ich morgen noch eine... aber ich weiß ja noch nicht einmal, um welches Blatt es sich handelt.

Als er aus dem Aufzug im dritten Stock ausstieg, wies er sich selbst zurecht, bevor er sich sagte, dass er diesem Gorilla vielleicht zu viel Bedeutung zumaß.

• Warum mache ich mich bloß wegen dieses Tieres so verrückt?

Er kramte seinen Schlüsselbund aus der hintersten Ecke seiner Mappe, aber da öffnete seine Frau bereits die Tür.

— „Was war denn los, dass du so spät kommst?“, sorgte sie sich.

— „Oh nichts weiter! Eine Sache mit einem Gorilla.“

— „...?“

An Isabelles perplexem Blick wurde ihm bewusst, wie verrückt seine Antwort klang. Er zerbrach sich den Kopf, um eine plausiblere Erklärung zu finden, aber es fiel ihm keine ein.

— „Es fällt mir schwer, zu verstehen was eigentlich los war.“, sagte er, indem er sich aufs Sofa fallen ließ. „Ich habe Angst, dass du mich für verrückt erklärst.“

Sie setzte sich neben ihn und legte ihre Hand auf sein Knie.

— „Seit langem schon ist mir klar, dass du verrückt bist, aber das ist ja eigentlich kein Problem. Das weißt du doch! Also los, ich bin ganz Ohr.“

Lucien setzte ein schwaches Lächeln auf, bevor er sich in windige Erklärungen verstrickte: Ergebnis von seltsamen Umständen... viele Patienten bei der Augenärztin... Er habe seine Schlüssel irgendwo auf dem Bahnsteig verloren... viel Zeit verschwendet, um sie wiederzufinden...

Das war das erste Mal, dass er seine Partnerin anlog, was sein Unbehagen noch erheblich verstärkte.

• Wie kann ein einfaches Foto dieses Gorillas mich derartig durcheinanderbringen? fragte er sich verwirrt.

Isabelle ihrerseits, fand ihn seltsam, zog es jedoch vor, nicht weiter darauf zu bestehen, um seine offensichtliche Verlegenheit nicht noch zu verschlimmern.

Der Abend verlief eher so wie alle anderen. Sie aßen Lammkoteletts mit Pommes frites, sprachen ein wenig über dies und das und schauten im Fernsehen eine politische Sendung an, ohne sich darauf konzentrieren zu können. Sie hatte den Ton leiser gestellt und gehofft, dadurch die Unterhaltung zu fördern. Er jedoch blieb schweigsam. Als sie ihn heimlich beobachtete, sah sie ihn abwesend, nachdenklich. Seine Gedanken waren offensichtlich woanders. Beim Nachttisch versuchte sie es:

— „Am Handy sprachst du von einem Gorilla.“

— „Schau mir gut in die Augen.“

— „Was?“

— „Der Gorilla sagte ‚Schau mir in die Augen!‘ Das ist es, was ich ursprünglich glaubte, gelesen zu haben, aber in Wirklichkeit sagte er genau : ‚Schau mir gut in die Augen!‘“

— „Er konnte sprechen?“

— „Aber nein! Das stand unter dem Foto, auf dem Plakat.“

Er spürte, dass er kurz davor war, sich aufzuregen. Das verwirrte ihn, hatte aber zur Folge, dass er die Kontrolle über sich wiedererlangte.

Sie fixierte ihn fragend.

— „Das Plakat in der U-Bahn?“

Er nahm zwei Löffel Joghurt und glaubte, es sei besser, folgendes zu antworten:

— „Nein, das in der U-Bahn sagte: ‚Beobachte mich in den Augen!‘ Ich sprach von dem im Sprechzimmer der Augenärztin... aber das ist ja unwichtig, lassen wir es sein. Es ist ja nur ein Plakat.“

— „Du hast mir nichts erzählt von dem im Sprechzimmer der Augenärztin.“

— „Das ist völlig unwichtig, habe ich dir gesagt.“

Das Foto in der Zeitung erwähnte er erst gar nicht.

Die Nacht war erholsam. Nach einem tiefen Schlaf erwachte er in guter Verfassung, ohne sich daran zu erinnern, geträumt zu haben. Zum Frühstück nahm er ein Schüsselchen Kaffee mit Milch, in die er seine Butterbrote tunkte, die er mit großem Appetit verschlang. Isabelle freute sich, ihn so zu sehen, konnte es sich aber nicht verkneifen, ihn weiterhin

auszufragen. Sie strich Butter auf einen Zwieback und versuchte es noch einmal auf andere Art und Weise:

— „Hast du derzeit Probleme mit deiner Arbeit?“

— „Nicht mehr als sonst! Diese Arbeit geht mir sowieso auf die Nerven... Aber was machen, hmm?“

— „Versuch doch, eine andere zu finden, wenn du nicht mehr kannst.“

4) Ich habe keinen Gorilla auf meinem Stand-by-Bildschirm.

Lucien war seit einer Stunde im Büro. Er hatte zehn Kundenkontakte angerufen und vier Tassen Kaffee getrunken, ohne einen einzigen Termin zu vereinbaren. Einer seiner guten Kunden, ein Schmuck-und-Pelzhändler, hatte angerufen, um seine Versicherungspolice zu ändern. Da gab es zwar ein paar zusätzliche Verträge, aber nicht genügend, um das Monatsziel zu erreichen.

— „Es gibt eben miese Tage, wie den heutigen!“, richtete er sich an Farrah.

Die junge Frau arbeitete in drei Meter Abstand von ihm. Sie machte das gleiche wie er, aber in anderen Stadtteilen. Sie hob den Blick von ihrem Bildschirm, gähnte und dehnte sich bevor sie antwortete:

— „Wem sagst du das! Ich bin müde! Ich hole mir einen Kaffee. Möchtest du einen?“

— „Yes. Das ist mein fünfter. Aber macht nichts!“

Sie erhob sich und verschwand im Flur.

Von seinem Platz aus konnte Lucien den Computer seiner Kollegin sehen. Während er auf das schwarze Gebräu wartete, das ihm wieder Antrieb für die Arbeit verschaffen sollte, biss er an einem Fingernagel herum und ließ sich von den Bildern des Bildschirmschoners ablenken, die sich in regelmäßigen Abständen veränderten. Es kam manchmal vor, dass er sie ansah. Normalerweise handelte es sich um Fotos vom Meeresgrund. Farrah liebte sie ganz offensichtlich. Wunderschöne Korallen ließen einen Mantarochen folgen.

In dem Augenblick als der Gorilla erschien, schnellte Lucien auf. Und als dann die Inschrift folgte, erlebte sein Herz einen Schock: „Schau mir in die Augen, Lucien!“

Als Farrah mit einem Kaffee in jeder Hand zurückkam, fand sie ihn weiterhin in Sitzstellung vor, bewegungslos, den Blick starr auf ihren Bildschirm gerichtet, der jetzt einen Hammerhai präsentierte. Sie hielt ihm den Kaffeebecher unter die Nase:

— „He, stehst du mit meinem Computer telepathisch in Kontakt, oder was ist los?“

Er nahm geistesabwesend den heißen Becher:

— „Kannst du mir das Bild vom Gorilla auf deinem Bildschirmschoner zeigen?“

— „Einen Gorilla? Ich habe keinen Gorilla auf meinem Bildschirmschoner. Wovon redest du denn?“

— „Das Foto lief gerade durch, vor diesem hier.“

— „Das würde mich aber wundern! Ich sage dir doch, ich habe keinen Gorilla auf meinem Bildschirmschoner.“

— „Aber ich bin todsicher! Ich habe ihn doch gerade gesehen!“

Sie ging an ihren Computer, stellte den Kaffeebecher auf den Schreibtisch und betätigte die Maus.

— „Das können wir doch ganz einfach nachprüfen.“, sagte sie. „Schau! Hier ist das Verzeichnis, das alle Bilder meines Bildschirmschoners enthält. Und hier der Hammerhai. Komm her. Da gibt es keinen Gorilla!“

Er stand auf, um sorgfältig nachzuprüfen. Trotz seiner Aufmerksamkeit, ja kein einziges Bild zu überspringen, sah er tatsächlich keinen Gorilla. Sie war erstaunt über seinen besorgten Gesichtsausdruck:

— „Sag mal, fühlst du dich wohl?“

— „...“

— „Du bist auf einmal so eigenartig! Du wirkst wirklich durcheinander... Es scheint als sei das Foto, von dem du sprichst, das Wichtigste in deinem Leben.“

Sie beobachtete ihn und trank ihren Kaffee, während er schwieg.

— „Nun gut!“, stieß sie hervor „Ich muss einen Interessenten aufsuchen. Ich geh jetzt!“

Sie hängte ihre Umhängetasche über die Schulter, nahm ihre Aktentasche und ging, nachdem sie ihm nochmal einen letzten fragenden Blick zugeworfen hatte.

Als er allein war, überprüfte er noch einmal jedes Foto in der Datei des Bildschirmschoners, indem er am Fingernagel seines rechten Daumens nagte, fand aber nicht, was er suchte. Er wurde auf den anspringenden

Drucker aufmerksam und stand auf, um zu sehen, was dieser druckte. Es war der Gorilla, auf der ganzen Seite. Unten stand in roten Buchstaben: „Vertiefe deinen Blick in meinen, Lucien!“

Das machte er. Fast widerwillig. Nicht wirklich gegen seinen Willen, sondern mit einer Faszination, die er noch nie zuvor erlebt hatte. Er fühlte sich von diesem Blick regelrecht gefesselt. Seine Hand, die das Blatt Papier hielt, zitterte leicht. Nach einem Augenblick starker Anspannung, schien es ihm, jemanden sagen zu hören:

— : „Beobachte meine Augen... ... Nein, noch besser! Konzentriere dich... Vertiefe deinen Blick in meinen. Gib dir Mühe, aufmerksam zu sein... Fixiere mich.“

Er löste sich von diesem eigenartigen Eindruck und schüttelte den Kopf, so als wolle er sich eines starken Einflusses entziehen. Er massierte seine Augen mit den Händen. Danach blieb er lange starr, ohne zu wissen, was er tun sollte, bis Schritte auf dem Flur ihn aufschnellen ließen. Er schob schnell das Blatt in einen der Ordner, die seinen Schreibtisch überlasteten.

Es war Georges, der Verantwortliche der LHO, der Mehrheitsgewerkschaft der Firma. Er pflanzte sich mitten im Raum auf und sagte:

— „He, Lucien! Ich hoffe du hast an deiner Rede gearbeitet und mir einen hieb- und stichfesten Text zusammengeschneidert! Ich stelle mir die Frage, weil du mir nichts hast zukommen lassen, was ich hätte lesen sollen.“

— „Mach dir keine Sorgen! Der Text wird dir schon passen!“

— „Du machst vielleicht ein Gesicht! Ist alles in Ordnung?“

— „Alles in Ordnung, mach dir keine Sorgen.“

— „Gut... OK. Ich rechne mit dir.“

Georges drehte sich auf seinem Absatz um und verschwand mit großen Schritten.

Tatsache war, dass Lucien nicht viel an seiner nächsten Rede gearbeitet hatte.

• *Ich werde meine letzte, die ich geschrieben habe, hier und da verändern, das wird schon gehen. Jedenfalls bin ich sicher, dass sich kein Mensch mehr so richtig an die letzte erinnert... Demnach...*

Er nutzte Farrahs Abwesenheit, um eine Zigarette am geöffneten Fenster zu rauchen. Sie verabscheute dies. „Du verästerst das ganze Büro!“ schrie sie ihm jedes Mal nach. Er atmete wie ein Staubsauger ein, um den Nikotinspiegel im Blut hochzuschrauben, ließ dann den

Zigarettenstummel in die Leere fallen und schloss das Fenster. Als er das Foto des Gorillas wieder hervorholen wollte, trat jemand ein.

— „Guten Tag! Man hat mir gesagt, dass Herrn Lucien Prérubens Büro hier sei. Ist das richtig?“

— „Ja, und was ist denn schon wieder?“, rief Lucien.

— „...!?“

— „Oh, entschuldigen Sie bitte. Sie sind an der richtigen Stelle. Ich bin Lucien Préruben. Was kann ich für Sie tun?“

• *Was ist denn mit mir los? Ich muss mich beherrschen.*

Der Kunde war von einem anderen Angestellten der Firma hergeschickt worden. Er wollte ein Oldtimer-Motorrad versichern. Er wohnte im Gebiet von Luciens Kundenwerbung, und die Unterschrift des Vertrages kam demnach ihm zu. Und dennoch, trotz seines mageren Umsatzes im laufenden Monat, freute er sich noch nicht einmal. Eine Viertelstunde später, als die Versicherungspolice ordnungsgemäß unterzeichnet war, hatte er alle Mühe, seine Ungeduld zu beherrschen, als der Kunde ihm sein Motorrad anpries:

— „Es handelt sich um eine 1000 Vincent Black Shadow HRD Serie D aus dem Jahre 1955. Sie hat hundertfünfzigtausend Kilometer auf dem Zähler und läuft wie eine Uhr, wissen Sie. Wenn Sie das Geräusch des Motors hören könnten! Eine echte Symphonie und...“

Glücklicherweise für Lucien wurde der Kunde unterbrochen, als Hélène, die Direktionssekretärin, eintrat. Diese ließ dem stolzen Besitzer des antiken Motorrads ein Geschäftslächeln zukommen, schaute zum Drucker und sagte:

— „Entschuldigen Sie bitte, Sie zu unterbrechen... Nur eine Sekunde... Na sowas? Ich bin doch todsicher, den Drucker bedient zu haben! Ach, die Informatik!“

Sie verließ den Raum mit einem genervten Schnauben.

— „Gut! Ich muss jetzt gehen.“, sagte der Mann der 1000 Vincent.

— „Ja, ja!“, machte Lucien erleichtert „Ihre 1000 Florent ist versichert.“

— „Vincent! 1000 Vincent!“, verbesserte der Kunde ihn ein bisschen gereizt.

— „Ja, Vincent, ganz richtig! Das wollte ich doch sagen. Entschuldigen Sie bitte. Sie können beruhigt sein, alles ist in Ordnung. Sie haben für Ihr Schmuckstück die beste Wahl getroffen.“

Er stieß diese Worte reflexartig aus, war aber seit einiger Zeit immer weniger überzeugt davon. Seine Arbeit interessierte ihn einfach nicht genügend, um neue schmeichlerische Höflichkeitsformeln zu erfinden.

Als der Kunde außer Sicht war, öffnete Lucien die Mappe, in die er eiligst das Foto des Gorillas geschoben hatte, fand es aber nicht mehr. Er stand da vor dem offenen Ordner. Er rieb sich nachdenklich das Kinn, als Hélène von neuem eintrat. Sie nahm ein Blatt vom Drucker und kam dann auf Lucien zu:

— „Du scheinst ja ganz schön nachdenklich, sag mal! Ah ! Na sowas... du hattest also den Ausdruck! Aber warum hast du ihn mir denn weggenommen und in diesen Ordner gelegt, ohne mir was davon zu sagen?“

Sie nahm ein Blatt, auf dem ein Versicherungskostenvoranschlag auf den Namen Robin Mouassac verzeichnet stand.

— „Ich habe das wohl ganz unbewusst gemacht.“, stammelte Lucien. „Tut mir leid.“

Sie legte den Kostenvoranschlag hin: „Naja, ist ja nicht weiter schlimm, aber du scheinst heute nicht sonderlich gut beieinander zu sein. Den kannst du jetzt wegwerfen. Ich habe ihn ja neu ausgedruckt.“

Sie entfernte sich eiligen Schrittes, wie immer. Lucien untersuchte das Blatt, klebte es sich fast an die Nase, so als könne er eine Erklärung für das Rätsel finden, indem er es sich so nahe wie möglich vor die Augen hielt. Dann fing er an, hektisch in dem gesamten Ordner und sogar in anderen zu suchen, aber da war nirgends eine Spur von irgendeinem Gorilla zu finden. Als er feststellte, dass er eine ganze Menge Blätter um sich herum auf den Boden geworfen hatte, kam ihm zum ersten Mal der Gedanke, ein geistiges Problem könne ihn befallen haben. Jedoch handelte es sich nur um den Hauch eines Gedankens. Ganz flüchtig. Er bemühte sich, das ganze Durcheinander ein bisschen zu ordnen. Man sagte ihm sowieso schon nach, dass seine Akten eine natürliche Tendenz zum ausartenden Chaos hätten.

Als Farrah zurückkam, saß er mit einer Seite seines Hinterns auf seinem Schreibtisch.

— „Super!“, warf sie ihm zu. „So, der Vertrag ist unterzeichnet. Wenigstens war ich nicht umsonst dort. Wie viel Uhr... was, schon halb zwölf! So, das reicht für heute! Ich gehe einen Kaffee trinken... Möchtest du auch einen?“

Sie bemerkte, dass er ihr ein Blatt Papier reichte.

— „Was ist das?“, wollte sie wissen.

— „Was siehst du auf dem Blatt?“

— „Na ! Einen Kostenvoranschlag. Warum?“

— „Nichts! Gar nichts!“

Sie zuckte freundlich die Schultern, so als wolle sie sagen: ‚Worauf will er denn schon wieder hinaus?‘ Dann wiederholte sie:

— „Möchtest du einen, ja oder nein... einen Kaffee?“

Plötzlich hatte Lucien eine Idee:

— „Warte mal... Warte!“

Indem er sich selbst beschimpfte, nicht früher daran gedacht zu haben, zog er sein Handy hervor. Er suchte die Aufnahme, die er in der U-Bahn gemacht hatte.

• *Ist doch ganz einfach! Es ist ja das letzte, seither habe ich kein Foto mehr gemacht.*

— „Was denn?“, fragte sie ungeduldig.

— „Na gut!... Geh schon, ich werde es dir später zeigen.“

Während sie sich entfernte, um den Kaffee zu holen, betrachtete er nachdenklich die letzte Aufnahme. Es handelte sich tatsächlich um ein Plakat, ja. Aber... es war die Werbung eines elektrischen Rasierapparates. Er ließ ein paar andere vorherige Aufnahmen vorbeigleiten und kam auf die letzte zurück, auf die des Rasierapparates. Alles was um die Werbung herum war, das Gestell, die gekrümmte Wand des Tunnels, der Bahnsteig... all das war erkennbar. Da gab es keinerlei Zweifel: er hatte doch tatsächlich einen Rasierapparat fotografiert und geglaubt, das Porträt eines Gorillas aufzunehmen.

— „So... also?“, beunruhigte sich Farrah, als sie mit zwei Kaffeebechern zurückkam.

— „Oh, nichts... gar nichts.“

— „Um was ging's denn?“

— „Nichts! Ich sagte dir doch, nichts.“

— „Nun schieß doch endlich los!“

— „Ein Gorilla!“, antwortete er mit eher ärgerlichem Ton.

— „He! Reg dich doch nicht auf! Du bist wirklich komisch seit heute Morgen. Das kann ich dir sagen! Jedenfalls wusste ich nicht, dass Du so

verrückt auf Gorillas bist! Wo hast du denn eigentlich einen fotografiert? In einem Zoo? Oder hast du eine Reise in den Dschungel gemacht?“

Da er seine schlechte Laune nicht verbergen konnte, verließ er den Raum, ohne den Kaffee zu nehmen, den sie ihm reichte.

5) Lucien drehte seinen Kopf

Als Lucien sich auf der Avenue de la Baie d'House befand, war es schon fast zwölf Uhr, aber er hatte keinen Hunger. Er irrte umher, die Hände in den Taschen und betrat nach einiger Zeit eine Bar, indem er geistesabwesend einer Gruppe von Leuten folgte. Seine quälenden Gedanken drehten sich um eine einzige Frage: hatte er den Verstand verloren?

— „Meine Damen und Herren, was wünschen Sie?“, fragte eine Kellnerin.

Völlig in seine Gedankenwelt vertieft, gab Lucien keine Antwort. Er bemerkte noch nicht einmal den fragenden Blick des Mannes und der beiden Frauen, denen er auf dem Fuß gefolgt war. Er erinnerte sich derartig deutlich an den Gorilla auf dem Plakat in der U-Bahn und auf dem Blatt anstelle des Kostenvoranschlages, der aus dem Drucker gekommen war! Ein Gedanke schoss ihm durch den Kopf:

— Ja aber bei der Augenärztin?

Die Augenärztin war nicht weit entfernt. Er rannte so schnell wie er konnte. Kaum fünf Minuten später, stürmte er ins Treppenhaus und betrat das Wartezimmer, so heftig atmend wie ein Presslufthammer. Genau das geschah, was er befürchtet hatte. Es war nichts zu sehen. Keinerlei Plakat eines Gorillas im gesamten Raum.

• *Nicht mehr und nicht weniger Gorilla an der Wand als eine Giraffe in meiner Hosentasche! Jetzt verstehe ich, warum ich der jungen Frau eigenartig vorkommen musste! Sie hat sicher gedacht, ich wolle ihr Profil von beiden Seiten sehen, als ich mich von einer Seite zur anderen beugte, um die Aufschrift zu lesen, die nur in meinem Kopf existierte!*

Er kehrte zurück auf die Straße, irrte vorwärts, ohne zu wissen wohin.

• *Das bedeutet, dass das Tier auf den letzten beiden Bildern, die ich gesehen habe, sich ausschließlich an mich richtete! Ich muss total irre sein... wie könnte man denn sonst erklären, dass mein Vorname im Text erschien?*

Um sich zu vergewissern, beschloss er, zur U-Bahn zu gehen, um dort die Werbung zu suchen. Er war nicht überrascht, sondern nur enttäuscht, als er feststellte, dass dort tatsächlich die Werbung eines Rasierapparates hing, die er fotografiert hatte. Er ging wieder hoch an die frische Luft und betrat die Bar Chez Michel, an der Kreuzung Boulevard Vaigouane / Avenue de la Baie d'House. Dort setzte er sich in eine einsame Ecke. Er bestellte einen Kaffee sowie ein Sandwich mit Butter und Wurst. Er öffnete automatisch eine Zeitung, die auf dem Tisch lag. Sein Handy läutete in der Tasche. Es war ein Anruf von Isabelle. Er bemühte sich, so natürlich wie möglich zu klingen, war aber gleichzeitig kurz und bündig.

Als die knappe Unterhaltung beendet war, legte er sein Handy auf den Tisch und warf einen Blick in die Tageszeitung. Er zuckte zusammen. Schon wieder! Da! In der Zeitung! Der Gorilla nahm die ganze Seite in Anspruch! In roter Schrift darunter: „Lucien, ergründe meinen Blick!“

Als er die Augen schloss, um sich einen Augenblick vor dem Bild zu schützen, entfuhr ihm ein Schrei. Das Tier konnte er immer noch sehen. Das Tagesblatt, der Tisch, die Bar, alles war verschwunden, nur der Gorilla blieb weiterhin sichtbar. Dieser brauchte noch nicht einmal mehr einen Hintergrund, um anwesend zu sein. In welche Richtung Lucien auch seinen Blick drehte, das Bild drängte sich ihm auf. Luciens Augen waren geschlossen, aber der große Affe war weiterhin präsent, er durchdrang das Nichts. Bei geöffneten Augen überdeckte er dann alles was Lucien sah.

• *Wie soll ich das einem Psychiater erklären? ,Guten Tag, ich suche Sie auf, weil ich überall einen Gorilla sehe! Ich sehe ihn sogar mit geschlossenen Augen. Was halten Sie davon, Herr Doktor? Kommt das öfters vor? Ist es harmlos?‘*

— : „Du musst ihm ebenfalls gestehen, dass Du mich auch hörst!“

Lucien zuckte zusammen. Niemand in der Nähe! War da ein Lautsprecher hinter ihm an der Wand? Nein, jedenfalls war nichts sichtbar. Er fragte sich, wer da gesprochen hatte. Obwohl... ‚gesprochen‘ war nicht der richtige Ausdruck ... eher ‚gemurmelt‘... nein, noch nicht einmal das.

— : „Ich fühle deinen Stress. Du hast ja schon den Gedanken akzeptiert, mich zu sehen. Also... mich dann auch noch zu hören macht doch keinen allzu großen Unterschied. Nicht wahr?“

Er drehte sich von neuem nach allen Seiten um, sah aber niemanden, der etwas von sich geben könnte, was einem Gemurmel ähnelte.

• *Übrigens, Herr Doktor, dazu kommt noch, dass ich ihn auch noch höre. Was soll ich bloß machen? So ein Elend! Ich leide an einer geistigen Krankheit, die ich nur für mich selbst erfunden habe. Ich mache immer alles anders als alle anderen!*

— : „In Wirklichkeit hörst du mich gar nicht. Ich habe nicht das richtige Wort benutzt, denn es handelt sich nicht um Töne. Sagen wir eher, dass ich mit dir nonverbal kommuniziere“.

• *Mein Gott, bin ich bescheuert! Ich unterhalte mich mit mir selbst, indem ich einen Gorilla erfinde, der in meinem Kopf redet. Wie konnte mein Hirn so urplötzlich verrücktspielen?*

— „So! Entschuldigen Sie bitte die Verzögerung, aber ich bin allein an der Bar... Ah! Sie sind es? Da sind Sie ja schon wieder!...“

Lucien drehte sich unwirsch dem Kellner zu, aber der Gorilla verdeckte ihn mit seinem Gesicht bis zum Bauch.

— „Wieso ,Da sind Sie ja schon wieder?‘“

— „Sie waren es doch, der vorhin weggerannt ist?“

— „Ähm...“

— „Fünf Euro fünfzig.“, fügte der Mann hinzu, stellte den Kaffee ab und legte das Sandwich sowie die Rechnung mit auf den Tisch.

Lucien drehte den Kopf von rechts nach links, von oben nach unten, rollte die Augen und versuchte, den Mann zu fokussieren. Er machte sogar einige Bewegungen vor seinem Gesicht, so als wolle er das Bild, das ihn störte, vertreiben. Man hätte meinen können, er versuche eine Rauchwolke zu verscheuchen. Der Kellner beobachtete ihn neugierig, blieb aber stumm bis Lucien murmelte:

— „Aber was ist das bloß, das Ding da? Hau endlich ab!“

Diese Worte wurden mit einem erstaunten Stirnrunzeln entgegengenommen.

— „Wie bitte?“

Der behaarte Primat verschwand.

— „Entschuldigen Sie bitte!“, sagte Lucien und legte zehn Euro in die Untertasse, die der Kellner ihm reichte. „Sie waren nicht gemeint.“

Der Barmann steckte den Geldschein ein, gab Kleingeld zurück. Er entfernte sich achselzuckend.

— : „Hoffentlich habe ich dir keine Schwierigkeiten bereitet.“, sagte der Gorilla und tauchte wieder in Luciens Blickfeld auf. „Das nächste Mal werde ich mich schneller zurückziehen. Was schwierig ist, weil du die

Kommunikation mit mir noch nicht beherrscht. Ich nehme einige deiner Gedanken wahr, aber nur verwirrt, weil sie nicht an mich persönlich gerichtet sind. Aber es ist auch meine Schuld, weil ich den Plan dieses Mal nicht gut im Griff hatte. Ich hätte hinter dem Kellner bleiben sollen.“

• *Verflixt! Wie habe ich eine so verrückte Geisteskrankheit erfinden können! Da gibt's wohl niemanden außer mir, der so etwas schafft! Selbst wenn ich verrückt werde, schaffe ich es, das anders als alle anderen zu machen! So, und wie soll ich das alles Isa klarmachen? Was soll ich bloß machen, verflixt noch mal!*

Er hörte auf, am Fingernagel zu nagen, um sich eine Zigarette anzuzünden.

— : „Hör endlich auf, zu jammern! Warum denkst du eigentlich, verrückt zu sein? Du scheinst den Eindruck zu haben... oder?“

• *Was soll ich bloß machen? Was soll ich bloß machen? Ich bin dabei, den Verstand zu verlieren. Wie schrecklich! Dann werde ich auch noch meine Arbeit verlieren! Ich werde im Irrenhaus landen! Mit einer Zwangsjacke. Was wird Isa denken? Soll ich mit ihr darüber reden? Was soll ich bloß machen? Was soll ich bloß machen?*

— : „Du solltest mir vertrauen, wenn ich dir sage, dass du nicht verrückt bist. Ich existiere wirklich! Ich bin nicht nur irgendein Hirngespinnst.“

• *Ich bin dabei, mir absurderweise einzureden, nicht verrückt zu sein.*

— : „Nein, nicht du bist es, der dir versichert, dass du nicht verrückt bist. Ich bin es, der das behauptet.“

Lucien versuchte, alle ihn bedrängenden Gedanken aus seinem Kopf zu verjagen und biss in sein Sandwich. Er starrte abwesend auf das Resopal des kleinen Tisches, auf den er seinen Ellbogen stützte, sah aber immer noch den Gorilla auf der Oberfläche. Er begann appetitlos zu kauen. Der große Affe richtete sich wieder an ihn:

— : „Du solltest das nicht essen.“

— : „Warum denn nicht? Soll ich vielleicht auch noch deine Geschmacksrichtung akzeptieren?“

• *Ha, ha, ha, jetzt streite ich mich sogar mit mir selbst! Mein Hirn scheint ganz schön zu spinnen!*

— : „Nein, es handelt sich nicht um meinen Geschmack. Es handelt sich darum, dass man ein Tier hat töten müssen, um diese Wurst herzustellen. Ein Tier, das in den fürchterlichsten Qualen großgezogen wurde, die man sich nur vorstellen kann. Dazu kommt noch, dass eine Kuh für die Butter ausgebeutet wurde.“

— : „So ist das Leben eben. Der Löwe frisst die Gazelle! Was soll man da denn machen?“

— : „Der Löwe? Was hat das mit dem Löwen zu tun? Du bist doch kein Löwe, und ein Löwe frisst keine Wurst.“

— : „Der Löwe ist nur ein Symbol. Das heißt eben, dass ich ein Raubtier bin und ich demzufolge Tiere esse.“

— : „Du bist ein Beutegreifer!“

— : „Lass mich endlich in Ruhe!“

• *Verflixt! Ich fordere mich selbst auf, mich in Ruhe zu lassen.*

— : „In Ordnung. Nur noch eine letzte Frage: saugt ein Löwe Milch an einer Kuh?“

— : „Was ist das denn schon wieder für eine blöde Frage?“

— : „Die Butter deines Sandwichs stammt von der Ausbeutung einer Kuh. Nun, da du die Metapher eines Löwen benutzt, um die Wahl deiner Lebensmittel zu rechtfertigen, wollte ich eben nur wissen, ob der Löwe die Milch an einer Kuh saugt.“

• *Ansonsten, Herr Doktor... frage ich mich in meinem Delirium, ob ein Löwe Milch an einer Kuh saugt. Ja, Herr Doktor, ich bin damit einverstanden, doppelte Dosis morgens, mittags und abends zu nehmen. Sogar dreifache Dosis, ja, ja...*

Lucien war fast dabei, an seinem Schicksal zu verzweifeln.

— : „Weißt du was wir machen? Ich lasse dich einige Zeit in Ruhe, um über all das nachdenken zu können. Ich bitte dich nur, den Gedanken zuzulassen, dass ich keine Erfindung deines Hirns bin... Dass ich wirklich existiere. In Ordnung? Denk darüber nach. Bitte. Ich komme bald wieder.“

Das Bild verschwand und ‚die Stimme‘ schwieg.

Lucien bemerkte, dass der Barmann und ein paar Kunden ihm zeitweise wissende Blicke zuwarfen, mit einem leichten Lächeln im Mundwinkel.

• *Die sind nicht dumm. Die haben verstanden, dass ich völlig bescheuert bin. Ich muss Isa anrufen. Meine Halluzination kann jeden Augenblick wieder erscheinen.*

Er rief seine Frau an, gab ihr die Bar an, in der er saß. Er bat sie ihn dort so schnell wie möglich mit dem Auto abzuholen. Sie wunderte sich. Er gab zu, sich nicht wohl zu fühlen. Dass er im Augenblick keine weiteren Einzelheiten äußern wolle, aber dass er ihr alles zu Hause erklären werde.

Fünfzehn Uhr.

Isabelle arbeitete als Freiberuflerin zu Hause. Sie programmierte die Websites ihrer Kunden in PHP MySQL-Version. Durch ihre Unabhängigkeit hatte sie die Möglichkeit, Lucien abzuholen, ohne irgendjemandem Rechenschaft ablegen zu müssen.

Sie saßen beide auf dem Sofa im Wohnzimmer. Sie sah ihm in die Augen, während er alles zu Ende erzählte, was er gerade erlebt hatte.

— ...„Mir war es lieber, dass du mich abholst und nach Hause bringst, weil ich mich völlig hilflos fühle. Ich weiß nicht, wann das wieder losgeht.“

— „Und jetzt, gerade in diesem Moment, siehst du ihn nicht mehr und du hörst ihn auch nicht mehr?“

— „Nein. Nichts mehr.“

• *Sie muss sich sagen, dass ich reif fürs Irrenhaus bin. Und sie hat recht.*

— „Du hast nicht versucht, ihm zu antworten, aber du scheinst die Möglichkeit zu haben, dich mit ihm zu unterhalten.“

— „Wie meinst du das?“

— „Sobald er dir etwas sagt wie: ‚Ich bin es, der dir versichert, dass du nicht verrückt bist. Nicht du bist es. Ich bin nicht das Ergebnis deiner Fantasie‘. Das beweist doch, dass er auf das, was du denkst antworten kann.“

— „Ja, ja, das stimmt schon. Aber wie ich dir schon gesagt habe, kann es nur sein, dass ich das alles erfinde.“

— „Falls er wieder auftaucht, dann werden wir uns zusammen um ihn kümmern. Ich werde dich nicht allein lassen.“

— „Demnach glaubst du mir?“

— „Ich glaube tatsächlich, dass du das erlebst, was du mir gerade erzählt hast. Das heißt, dass der Gorilla existiert, wenigstens für dich.“

Ein paar Tränen von Dankbarkeit und warmer Zärtlichkeit kullerten aus Luciens Augen. Nur sie konnte ihm helfen. Er bemerkte, dass sie konzentriert nachdachte.

— „An was denkst du?“, fragte er besorgt. „Dass ich ganz schön verrückt bin, nicht wahr?“

— „Ich sagte mir gerade, dass wir von ihm einen Beweis seiner Existenz verlangen könnten, sobald er wieder auftaucht.“

— „Wie das denn?“

— „Wir werden schon sehen.“

Lucien vermutete, dass sie einen Einfall hatte. Das beruhigte ihn, denn er bewunderte – ganz gegen seinen Willen – Isabelles Intelligenz. Warum gegen seinen Willen? Weil er eben noch größtenteils von seiner Erziehung konditioniert war. Seit seiner Kindheit hatte sein Vater ihm den Glauben eingetrichtert, dass die kognitiven Fähigkeiten einer Frau generell minderwertiger seien, als die der Männer. Auch war er zu der Überzeugung gekommen, mit einer Ausnahme zu leben. Was ihm einerseits schmeichelte, ihm aber andererseits auch Komplexe gab, weil er fühlte, dass Isabelle ihm sowohl in ihrem Beruf, als auch im Bereich der Literatur überlegen war.

6) Sie dachte an ihre Mutter

Sie hatte keinen Körper mehr. Das, was von ihr übrigblieb, war an ein sehr kompliziertes Gerät angeschlossen, das sie am Leben erhielt. Und all das befand sich an einem hoch abgesicherten Ort. Bewaffnete Männer überwachten den Eingang, Tag und Nacht. Nur die Leute, die an diesem geheimen Projekt arbeiteten, durften eintreten.

Sie konnte zwar sehen, aber nicht mit ihren Augen, da sie keine mehr hatte: Objektive waren an ihrem visuellen Kortex im Hinterhauptlappen angeschlossen. Sie konnte zwar hören, aber nicht mit ihren Ohren, da sie keine mehr hatte. Mikrofone, deren Signale von einer Software übertragen wurden, waren mit ihrem Hörbereich verbunden. Durch diese künstlichen Sinne konnte sie also sehen und hören was sich um sie herum oder anderswo auf der Welt abspielte. Ihre anderen Sinne waren nicht mit Sensoren verbunden. Die Metamorphosen waren fürchterlich schmerzhaft gewesen, aber seit ihr Nervensystem nicht mehr mit dem Körper verbunden war, konnte man sie nicht mehr quälen. Jedoch kam es vor, dass sie Schmerzen empfand, die von ihren amputierten Körperteilen herrührten, wie Personen, die manchmal ein Jucken in einem abhanden gekommenen Glied spüren. Diese körperlichen Qualen waren jedoch nicht so schwer zu ertragen wie die, die sie bei den zahlreichen chirurgischen Amputationen und den verschiedensten Operationen erlebt hatte. Durch diese war sie völlig verändert worden. Dagegen hätte sie schwer die psychischen Schmerzen beschreiben können, die ihr nicht mehr existierender Körper ihr bereitete. Das fürchterliche Martyrium dieser Situation war tatsächlich unbeschreiblich, denn niemand hatte dies je zuvor erlebt. Das Einzige, um

uns das auch nur im Geringsten vorstellen zu können, wäre, unsere Hände, Füße oder irgendeinen anderen Teil unseres eigenen Körpers nicht mehr sehen oder fühlen zu können. Und das nur weil dies unmöglich ist, da sie nicht mehr existieren.

Sie dachte an ihre Mutter; sie dachte oft an sie. Die letzte Erinnerung, die sie an diese hatte, war eine regelrechte Folter. Jedes Mal, wenn sie an sie dachte, war sie wie von Trauer zerrissen. Wieder hoffte sie, dass sie schnell gestorben war, ohne zu leiden.

7) Guten Tag, Beutegreifer!

Lucien und Isabelle hatten beide sehr schlecht geschlafen. Er, weil er glaubte, den Verstand verloren zu haben, und dass das Symptom wieder auftauchen könnte. Sie, weil sie sich große Sorgen um ihn machte. Jedoch war nichts in dieser Nacht geschehen. Am Morgen trank Lucien ein Schüsselchen Kaffee, aß aber nichts. Isabelle schluckte ein paar Löffel Müsli mit Milch. Danach versuchte sie, an einer Datenbank im Entwicklungsstadium zu arbeiten, kam aber wegen eines Problems mit der Variablen-Typisierung nicht vorwärts. Sie war völlig durcheinander und hatte Schwierigkeiten, sich zu konzentrieren. Lucien ging nicht ins Büro. Er fläzte sich auf dem Sofa, wo er versuchte im Computer Informationen bezüglich Halluzinationen zu finden. Es war schon Mittag, als das Bild des Gorillas auf seinem Bildschirm erschien.

Er zuckte zusammen. Es war eigenartig. Was ihn gleichzeitig überraschte, war, dass ihn dies teilweise beruhigte. Dieser Kontakt verstärkte in ihm die Überzeugung, geisteskrank zu werden. Warum teilweise? Weil er gleichzeitig auch besorgt war. Dennoch hatte er das Gefühl, einen Freund wiederzusehen. Stimmt, das Tier hatte sich bis jetzt nicht unangenehm benommen, sondern war sogar rücksichtsvoll gewesen. Es hatte ihn sogar eine Weile in Ruhe gelassen. Es hatte sich sogar entschuldigt, den Barkeeper überlagert zu haben und versprochen, beim nächsten Mal vorsichtiger zu sein.

— : „Guten Tag, Beutegreifer!“, sagte der Gorilla. „Ich habe gewartet, bis du dich entspannst. Ich hoffe, dass ich dich nicht störe.“

• *Beutegreifer! Ich mache mich über mich selbst lustig, und zwar anhand eines Gorillas, den ich mir einbilde, Herr Doktor. Werden Sie mir vorschlagen, drei*

Mal am Tag eine ganze Schachtel Pillen zu schlucken? Oder zehn Zwangsjacken anzuziehen, eine über die andere? Zweifellos wäre beides gleichzeitig noch sicherer...

— : Nein, du störst mich nicht, dachte Lucien.

Sein Herzklopfen wurde derart stark, dass er es bis in die Schläfen spürte.

— : „Das ist das erste Mal, dass du mir bewusst antwortest. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr mich das freut.“

• Es reicht also, dass ich ihm antworten will, um ihm zu antworten! Das ist doch völlig irre! Oder vielmehr, ich bin völlig irre. Meine Güte, welche Eseleien ich mir da selbst weismache!

— : „Zuerst mal, nein, du bist nicht verrückt. Irgendwann wirst du schon davon überzeugt sein, dass ich existiere. Außerdem ist es gar nicht schön, von ‚Eseleien‘ zu reden. Dieser Ausdruck ist speziestisch.“

• Speziestisch! Ja was denn sonst noch alles?! Ich erfinde Ausdrücke, die ich selbst nicht kenne. Ich muss völlig übergeschnappt sein!

— : „Speziestisch? Was bedeutet das denn?“

— : „Ein Begriff, der vom Speziesismus abgeleitet wurde. Der Speziesismus ist eine Diskriminierung der Spezies. So wie der Rassismus eine ist, die auf Rassen beruht. Suche die Bedeutung im Internet. Dadurch wirst du etwas lernen. Außerdem wirst du dann gezwungen sein zuzugeben, dass ich keine reine Erfindung deines Geistes bin. Du hättest dir doch nie ein Wort ausdenken können, das existiert, aber das du nicht kennst! Gib zu, dass dieser Zufall sehr unwahrscheinlich wäre.“

• Ich habe schon Leute gesehen, die mit sich selbst reden. Aber da ich ein ausgefallener Fall bin, erfinde ich ein Adjektiv, das ich mir von einem irrealen Gorilla erklären lasse. Wie soll man denn eine Geisteskrankheit dieses Ausmaßes heilen können? Da besteht keinerlei Hoffnung mehr. Ich bin nicht mehr zu retten!

Das Tier verschwand vom Bildschirm, um an der Wand dem Sofa gegenüber wieder aufzutauchen.

• Speziestisch? Ich werde das Wort suchen... Oder werde ich mir einbilden, es zu suchen und die Bedeutung zu finden. Ich bin total irre. Das ist doch reiner Wahnsinn! Das ist tatsächlich dramatisch lustig. Also gut... suchen wir mal...

— „Was sagst du da?“, fragte Isabelle, die ihn ein paar Worte hatte murmeln hören.

— „Er ist wieder da.“, sagte er einfach. „Er redet mit mir.“

Sie war über seine scheinbare Ruhe erstaunt.

— „Wo siehst du ihn denn?“

Er streckte den Finger:

— „Da, an der Wand.“

— „Und was sagt er?“

— „Er sagte mir, man dürfe nicht ‚Eseleien‘ sagen, weil das Speziesismus sei.“

— „Spelizismus?“, wunderte sie sich.

— „Speziesismus: Nicht Spelizismus. Speziesismus.“

— „Gut. Und was bedeutet das?“

— „Keine Ahnung; ich kenne das Wort nicht. Er behauptet, es handle sich um Diskriminierung, die auf einer Spezies beruhe. Wie der Rassismus auf der Rasse.“

— „Aber... Du, ich glaube, ich habe schon davon gehört. Aber wenn du sicher bist, das Wort nicht zu kennen... wie hättest du denn dann einen Ausdruck erfinden können, der existiert? Das wäre doch ein unglaublicher Zufall.“

— „Das ist genau das, was er mir klarmachen will. Er hat mich aufgefordert, die Bedeutung zu suchen. Er fügte hinzu, dass das ein Beweis dafür sei, dass er nicht meiner Fantasie entspringe.“

Lucien fand schnell die Erklärung¹. Nachdenklich massierte er sich das Kinn und betrachtete den Gorilla an der Wand. Dieser schien beweglich geworden zu sein. Es war kaum bemerkbar, aber seine Augenlider blinzelten und die Haut bewegte sich unmerklich.

Isabelle, die Lucien seit einer Weile heimlich beobachtete, fragte ihn schließlich:

— „Ist es immer noch der Gorilla, den du da anschaust?“

— „Was?... Äh... ja, ja. Natürlich. Und du? Du siehst nichts?“

— „Ich sehe nur eine weiße Wand, stimmt!“, murmelte sie. „Du solltest wirklich aufhören, Dir die Fingernägel abzukauen, weißt du!“

— „...“

— „Die Bedeutung des Wortes stimmt tatsächlich mit der überein, die dir der Gorilla gegeben hat, nicht wahr?“

Lucien schrieb den Begriff auf. Es war offensichtlich, dass sie Abstand von ‚diesem Gorilla‘ hielt, was er sehr gut verstehen konnte.

— „Hm, ja... du denkst wahrscheinlich, dass ich dieses Wort zwangsläufig kennen musste, ohne mir dessen bewusst zu sein.“

— „Ich gebe zu, dass ich diese Erklärung für sehr wahrscheinlich halte. Sie ist im Augenblick leichter akzeptierbar als die eines Affen, der nur mit dir spricht, und den nur du allein siehst. Hoffentlich bist du mir deshalb nicht böse. Aber eines musst du wissen, wie immer die Sache auch liegen mag, ich werde immer auf deiner Seite sein.“

In der Tischschublade nahm er eine aus Holz gearbeitete Dose, die alles enthielt, um sich einen Joint zu drehen. Er streute ein bisschen Tabak auf einen Teller und antwortete:

— „Selbstverständlich bin ich dir nicht böse! Ich denke nämlich genau das gleiche wie du: es ist sehr wahrscheinlich, dass ich schizophren bin.“

— „Eigenartig! Ich habe das Gefühl, dass es dir jetzt weniger Angst macht.“

Er erwärmte das Ende seines Shit-Stückchens über der Flamme seines Feuerzeugs. Dann begann er, es zu zerkrümeln, bevor er es mit dem Tabak vermischte:

— „Stimmt. Ich weiß nicht, ob das der normale Ablauf dieser Krankheit ist, die sich verschlimmert, aber ich fühle mich jetzt wohl in meiner Haut. Stell dir vor, zu meiner großen Überraschung habe ich mich gefreut, ihn vorhin wiederzusehen. Dabei befürchtete ich es vor ein paar Stunden noch. Ich hatte wirklich Angst.“

Er rollte sich seinen Joint, klebte ihn mit seiner geübten Zunge, zündete ihn an, begann daran zu ziehen und setzte eine meditative Miene auf. Nach drei Zügen reichte er Isabelle den gerollten Joint in Kegelform. Sie rauchte ein bisschen und meinte:

— „Gut! Aber ich bin fast am Verhungern! Du nicht?“

— „Doch, ich habe auch einen Bärenhunger. Es ist noch Kalbsfrikassee und Reis übrig. Ich gehe es aufwärmen.“

Er nahm die Schüssel aus dem Kühlschrank und stellte sie in die Mikrowelle.

— : „Ich glaube gehört zu haben, dass du essen wirst, Beutegreifer!“

— : „Ja.“

— : „Und was wirst du essen?“

— : „Kalbsfrikassee.“

Lucien stellte die Mikrowelle auf sechs Minuten ein, drückte auf die Starttaste und ging hin und her, die Hände in den Hosentaschen. Kurz vor Ablauf, stellte er im Kopf die Frage:

— : „Bist du noch da?“

• *Ich bin derartig bescheuert, dass ich mich selbst frage, ob ich noch da bin. Das ist doch wirklich schlimm!*

— : „Ja.“

Lucien hatte den Eindruck, dass diese lakonische, mit wahnsinniger Wut geladene Antwort nur mühsam im Zaum gehalten wurde. Dieser Zorn, bei dem er eine erschreckende Brutalität spürte, konnte nicht im Ton enthalten sein, da es sich ja gar nicht um eine Stimme handelte. Die Kommunikation fand ja ohne den leisesten Laut statt. Jedoch spürte Lucien diesen Zorn ganz klar und fühlte sich voll getroffen.

— „Was hast du? Was ist denn schon wieder los?“, fragte Isabelle, die sah, dass er so weiß wie der Kühlschrank war.

— : „Du wirst also deinen obszönen Bauch mit dem Fleisch eines Babys füllen, das in der Milch einer Kuh gekocht wurde, die nach ihrem Kind heult, dem Kleinen, das nie Muttermilch gekannt hat! Wie könnte man sich denn eine noch zynischere Grausamkeit vorstellen? Dein Geist ist gegen Mitleid völlig unzugänglich! Dein Speichel rinnt leichter als deine Tränen. Dein gieriger Magen spricht lauter als dein steriles Herz!“

Rasende Gefühle begleiteten diese Wortgedanken. Luciens Geist hatte das Gefühl, Flammen der Hölle hätten ihn im Visier...

Isabelle brachte die beiden Schüsseln auf den Tisch. Da er bewegungslos vor der Mikrowelle stehenblieb, drängte sie:

— „Na, kommst du essen? Was hast du denn?“

— „Ich komme, aber ich habe plötzlich keinen Hunger mehr.“

8) Engramme

Keinen Körper mehr zu haben, war nicht die einzige Veränderung: Man hatte außerdem eine ganze Anzahl von Experimenten an ihrem Zentralnervensystem vorgenommen. Insbesondere und vor allem eine synaptische Erweiterung. Seit kurzem wurde sie an lebenden Gehirnen ausprobiert. Zuerst war sie nur in Computersimulationen getestet worden.

Es handelte sich um ein derart neues Gebiet, dass selbst die Spezialisten sich nicht im Geringsten das Ergebnis vorstellen konnten. Die Auswirkungen der synaptischen Erweiterungen waren schrittweise geschehen. Sie erinnerte sich an das, was sie das erste Mal gespürt hatte. Ganze Lebenserfahrungen hatten sie plötzlich überflutet. Erinnerungen von unglaublicher Klarheit. Das hatte mit einem Rennpferd begonnen; innerhalb einer knappen Stunde, hatte sie die gesamten Erinnerungen dieses armen Tieres mitbekommen, von seiner Geburt an bis zu seinem dramatischen Tod in einem Schlachthaus. Zwei Tage später hatte sich das gleiche bezüglich von Milchkuherfahrungen abgespielt. Am nächsten Tag hatte sich die Existenz eines Menschen in sie eingenistet. Im Internet hatte sie gelesen, dass man die bioelektrischen Spuren, die im Gehirn hinterlassen werden, „Engramme“ nennt. Sie seien die materielle Grundlage der Erinnerungen. Es war ihr unmöglich zu erklären, wie und warum sie diese Engramme speicherte, falls es sich tatsächlich darum handeln sollte. Damals wählte sie weder Opfer noch Zeitpunkt; das geschah völlig gegen ihren Willen.

Dann passierte etwas Neues. Ein Unbekannter wollte etwas an ihr testen. Sie wusste nicht genau, was er vorhatte, aber sie wusste, dass er an sie dachte, dass sie es war, an der er es ausprobieren würde. Es war mehr als nur eine Intuition. Sie hatte tatsächlich geglaubt, diese Information sei genau das, was sie sah.

Der Oberst Elijah Floyd hatte einen Auftrag: das Projekt ASIC zu schützen und das Geheimnis zu wahren. Was war das ASIC? Das militärisch gehütete Geheimnis war so unglaublich wichtig, dass selbst er nichts davon wusste. Außer dass es sich um Gehirnforschung handelte, die sich mit der Synapsen-Erweiterung befasste. Er wusste auch, dass andere Nationen die gleichen experimentellen Forschungen vornahmen, und dass der Nachrichtendienst und die Gegenspionage aller Länder voll damit beschäftigt waren. Man hätte meinen können, man sei wieder in der Epoche des Manhattan-Projektes und der Entwicklung der ersten Atombombe, so klar war es, dass die operative Synapsen-Erweiterung für die Armee, welche diese vor allen anderen besaß, einen entscheidenden militärischen Vorsprung bedeutete.

Trotz der beachtlichen Bemühungen und Aufwendungen, nichts an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, gingen allerhand Gerüchte um. Es hieß sogar, es handle sich um Waffen, die im Stande seien, Menschen auf Distanz um den Verstand zu bringen.

9) Habe nie mit so etwas zu tun gehabt!

Isabelle wusste nicht, was sie machen sollte. Für sie war Lucien zweifellos von einer seltsamen Geisteskrankheit befallen. Sie hatte im Geheimen eine Psychiaterin aufgesucht und um Rat gefragt. Bei der Beschreibung der Symptome, hatte diese die Stirn gerunzelt, sie massiert und geseufzt, was ihre perplexen Ungläubigkeit ausdrückte:

— „Seit zwanzig Jahren übe ich diesen Beruf schon aus und habe noch nie mit so etwas zu tun gehabt. Können Sie ihn dazu überreden, zu mir zu kommen?“

— „Ich werde es versuchen... ich werde es versuchen... Aber jetzt, hier, was halten Sie davon?“

— „Im Moment nicht viel mehr als Sie... Eine Art Schizophrenie, wahrscheinlich. Wird er sich irgendwann einmal daran erinnern, das Wort ‚Speziesismus‘ schon gekannt zu haben? Mal sehen... Ich würde gerne ein Gespräch mit ihm führen. Und wenn möglich, zusammen mit seinem Gorilla...“

— „Ich werde mein Möglichstes tun, damit er hierher zu Ihnen kommt. Jedoch kann man natürlich nicht voraussehen, wann das Tier in seinem Kopf erscheint.“

— „Vor allem, weil Sie es nicht wissen können, wenn es während seiner Arbeitszeit passiert. Außer, er ruft Sie an, um es Ihnen zu sagen.“

— „Er arbeitet im Moment nicht. Derzeit bleibt er auf dem Sofa liegen. Ich habe ein Auge auf ihn, weil ich zu Hause arbeite.“

— „Ah! Das ist gut. Um uns zu dritt zu treffen, bin ich bereit, ihn zu jeder Tages- oder Nachtzeit zu empfangen. Falls ich mit einer Analyse

beschäftigt sein sollte, werde ich diese unterbrechen und dem Patienten sagen, wegen eines unvorhergesehenen Notfalls später wieder zu kommen.“

— „Vielen Dank, Frau Doktor.“

Die Psychiaterin schrieb etwas auf die Rückseite ihrer Visitenkarte und reichte sie Isabelle.

— „Hier haben Sie meine persönliche Handynummer. Rufen Sie mich an, sobald sein seltsamer imaginärer Gesprächspartner wieder in ihm auftaucht.“

10) Wie Milchkühe...

Mit dem Ellbogen auf dem Schreibtisch, das Kinn auf seine Faust gestützt startete Lucien auf den Bildschirmschoner von Farrahs Computer, ohne ihn wirklich zu sehen. Sie war mit der Kaffeemaschine im Flur beschäftigt. Er war letztendlich ins Büro gegangen, weil man ja schließlich von etwas leben muss, aber er schaffte es nicht, sich zu konzentrieren. Sein Kopf war anderswo. Er hatte den ganzen Morgen damit verbracht, Akten zu ordnen. Am frühen Nachmittag hatte er zwei Interessenten angerufen. Erfolglos. Er dachte daran, die von Georges gewünschte Gewerkschaftsrede aufzusetzen, auch wenn dies ihm finanziell nichts einbringen, ihn jedoch vielleicht auf andere Gedanken bringen würde. Er kopierte das Textverarbeitungsdokument seiner letzten Rede, öffnete eine Kopie und fing an, sie mit dem gleichen Interesse zu lesen, das wohl ein Pyromane an einem Feuerlöscher fand.

„Nein, der Staat steht nicht auf unserer Seite, sondern ist unser Gegner! Er verursacht ja schließlich diesen sogenannten Radikalismus, dessen er uns beschuldigt. Seine Unterdrückung ist der Grund der Intensivierung unseres Kampfes...“

— : „Guten Tag, Beutegreifer! Was machst du denn da?“

— : „Ich inspiriere mich an einer meiner ehemaligen Reden, um eine neue zu schreiben.“

• *So, mein Hirn geht also wieder in Richtung Delirium!*

— : „Ah, interessant... Könntest du ihn mir vorlesen?“

Lucien las den Text noch einmal für ihn.

— „Hier!“, sagte Farrah und stellte einen Kaffee vor ihn.

— „Danke, das ist nett von Dir.“

Sie warf ihm einen forschenden Blick zu:

— „Geht es dir jetzt wieder besser?“

— „Ja, ja... Es geht schon!“

— „Gut!“, meinte sie zweifelnd. „Falls du mit jemandem reden willst, bin ich für dich da. Ist alles klar mit Isabelle?“

— „Ja, ja...“

— „Könntest du mir helfen, meinen Schreibtisch zu verschieben. Ich habe es satt, dir den Rücken zu drehen.“

Sie verrückten das Möbelstück um eine Vierteldrehung.

— „Gut so.“, sagte sie zufrieden. „Auf diese Art habe ich ein Auge auf dich. Jetzt sitzt du rechts von mir anstatt hinter mir. Das hätten wir schon lange machen sollen.“

Beide machten sich wieder an die Arbeit, jeder vor seinem Computer. Lucien nahm die Lektüre seines Textes nochmals ‚in lauten Gedanken‘ auf.

— : „... Unterdrückung ist Grund dafür, unseren Kampf zu verstärken. Solange wir von den Inhabern der Produktions- und Vertriebsmittel wie Milchkühe ausgebeutet werden*, das heißt, diejenigen die...“

(* ‚wie Milchkühe ausbeuten‘ ist in Französisch eine sehr gebräuchliche Redewendung)

• *Pfff, das geht mir auf die Nerven...*

Der Gorilla unterbrach ihn:

— : „Wenn du sagst ‚Wie Milchkühe...“

— : „Ja und?“

— : „Das heißt, dass es nicht normal ist, dass ihr ausgenutzt werdet, weil ihr keine Milchkühe seid. Du meinst also, dass es rechtens ist, Milchkühe auszubeuten, nicht wahr?“

• *Ich frage mich doch wirklich, wie ich auf das alles komme!*

— : „So kann man das verstehen, ja. Aber... OK... Wir sind ja keine T... Ähm, ich will sagen, es ist empörend, Menschen so zu behandeln wie Vieh... So, jetzt lass mich schreiben!“

— „Was sagst du? Ich lasse dich doch schreiben... Warum sagst du das denn?“

— „Entschuldige Farrah, ich habe nicht dich gemeint.“

— : „Sag mir wenigstens warum es weniger schlimm ist, Kühe auszubeuten!“

— „Nicht mich? Wen denn sonst? Sprichst du jetzt mit dir selbst?“

Er konzentrierte sich, um nicht mehr laut zu denken.

— : „Weil es für mich wichtiger ist, sich um Menschen als um Kühe zu kümmern. Da ich ein Mensch bin, ist es normal, dass ich mich zuerst um meine eigene Spezies kümmere. Wir Männer* haben genügend Probleme, um uns auch noch um die von anderen zu sorgen.“

(* In Französisch bedeutet das Wort ‚hommes‘ sowohl ‚Männer‘ als auch ‚Menschen‘. Das Substantiv ‚Männer‘ wurde hier benutzt, damit die nachfolgenden Zeilen sinnvoll sind. [Die Übersetzerin])

— : „Dein Argument der Priorität wäre eventuell akzeptierbar, wenn es sich tatsächlich um ‚sich kümmern und sich sorgen‘ handelte, wie du sagst. Im Grunde geht es hier nicht darum, sich um Kühe zu kümmern, sondern darum, sie nicht mehr auszubeuten. Ich rede ja nicht davon, ihnen Gutes zu tun, sondern nur davon, ihnen nicht mehr zu schaden.“

— : „Ähm...“

— : „Und dann, um deine Spezies zu bezeichnen, sagst du ‚Männer‘. Das ist ein sehr patriarchalischer und sexistischer Ausdruck, ein Zeichen von Verachtung euren Weibchen, d.h. euren Frauen gegenüber.“

• *Es ist doch völlig irrsinnig, im eigenen Kopf zu zweit zu sein! Verflixt nochmal, du wirst bald erleben, dass das Gorilla-ich mein Menschen-ich davon überzeugen wird, ich sei bloß ein großes Arschloch.*

— : „OK! Und was kann ich denn ändern?“

— : „Vorerst mal nicht mehr den Ausdruck ‚Milchkühe‘ benutzen. Und dann sprich von ‚menschlichen Wesen‘ anstelle von ‚Männern‘.“

— : „Wenn das alles ist, um dich zufriedenzustellen...“

— „Mit was denn?“, fragte Farrah.

— „Hä?“

— „Du hast mir doch gerade gesagt ‚Wenn das alles ist, um dich zufriedenzustellen‘. Ich hätte gerne gewusst, wovon du redest.“

Lucien trank einen Schluck Kaffee und stellte seine Tasse hin.

— „Ähm... Entschuldige bitte! Ich überlegte gerade... und da sind mir ein paar Wörter entwischt.“

— : „Ja,“ sagte der Gorilla „das würde mich freuen. Auch solltest du keine Milchprodukte mehr konsumieren und kein Fleisch mehr essen.“

Farrah beobachtete Lucien heimlich.

— : „Eine überwiegende Mehrheit von Leuten konsumieren Milchprodukte und Fleisch, fast alle.“

— : „Na und?“

— : „Na das ist doch ein Zeichen, dass das normal ist!“

— : „Willst du damit sagen, dass die Mehrheit zwangsläufig recht hat?“

— : „Wenn sie derartige Proportionen erreicht, stehen die Chancen doch sehr hoch!“

— : „Ich verstehe...“

— : „Freut mich, dass du das einsiehst.“, antwortete er.

— : „Das würde also bedeuten, dass damals, als die ganze Welt dachte, die Erde sei flach, sie tatsächlich flach war. Sie ist dann später plötzlich rund geworden, als eine riesige Mehrheit behauptete, sie sei rund.“

• *Ist doch komisch, verrückt zu sein! Dadurch kommen mir Fragen, die ich mir vorher nie gestellt habe!*

— : „Gut, die Mehrzahl hat nicht immer unbedingt recht.“, gab Lucien zu. „Obwohl, wir haben das eben immer getan.“

— : „Was denn?“

— : „Fleisch und Milchprodukte essen.“

— : „Ich verstehe...“

— : „Wirklich?“

— : „Ja, ja... warum zweifelst du daran?“

— : „Weil du oft sagst ‚ich verstehe‘ und dann...“

— : „Ich versichere dir, dass ich dein Argument verstehe. Krankheiten hat es schon immer gegeben, also braucht man gar nicht versuchen, sie zu heilen. Kriege hat es schon immer gegeben, demnach muss man sich weiterhin gegenseitig abschlachten, da ihr das doch schon immer gemacht habt. Extreme Armut, Analphabetismus, Vergewaltigung, Behinderte, Blinde und Taube, Leiden aller Art... das alles hat es schon immer gegeben, folglich darf man vor allem nicht versuchen, sie zu reduzieren und noch weniger, ihnen ein Ende zu setzen. Ich verstehe schon gar nicht, warum Frauen wählen, weil, bevor ihr ihnen das Wahlrecht zugestanden habt, habt ihr ihnen nie das Wahlrecht zugestanden.“

• *Ich bin doch tatsächlich von einem besonders hinterlistigen Wahn befallen. Von einem Wahn, der letztendlich die gesunde Seite meines Geistes überzeugen wird, dass diese spinnt.*

Lucien erinnerte sich plötzlich, dass Isabelle es wissen wollte, falls der Gorilla wieder auftauche und mit ihm spräche. Er rief sie an, um es ihr zu sagen.

— „Komm heim, ich werde dich zu jemandem bringen.“, sagte sie nur, bevor sie auflegte.

Erstaunt fragte er sich, was sie da wohl vorhatte.

• *Wer ist denn dieser jemand?*

Es war fast schon siebzehn Uhr. Durch seine Neugier getrieben, wäre er ja gerne nach Hause gegangen, um es zu wissen, aber um halb sechs hatte er einen wichtigen Termin. Der Schmuck- und Pelzhändler, den er aufsuchen sollte, war ein ausgezeichnete Kunde. Den Termin aufzuschieben, kam nicht in Frage. Ohne sich von Farrah zu verabschieden, verließ er das Büro mit der Absicht, das Treffen nicht länger als nötig dauern zu lassen.

11) Ich rate dir, mit diesem Kunden kein Geschäft abzuschließen!

Lucien kam fünf Minuten zu früh beim Juweliergeschäft an. Er warf seine Zigarette weg, schaltete sein Handy aus und trat ein. Der Geschäftsmann stützte seine Ellbogen auf die gläserne Theke, in der man unter einer starken Beleuchtung eine ganze Reihe von Fingerringen sehen konnte. Sie lagen in schwarzem und rotem Samt gebettet. Er war gerade dabei, sich mit einer Angestellten zu unterhalten und unterbrach sich selbst lautstark:

— „Herr Prérubem! So pünktlich! Wie sehr ich das schätze!“

Lucien lächelte so gut er konnte und schüttelte die ihm gereichte Hand. Diese, mit zwei Goldringen geschmückt, war immer weiß, glatt und offensichtlich sorgfältig manikürt. Die Haut schien so sanft wie ein Babypopo.

— „Guten Tag, Herr Fobour!“

Lächelnd lud der Hausherr seinen Besucher ein, ihm in einen abgelegenen Winkel des Geschäfts zu folgen. Sie ließen sich in bequeme Sessel vor einem Rauchtisch aus Rosenholz nieder. In diesem Winkel, der normalerweise für heikle Verhandlungen mit wohlhabenden Kunden vorgesehen war, hüstelte Jean-Philippe Fobour elegant, um seine Stimme zu klären. Dann legte er los:

— „Nun, zeigen Sie mir doch diese neue Versicherungspolice, Herr Prérubem. Ich bin ganz bei der Sache.“

Das Geschäft handelte mit drei Arten von Luxusartikeln: mit Schmuck und mit Pelz- sowie Lederwaren. Lucien und sein Kunde waren von dem Rest des Geschäftes durch einen Ständer mit Nerz- und Silberfuchsmänteln getrennt.

Die Gesten dieses Mannes waren affektiert. Seine Hand strich theatralisch die Luft vor seiner Nase weg, als wolle er einen schlechten Geruch oder aufdringliche Mücken verscheuchen. Lucien öffnete seine Aktentasche, nahm die gewünschten Papiere heraus und legte sie Fobour vor. Dieser hielt es für wichtig, seinen Krawattenknoten zu kontrollieren, so als müsse er sicher gehen, dass dieser noch existierte. Danach glättete er mit einem seiner feinfühligsten Finger eine fiktive, widerspenstige Haarsträhne an seiner rechten Schläfe. Endlich richtete er seinen Blick auf die Versicherungspolice. Er führte sie vor die Augen, um sie durchzulesen. Während er sich konzentrierte, kräuselten sich seine gezupften Augenbrauen leicht. Seine linke Hand streichelte hin und wieder sein schwarzes Seidenhemd. Lucien blickte zu seinem Kunden. Ohne ihn wirklich zu sehen, dachte er an den Gorilla.

— : „Ich rate dir, mit diesem Kunden kein Geschäft einzugehen.“

• *Jetzt geht das schon wieder los!*

— „Mit den Garantien bin ich zufrieden, aber der Betrag scheint mir übertrieben hoch.“ meinte der Juwelier.

— : „Wieso das denn?“

— „Weil ich der Meinung bin, dass Sie mir geschäftlich noch ein bisschen mehr entgegenkommen könnten. Ich bin ja schließlich ein guter Kunde.“

• *Hoppla, jetzt habe ich schon wieder laut gedacht! Der Gorilla macht mich völlig verrückt!*

— „Ja natürlich, Herr Fobour. Sie sind tatsächlich ein Kunde, den wir sehr schätzen. Ich biete Ihnen einen Gesamtrabatt von fünf Prozent an.“

Jean-Philippe Fobour wischte unsichtbaren Staub vom Ärmel seiner Alpakajacke und fixierte Lucien mit wissendem Blick in der Art: „Komm! Noch ein bisschen mehr!“

— : „Verhandle nicht mit diesem Mann, er wird sterben.“

— : „Was fantasierst du denn da?“

• *Was ich mir alles einbilden kann!*

— : „Ich werde ihn umbringen.“

Lucien hatte noch nicht einmal Zeit, über diese Antwort nachzudenken. Bei diesen Worten, tauchte plötzlich ein Mann neben ihnen auf. Er blieb stehen, ohne sich zu bewegen... ein paar Sekunden. Klein, fett, bärtig, kahlköpfig, mit Jeans und weißem Hemd. Plötzlich richtete er eine Pistole auf den Geschäftsmann, der ihn völlig fassungslos anstarrte. Zwei ohrenbetäubende Schüsse. Jean-Philippe Fobour fiel rückwärts, eine Kugel mitten im Herz, die andere mitten in der Stirn. Als das erledigt war, ließ der Mörder seine Waffe sinken und blieb wie gelähmt an Ort und Stelle stehen.

Lucien schrie auf. Er kippte den Kleiderständer mit den Mänteln um, als er zurücktrat. Dann stürmte er aus dem Geschäft. Er rannte blindlings los, ohne zu wissen wohin. So als verfolge ihn der Satan in Person. Ein Pelz hatte sich um seinen linken Arm gewickelt. Man hätte meinen können, er habe ihn gestohlen und sei auf der Flucht. Der Pelz fiel ein paar Dutzend Meter weiter auf den Gehweg, als er mit jemandem zusammenstieß, ohne es wirklich zu bemerken. Da er sehr schnell außer Atem kam, stürzte er in eine Bar. Dort ließ er sich auf einen Stuhl fallen, der auf dem Fußboden knirschte und knarrte. Neugierige Blicke richteten sich auf ihn. Er nahm es gar nicht wahr. Plötzlich wurde ihm bewusst, dass er in der Bar Chez Marcel war, als der Kellner ihn fragte, was er wünsche. Man hätte fast meinen können, dass seine Beine sich schon daran gewöhnt hatten, diese Richtung einzuschlagen.

Der Kellner wartete mit offensichtlich verhaltener Ungeduld bis er wieder zu Atem kam, um etwas bestellen zu können:

— „Einen Kaffee, bitte.“, brachte Lucien schließlich hervor.

Der Kellner kehrte an seine Bar zurück, ein Handtuch über dem Arm, das Tablett gegen den Bauch, mit resignierter Miene. Er setzte seine Kaffeemaschine in Gang, servierte ein Bier an der Theke und warf Lucien einen Blick zu, der zusammengesackt am Tisch hing, den Kopf mit seinen Armen umschlungen.

— : „Nun komm schon, Beutegreifer! Du solltest das nicht dramatisieren.“, meinte der Gorilla.

— : „Was war denn da los! Das gibt's doch nicht! Wie hätte ich denn voraussehen können, dass man ihn umbringen wird?“

— : „Du hast gar nichts vorausgesehen. Jedenfalls hast du jetzt den Beweis, dass ich tatsächlich existiere.“

— : „Aber... Demnach bist du der Mann, der auf ihn geschossen hat?“

— : „Nein, nein, natürlich nicht! Ich habe ihn nur benutzt, um deinen Kunden umzubringen.“

— : „Aber warum hast du ihn denn ermorden lassen?“

— „Ich habe niemanden ermordet? Hier ist Ihr Kaffee.“

— „Oh! Vielen Dank. Entschuldigen Sie bitte. Ich habe nicht mit Ihnen gesprochen...“

— „Ja, ja, zweifellos nicht. Aber ich gewöhne mich allmählich daran.“

Der Kellner ging und hob die Augen zur Decke.

— : „Aber warum hast du denn den Juwelier ermorden lassen?“, bestand Lucien darauf und kaute wieder am Fingernagel seines rechten Daumens.

— : „Warum beunruhigt dich das denn eigentlich? Weil du einen Kunden verloren hast?“

— : „Aber nein! Es handelt sich ja schließlich um den Tod eines Menschen.“

— : „Der Tod eines Menschen... Ihr seid sieben Milliarden, die da auf der Erde wimmeln. Was macht da ein Mensch weniger unter diesen sieben Milliarden aus? Das ist weniger als ein Haar auf deinem ganzen Kopf! Und was bedeutet die Erde unter hundert Milliarden Sternen in der Galaxie? Und was bedeutet denn deine Galaxie inmitten von hundert Milliarden weiteren Galaxien? Und das nur allein im sichtbaren Universum. Also, willst du wegen eines einzigen dunklen Typen die Sache dramatisieren?“

— : „Ich verstehe gar nicht, warum ich mit dir rede. Du bist doch verrückt! Ja, und ich bin auch verrückt! Ich bin geisteskrank, und du bist nur das Ergebnis meiner Psychose.“

— : „Ja natürlich! Und dazu noch so geisteskrank, dass du im Voraus wissen kannst, dass dein Kunde sterben wird.“

— : „Wenn du wirklich existierst, dann bist du ein Monster! Du hast nämlich einen Mord begangen!“

— : „Nein, nein, deine Spezies ist nicht in Gefahr, weil ich einen einzigen Menschen umgelegt habe.“

— : „Aber es handelt sich doch nicht um die Spezies! Du hast ein Individuum ermordet, eine Person.“

— : „Pfff! Man muss die Masse der Menschheit doch ein bisschen im Gleichgewicht halten. Die Erde läuft doch über vor lauter Menschen. Sie vermehren sich völlig unkontrolliert und schaden dem Planeten furchtbar.“

— : „Das ist doch entsetzlich! So ein Alptraum!“

— : „Jetzt dramatisierst du aber, Beutegreifer! Jedoch nicht in der richtigen Richtung. Weißt du, dass Kinder in Afrika, Madagaskar und anderswo sich schinden, um die Edelsteine aus der Erde zu buddeln, die dieses Scheusal verkaufte? Das Geld, das du ihm gerade abgebettelt hast, schuldet der Juwelier Unglücklichen, die nur überleben können, wenn sie Minen bauen, die dann aber zusammenstürzen und die Arbeiter begraben. Ja, die Armen leben ständig in Lebensgefahr und kommen in Minen um. Manche Kinder sind nicht älter als fünf Jahre! Diese Edelsteine, die man ihnen zu einem Spottpreis abkauft, bringen Leuten wie deinem Kunden Vermögen ein. Wie viele Tote hat er persönlich auf dem Gewissen? Der Tod dieser Menschen, hat der dich genauso berührt? Ich glaube nicht! Denn anstelle ihm das alles vorzuwerfen, liefst du ihm obszön hinterher und wolltest sein zweifelhaftes Geld.“

— : „Ja... aber...!“

— : „Weißt du nicht, dass das Fell der Nerzmäntel, die er verkaufte, von Nerzen stammt? Das heißt, dass da echte Tiere drinsteckten? Das ist doch offensichtlich, aber du scheinst nicht daran zu denken. Stell dir einen jungen Nerz vor, der in einem Käfig großgezogen wurde und da nur rauskommt, um gehäutet zu werden. Durch das Gitter blickt er in die Freiheit, die er nie kennen wird. Während seines kurzen Lebens hat er nur das Gefängnis gekannt, Entbehrung von Familien- und Gesellschaftsbeziehungen, Leid und Angst... nichts als Leid und Angst! Damit er nicht beschädigt wird, wenn man ihm sein Fell abzieht, wird er durch einen elektrischen Schock getötet oder man zieht es ihm bei lebendigem Leib ab. Warum? Nur damit ihr Menschen seinen Pelz um den Hals legen könnt, der diese tragische Existenz hinter sich hat. Und natürlich damit Jean-Philippe Fobour Geld verdienen kann. Wie viele Nerze werden so grausam großgezogen, um dann so dramatisch zu sterben? Stört dich das? Diese Qualen sind dir derartig einerlei, dass auch nur allein der Gedanke an Mitleid dir gar nicht in den Sinn kommen kann, der durch die allgemeine Meinung geformt wurde.“

— : „Ja... aber...!“

— : „Hunderte von versklavten Kindern, Millionen von Nerzen und Füchsen kommen jedes Jahr für Alltagsgegenstände reicher Leute um... und die Tatsache, dass ein Qualenhändler umgebracht wird, bringt dich auf die Palme?“

— : „Du kannst doch Menschenleben nicht mit dem von Tieren vergleichen! Alles Leben hat ja schließlich nicht den gleichen Wert.“

— : „Genau! Von meinem Standpunkt aus, war Jean-Philippe Fobour nicht eines der Leben wert, die er auf dem Gewissen hat.“

— : „Was ich sagen will ist, dass man ein Menschenleben nicht mit dem eines Nerzes vergleichen kann.“

— : „Ja, ich habe es verstanden. Bist du rassistisch eingestellt?“

— : „Natürlich nicht! Aber was hat das damit zu tun?“

— : „Siehst du den Zusammenhang nicht? Wenn man jemanden seiner Hautfarbe wegen ablehnt, ist es nicht mehr weit, ein Wesen seines Hautbelages wegen zu diskriminieren: Pelz, Federn oder Schuppen.“

— : „Wie auch immer! Man übt keine Selbstjustiz aus.“

— : „Das hat man dir gut eingetrichtert! Dein Hirn ist super gut programmiert!“

— : „Wir sind in einem Rechtsstaat!“

— : „Ja natürlich! Das Recht des Stärkeren über den Schwächeren!“

— : „Das stimmt nicht! Es gibt ja schließlich Gesetze!“

— : „Ja, dann sag mal, lieber Beutegreifer, bezüglich Gesetze! Hast du mir nicht vom Löwen erzählt, der Gazellen frisst? Geht es da nicht um eine Metapher, die den Stärkeren preist?“

— : „Ja, aber...“ versuchte Lucien zu antworten und kaute an seinem Fingernagel.

— : „Na also... Ich war hier der Stärkere! Demnach hast du mir nichts vorzuwerfen. Das ist nun mal so! Was willst du da machen? So ist das Leben eben! Der Löwe hat eine Gazelle gefressen. Ich habe sogar zwei auf einmal ausgeschaltet. Und zwar problemlos!“

— : „Wieso zwei auf einmal?“

— : „Der, den ich dazu gebracht habe, auf deinen Kunden zu schießen, ist Waffenhändler. Er verkauft Dinge, mit denen man tötet. Ich nehme an, er wird sein Leben im Gefängnis verbringen.“

— : „Du bist doch wirklich abscheulich!“

— : „Nicht ganz so sehr wie er! Dieser ekelhafte Typ verübt mit Freude Treibjagd!“

• Ich habe doch tatsächlich den Verstand verloren und bin von einer extremen Schizophrenie befallen. Zwei Persönlichkeiten stehen sich in einem irren Meinungs Austausch gegenüber. Ja... aber... wie konnte ich wissen, dass dieser Mord passieren wird? Ja, aber natürlich... ist doch klar!

— : „Aber natürlich... ist doch klar!“

— : „Was ist klar, mein lieber Beutegreifer?“

— : „Dass ich verrückt bin!“

— : „Schon wieder! Ein bisschen beschränkt, ja! Aber nicht verrückt. Ich frage dich noch einmal: Wie hättest du ahnen können, was deinem Kunden passieren würde? Hat dein Gehirn mich wirklich erfunden?“

— : „Das ist doch ganz einfach! Der Mord hat gar nicht stattgefunden! Den habe ich in meinem Wahn erfunden. Übrigens werde ich jetzt gleich hingehen und nachprüfen.“

Als Lucien vom Stuhl hochfederte, stieß er den Tisch vor sich um. Als er schnell zum Ausgang rannte, stieß er mit einem sitzenden Kunden zusammen, der seinen Kaffee über die Hose schüttete. Er spurtete so schnell wie möglich zum Fobour-Geschäft. Er ließ das Protestgeschrei und die drohenden Gesten hinter sich. Er hatte es eilig. In diesem Moment war er eher sicher, sich das alles nur eingebildet zu haben. Er wollte sich schnellstens davon überzeugen. Sehr schnell jedoch wurde seine Eile gebremst. Dagegen klopfte sein Herz noch schneller, als er von weitem schon die Blaulichter der Polizei vor dem Geschäft sah. Er verlangsamte seinen Schritt und sah mehrere uniformierte Beamte beim Juweliergeschäft ein- und ausgehen. Andere hielten Neugierige im Zaum. Ein Mann und eine Frau von der Spurensuche in weißem Kittel, waren ebenfalls an Ort und Stelle beschäftigt.

— : „Zwei Hypothesen, mein lieber Beutegreifer! Entweder alles was du weißt, ist tatsächlich passiert, oder du träumst auch jetzt noch. Die Lösung dieses Rätsels überlasse ich dir.“

Lucien hielt an und kehrte um. Er hatte das Gefühl, schwere Lasten auf seinen Schultern zu tragen.

Nach vorn gebeugt, mit gesenktem Kopf, lief er langsam und ziellos umher. Ihm wurde bewusst, dass er in dieser fürchterlichen Lage mit niemandem außer diesem Gorilla über all das reden konnte. Er dachte sogar daran, ihn zu bitten, ihn nicht allein zu lassen. Aber wie sollte er denn Hilfe von einem solchen Wesen erwarten, welches er für seine ganzen Probleme verantwortlich hielt? Das war etwa so, als erwarte er von seinem Henker, geheilt zu werden!

12) Die Polizeibeamtin hob beruhigend die Hand

Lucien kam um neunzehn Uhr dreißig zu Hause an, und zwar in einem geistigen Zustand, den man sich leicht vorstellen kann. Dazu auch noch mit bis aufs Blut abgekauten Fingernägeln. Als er eintrat, war er überrascht, zwei Polizeibeamte anzutreffen, eine Blonde mit blauen Augen und einen großen, dünnen Dunkelhaarigen. Sie warteten im Wohnzimmer mit Isabelle auf ihn.

— „Lucien,“ stammelte seine Frau „diese Beamten haben deine Aktentasche hergebracht. Sie sind schon seit einer halben Stunde da. Ich habe versucht, dich anzurufen, aber...“

— „Ja, stimmt, ich habe mein Handy auf lautlos gestellt.“

— „Guten Abend, Herr Prérubem!“ sagte die Polizeibeamtin und hielt ihm die Aktentasche hin.

— „Wir können uns gut vorstellen, wie erschüttert Sie sein müssen. Es wird nicht lange dauern, aber wir brauchen Ihre Zeugenaussage.“

Mit verkrampftem Hals und klopfendem Herzen nahm Lucien seine Aktentasche entgegen, als er antwortete:

— „Danke. Ich habe nichts getan. Ich schwöre es Ihnen... Ich...“

Die Polizeibeamtin hob beruhigend die Hand:

— „Wir beschuldigen Sie ja auch gar nicht. Wir haben die Aufzeichnungen der Überwachungskameras gesehen und haben festgestellt, dass der Mörder der Leiter eines in der Nähe liegenden Waffengeschäftes ist. Wir wollten nur wissen, ob Sie sich vorstellen können, was ihn zu dieser Tat verleitet haben dürfte. Könnten Sie uns alles sagen, was Ihnen nützlich erscheint, um uns weiterzuhelfen. Wir wollen verstehen, was den Mörder dazu veranlasst hat. Nach den ersten Ermittlungen kannten sich die beiden Männer noch nicht einmal. Hat Jean-Philippe Fobour Ihnen etwas gesagt, was uns weiterhelfen könnte?“

— „Absolut gar nichts! Ich weiß wirklich absolut gar nichts.“, schrie er lautstark in dramatischem Ton. Die Beamten sowie seine Frau waren überrascht.

Er zitterte von Kopf bis Fuß und schien gleich in Tränen auszubrechen.

— „Wir verstehen Ihre Gefühlslage, Herr Prérubem,“ sagte die Polizistin „beruhigen Sie sich bitte. Wir melden uns später wieder bei Ihnen.“

Die beiden Ermittler verabschiedeten sich höflich und verließen die Wohnung.

— „Man kann wirklich nicht sagen, dass Dein Leben derzeit langweilig ist!“, meinte Isabelle.

Lucien wusste nicht, was er antworten sollte. Er hatte keinerlei Lust, über das gerade Erlebte zu reden. Isabelle verstand ihn, als sie seine niedergeschlagene Miene sah.

— „Ich bin völlig ausgelaugt. Das ist alles! Ich werde mir schnell einen Joint rollen, um mich zu entspannen.“

— „Ich wollte dich doch zu jemandem fahren, erinnerst du dich noch?“

13) Ist er jetzt gerade bei Ihnen?

Susan Cilvan konnte beide erst um zweiundzwanzig Uhr empfangen. Isabelle und Lucien kamen also erst so spät bei der Therapeutin an. Im Auto, während der Fahrt, hatte Lucien sich mit dem Gorilla unterhalten. Er verschwieg nicht, dass er mit Isabelle auf dem Weg zu einer Psychiaterin war. Diese empfing beide freundlich. Sie stellten sich vor und tauschten die üblichen Höflichkeitsformeln aus, bevor Isabelle gebeten wurde, den Raum zu verlassen. Da sie erschöpft war sowie auch besorgt, weil ihre Arbeit nicht von der Hand ging. Auch wusste sie nicht, wie lange die Sitzung dauern würde. Also beschloss sie, Lucien das Auto zu lassen. Sie selbst wollte mit der U-Bahn nach Hause fahren. Per SMS benachrichtigte sie ihren Mann.

Lucien schaute die Therapeutin abwesend an. Sie lächelte ihm zu und bat ihn, sich zu setzen. Die gemütliche Praxis war mit ungewöhnlichen Bildern dekoriert: Fotos von Raketen, Space-Shuttles, Neil Armstrong und Buzz Aldrin auf dem Mond sowie Portraits von Youri Gagarin und Valentina Tereschkowa.

— : „Weißt du, Beutegreifer, sie wird dich genau das fragen, was ich dir sage. Das Ganze wird unseren Austausch verlangsamten. Aber schon gut... Ist nicht weiter schlimm! Das wird eine interessante Erfahrung sein.“

— : „Ah! Da bist du ja schon wieder!“

— : „Ja, ich wollte dich nicht allzu lange allein lassen, nach all dem, was ich dir angetan habe.“

— : „Wie nett von dir! In deiner Gesellschaft fühle ich mich derartig sicher!“

— : „Hör auf mit deinem Sarkasmus. Ich sage dir nur, dass sie alles über unseren Austausch wissen will. Du brauchst ihr nicht alles zu sagen. Wir haben unsere Geheimnisse. Nicht wahr?“

— : „Na was glaubst du denn! Ich nehme an, du kannst dir vorstellen, dass ich mich nicht brüsten werde, den tatsächlichen Mörder meines Kunden zu kennen! Das brauche ich ihr sowieso nicht zu erzählen, um Recht auf eine Zwangsjacke zu haben.“

• *Das Ausmaß meines Deliriums ist doch wirklich unglaublich! Ich halte tatsächlich eigenartige Selbstgespräche! Was ich bräuchte, ist eine ganze Armee von Ärzten, die sich um mich kümmern. Eine Ärztin allein schafft das nie.*

Die Therapeutin blieb nicht hinter ihrem Schreibtisch, sondern setzte sich in seine Nähe. Er schätzte ihr Alter auf ungefähr vierzig. Sie trug eine graue Hose und ein weißes Sweat-Shirt, also eine ziemlich schlichte, neutrale Kleidung.

— „Nun, ist er jetzt gerade bei Ihnen?“

— „Ja.“

— „Wo sehen Sie ihn?“

— „An der Wand hinter und über Ihnen.“

— „Spricht er mit Ihnen?“

— „Hin und wieder, ja.“

Ganz unbewusst, wünschte Lucien, dass sein Gorilla die Konversation höre.

— : „Hör mal, Beutegreifer, ich hoffe, du findest sie nicht allzu anziehend! Findest du sie anziehend?“

— : „Nein.“

— „Was sagt er?“

— „Er hat mich gerade gefragt, ob ich Sie anziehend finde.“

Susan Cilvan schien verlegen zu sein.

— : „He, musstest du ihr das sagen? Mir wäre es lieber gewesen, das bliebe unter uns.“

— : „Was geht dich das übrigens an, wie ich sie finde?“

• *Das Ausmaß meines Wahnes ist doch wirklich verblüffend! Aber ich darf der Ärztin nichts verschweigen, wenn ich auch nur die kleinste Chance haben will, dass sie mich heilt. Außer was den Mord betrifft. Keine Lust darüber zu sprechen...*

— : „Das ist wichtig für mich.“ behauptete das Bild an der Wand. „Sie zögert jetzt wahrscheinlich, dich zu fragen, was deine Antwort war. Vor allem, zögere nicht, ihr zu sagen, dass die Antwort NEIN war.“

— : „Wie kannst du denn wissen, was sie denkt?“

— : „Ich weiß es nicht, ich vermute es. Falls sie dich fragt, sage ihr doch, was du mir geantwortet hast. Du kannst sogar sagen ‚Nein, gar nicht, wirklich überhaupt nicht!‘“

— „Und was haben Sie ihm geantwortet?“

— : „Siehe da! Siehst du, dass sie dir die Frage stellt!“

Lucien war verlegen, der Therapeutin zu antworten. Sie ermutigte ihn:

— „Zögern Sie nicht und bitte, sagen Sie die Wahrheit.“

— : „Sag ihr, dass du NEIN gesagt hast. Dass sie dir überhaupt nicht gefällt! Dass sie abstoßend ist!“

— „Meine Antwort war NEIN.“

— „Und was war seine Reaktion?“

— „Er bestand darauf, dass ich Ihnen meine Antwort zugebe. Er hatte vorausgesehen, dass Sie es wissen wollten. Er gab vor, Sie hätten gezögert, mir die Frage zu stellen.“

• *So, jetzt wird sie das Ausmaß meiner hirnverbrannten Neuronen ermessen. Ich muss ihr doch die Wahrheit sagen, um ihr die Diagnose zu erleichtern...*

— : „Glaube mir, Du bist umsonst hierhergekommen. Sie braucht dich nicht zu heilen, weil du gar nicht krank bist. Ich existiere tatsächlich.“

Die Therapeutin schien nachzudenken. Sie stand auf, um sich hinter dem Schreibtisch ihrem Patienten gegenüber zu setzen. Sie warf einen kurzen Blick auf seine abgekauten Fingernägel. Mit gerunzelter Stirn verschob sie einen Hefter um ein paar Zentimeter, dann ein Töpfchen mit Kugelschreibern und letztendlich eine Rolle Tesafilm. Als die drei Gegenstände in gerader Linie lagen, fragte sie:

— „Wie können Sie dieses Gespräch zu dritt führen? Ich will damit sagen, dass er und ich doch zwangsläufig zur gleichen Zeit mit Ihnen reden, nicht wahr? Unsere Sätze müssen sich doch irgendwann überschneiden. Wie finden Sie sich denn da zurecht?“

• *Sie sieht mich bestimmt mit einem Trichter auf dem Kopf.*

— „Unsere Gespräche verlaufen in rasender Geschwindigkeit. Wir tauschen keine Worte, sondern Wortgedanken aus. Das geschieht nicht blitzartig, aber fast. Deshalb können wir beide, er und ich, uns unterhalten, ohne dass es mich stört, Ihnen zu antworten.“

— : „Siehst du! Das ist doch ein Beweis, dass ich existiere, oder nicht?!“

— : „Nein. Ganz im Gegenteil. Wenn mein Hirn mit sich selbst redet, ist es doch normal, dass es schnell spricht. Es braucht ja noch nicht einmal zu hören, was es sagt, da es weiß, was es sich sagen wird!“

• *Hoppla! Das wird ja immer schlimmer! Das wird sogar gefährlich schlimm! Völlig irres Zeug!*

— „OK...“, meinte Susan Cilvan. Sie streichelte meditativ ihre rechte Wange mit gekrümmten Fingern.

— „Er hat mir gerade mitgeteilt, dass die Erklärung, die ich Ihnen gerade gegeben habe, ein Beweis seiner Existenz sei.“

— „Er versucht, Sie davon zu überreden, weil Sie daran zweifeln, nicht wahr?“

— „Tja... Ja!“

— „Demnach, bewusst denken Sie, Sie haben ein geistiges Problem?“

— „Tja... Ja!“

— „Aber ein Teil von Ihnen versucht, Sie vom Gegenteil zu überzeugen. Das ist ja interessant!“, erklärte sie, indem sie den Hefter um einen halben Millimeter verrutschte.

— : „Tja, sie muss es ja wissen!“

— „Tja, sie muss es ja wissen... sagte er mir gerade.“

— „Ähm... Jetzt komme ich aus dem Konzept!“

— „Ich sagte Ihnen, dass der Gorilla mir gerade gesagt hatte, Tja, sie muss es ja wissen!“

— „Ah! OK... Nicht immer leicht, da mitzukommen. Dieses Tier hört mich demnach!“

— „Ja.“

— „Außer diesem Wesen in Ihrem Kopf, haben Sie Gründe, Ihre geistige Gesundheit zu bezweifeln?“

— : „Ich, ein Wesen? Sie selbst ist ein ulkiges Wesen!“

— „Bis jetzt nicht.“

— : „Wirst du zulassen, dass sie von mir mit einer derartigen Verachtung redet?“

• *Mein Irrsinn läuft mit solch einer Geschwindigkeit ab, dass ich ihr gar nicht all das mitteilen kann, was sich da in meinem Kopf abspielt. Diese ganzen Antworten, die ich erfinde, sind doch furchtbar! Ich habe noch nicht einmal Zeit, ihr alles zu beschreiben. Ich hoffe jedoch, dass sie mir wird helfen können.*

— : „Es stört mich wirklich, dass du meine Existenz nicht akzeptieren willst. Sie beschimpft mich mit ‚Wesen‘... und was dich betrifft..., für dich bin ich nichts weiter als das große NICHTS! Und dennoch weißt du, dass du nie hättest voraussehen können, dass dein Kunde vor deinen Augen sterben würde. Aber du bist immer noch nicht von meiner tatsächlichen Existenz überzeugt. Das verletzt mich, weißt du.“

— : „Da du schon dein Verbrechen wieder erwähnst, würde ich diesbezüglich gerne etwas wissen. Du sagtest, dass der Waffenhändler auf deine Anweisungen hin geschossen hat. Will das heißen, dass du jemanden zwingen kannst, bestimmte Bewegungen zu machen, bestimmte Handlungen auszuführen? Wärest du im Stande, Menschen fernzusteuern? Die Kontrolle über ihren Körper zu haben?“

— : „Ja, das kann ich tatsächlich. Aber nur mit einigen wenigen Personen.“

— : „Mit welchen?“

— : „Das weiß ich nicht. Das klappt mit bestimmten Leuten und ist unvorhersehbar. Meine Kapazitäten sind unterschiedlich, je nach Person und Zeitpunkt. Ich nehme an, dass das ein bisschen wie bei dir ist: Du kannst manchmal bestimmte Personen im Schach oder Poker fertigmachen oder beim Armdrücken. Man kann nicht wissen mit welchen, ohne es ausprobiert zu haben.“

— : „Hast du es mit mir versucht?“

— : „Nein.“

— : „Warum nicht?“

— : „Ich hatte keine Lust dazu.“

— : „Wir werden später nochmal darüber sprechen.“

— : „Wenn du willst.“

— : „Gut... Nun erzählen Sie mir doch, wie und wann er zum ersten Mal erschienen ist. Ihre Frau hat mir davon berichtet, aber ich möchte gerne Ihre Version hören.“

Sie drehte um ein oder zwei Grad eine Miniatur der Saturn-Rakete V, die ihren Schreibtisch zierte, dann ließ sie sich in ihrem Sessel zurückfallen, indem sie gelassen aufmerksam schien.

Lucien erzählte, was bei der Augenärztin geschehen war und danach in der U-Bahn. Während er dies berichtete, sprach das Bild an der Wand mehrmals. Es beteuerte seine tatsächliche Existenz, verneinte, dass Lucien ein geistiges Problem habe und stellte die Intelligenz der Therapeutin in

Zweifel, weil diese es doch schon hätte merken müssen. Als Lucien mit seiner Beschreibung zu Ende war, blieb Susan Cilvan schweigsam.

Dann sollte er folgendes bestätigen:

— „Sie sagen demnach, dass Sie keine Worte austauschen, sondern direkt Gedanken. Ist das richtig?“

— „Ich habe gesagt, dass wir keine ausgesprochenen Worte austauschen, sondern Wortgedanken. Das ist zweifellos nicht ganz klar. Ich wollte sagen, dass wir nicht gesprochene Worte austauschen, sondern die Worte, die wir im gegenseitigen Bewusstsein denken. Ich erklärte Ihnen ja schon, dass unsere Unterhaltungen sich deshalb in Windeseile abspielen. Außer, wenn ich manchmal unabsichtlich ein paar Worte murmele oder mit lauter Stimme etwas sage, was für ihn bestimmt ist.“

— : „Hör auf mit ihr zu reden, Beutegreifer! Du verschwendest deine Zeit. Verlasse ihre Praxis! Gehen wir zu dir nach Hause. Dort können wir ruhiger miteinander sprechen.“

• *Das ist doch total irre! Ich möchte gesund werden, deshalb bin ich ja schließlich hier. Aber gleichzeitig bitte ich mich selbst darum, mich nicht mehr zu heilen.*

— „Ja, Sie haben Recht! Gut, dass Sie das nochmal klarstellen.“, sagte die Therapeutin. „Das ist tatsächlich nicht das Gleiche.“

— „-...“

In meditativer Haltung hielt sie ihr Kinn zwischen Daumen und Zeigefinger, schien wieder ein paar Sekunden zu überlegen, bevor sie beschloss:

— „Wir werden unser Gespräch für heute beenden. Im Moment brauchen Sie mir diese Sitzung nicht bezahlen, das werden wir später sehen. Ich werde mit Ihnen für einen weiteren Termin wieder Kontakt aufnehmen. Es tut mir leid, aber ich kann ihn leider im Moment noch nicht festlegen. Morgen muss ich mit einem Vertreter der Sozialversicherung sprechen und weiß leider nicht, wie lange er mich belästigen wird... Pfff, angesichts des Berufes Ihrer Frau, wissen Sie sicher wie das ist! Man hält uns Freiberufler doch tatsächlich für Milchkühe!“

— : „Milchkühe! Jetzt verliere ich aber wirklich die Geduld!“, ärgerte sich der Gorilla. „Ich wollte mich dieser Frau nicht zeigen, aber da du mit ihr rechnest, dass sie dich von mir heilt - so als sei ich eine Krankheit - muss ich ihr meine Existenz beweisen. Auf diese Art und Weise wird sie dir selbst eingestehen, dass ich kein eingebildetes Wesen bin.“

Susan Cilvan blieb etwa zehn Sekunden lang völlig bewegungslos sitzen. Lucien fragte sich, was mit ihr geschah. Dann sprang sie auf und stieß einen langen, fürchterlichen Schrei aus.

— : „Was hast du denn gemacht?“, fragte Lucien besorgt.

— : „Zwangsläufig gar nichts, da ich ja gar nicht existiere!“

14) Lucien hatte die Feuerwehr gerufen

Mit den Händen vor dem Gesicht hatte Susan Cilvan mehrere Schreie ausgestoßen und dann gestöhnt:

— „Ja, ich gebe zu, dass das, was Sie sehen, tatsächlich existiert. Sie sind nicht krank.“ Als sie dann das Bewusstsein verlor, hatte sie sich auf dem Parkettboden zusammengerollt.

Völlig verblüfft hatte Lucien die Feuerwehr gerufen. Angesichts der unzusammenhängenden Erklärungen und der Emotionen, die man auf ihrem Gesicht lesen konnte, wurde die Polizei benachrichtigt, bevor sie die Therapeutin zum naheliegendsten Notdienst fuhren. Lucien hatte auf die Fragen eines Kommissars antworten müssen, bevor er sich auf den Heimweg machen durfte.

Zwei Uhr fünfzehn

Kaum daheim angekommen, begann Lucien, Isabelle alles zu erklären. Sie erwartete ihn schon mit wachsender Ungeduld.

— „Sie hat gesagt: ‚Was Sie sehen existiert wirklich?‘“, fragte sie „Bist du sicher? Waren das wirklich ihre Worte?“

— „Ja, ich bin todsicher!“

— „Und dann wurde sie bewusstlos?“

— „Ja, sie wurde bewusstlos. Sie fiel von ihrem Stuhl. Vor mir!“

— „Das ist doch total irre!“

Isabelles ungläubiger Blick irritierte ihn ein bisschen.

Er wählte die Nummer des Kommissariats und hielt ihr das Handy hin:

— „Hier hast du die Polente! Rede mit denen über meine Aussage... Frage sie, was aus mir geworden ist.“

Eine Polizeibeamtin bestätigte, dass Luciens Aussage aufgenommen worden war.

— „Du kannst auch die Feuerwehr anrufen, wenn du willst.“, ärgerte er sich, sobald sie aufgelegt hatte.

— „Nicht nötig, ich glaube dir. Was macht denn dein Gorilla im Moment?“

— „Ich habe seit diesen letzten Worten bei der Psychiaterin nichts mehr von ihm gehört.“

— „Aber bist du ganz sicher, dass er es war, der...“

— „Selbstverständlich! Er hat mir doch gesagt, dass er sich ihr zeigen würde.“

Er versuchte ihr so genau wie möglich das zu wiederholen, was das Bild gesagt hatte, bevor die Therapeutin das Bewusstsein verloren hatte.

— „Warum ‚Milchkuh‘? Was hat eine Milchkuh mit der ganzen Geschichte zu tun?“, wunderte sie sich.

— „Die Psychiaterin hatte gerade gesagt, dass die Freiberufler die Milchkühe der Sozialversicherung seien. Tja, ganz offensichtlich haben diese Worte den Gorilla genervt.“

— „Demzufolge verteidigt dieses Tier die Sozialversicherung?“

Er hatte keine Lust auf das zu antworten, was eine reine Verspottung schien. Isabelle blieb lange schweigsam. Genau wie er.

— „Ich stelle mir vor, dass du jetzt an ihn glaubst. Nicht wahr?“, wollte sie wissen.

— „Ja, ich wollte es mir nicht eingestehen, aber ich glaube seit langem schon daran. Seit Anfang, wahrscheinlich.“

— „Und was willst du jetzt machen?“

— „Warten bis er wieder erscheint, um mit ihm zu reden. Dann werde ich weitersehen. Und du?“

— „Ich hoffe, ein bisschen schlafen zu können. Ich bin völlig erschöpft. Morgen werde ich versuchen, in der Praxis von Susan Cilvan vorbeizuschauen. Ich habe es eilig, ihre Version der Ereignisse zu hören. Du solltest dich auch hinlegen und dich ausruhen. Wenn du dich sehen würdest! Dein Gesicht ist völlig verkrampft! Du siehst aus wie eine Mumie!“

— „Also dann, ins Bett!“

Zwei Uhr fünfundvierzig.

Isabelle schien zu schlafen. Fragen sprangen in Luciens Kopf hin und her. Wer sprach mit ihm hinter diesem Tier? Welche Mittel wurden

angewendet, damit man mit ihm auf diese Art und Weise kommunizieren konnte? Warum hatte man das Bild eines Primaten gewählt? Gab es da ein Symbol, das dekodiert werden musste? Warum hatte man ihn, Lucien Prérubem, gewählt? War er der Einzige, der diesen Gorilla sah? War er Gegenstand eines Experiments? Beobachtete man seine Reaktionen? War da nur eine Person hinter dem Bild oder eine ganze Mannschaft?

Isabelle schlief auch nicht. Sie dachte an drei Erklärungen:

Susan Cilvan war aus einem unbekannten Grund bewusstlos geworden, und Lucien hatte geglaubt, gehört zu haben ‚Was Sie sehen, existiert wirklich‘.

Oder: Luciens Krankheit war ansteckend, und er hatte die Therapeutin angesteckt. In so kurzer Zeit? Das schien sehr unwahrscheinlich, zumal Lucien noch andere Personen angesteckt hätte, sie selbst natürlich zuerst. Es sei denn, nur bestimmte Personen wären für den Erreger empfänglich?

Oder aber: Der Gorilla existierte tatsächlich auf irgendeine Art, und es wurde eine ganz neue Technologie benutzt, um mit Lucien kommunizieren zu können, der geistig völlig gesund war. Wer aber steuerte die ganze Sache? Warum das Bild eines Gorillas? Warum das Ganze? War Lucien zufällig oder bewusst gewählt worden? War er der Einzige, der das zu ertragen hatte?

Sie hatte es eilig, die Therapeutin wiederzusehen, um Antworten auf die beiden ersten Hypothesen zu bekommen.

15) Das Unglaubliche geschieht

Anna ging an Guy Sabatini vorbei, einem Mitglied der Wachgruppe vor der Tür des ASIC-Labors. Er lächelte sie freundlich an und beobachtete, wie sie das digitale Identifikationssystem berührte. Danach zeigte sie ihr rechtes Auge dem Iriserkennungssystem. Zuletzt posierte sie vor der Gesichtserkennung. Diese drei Einrichtungen bezeugten, dass es sich tatsächlich um Anna Pyrrus handelte, Ethologin und Neurologin, Angestellte bei der ASIC. Alle Wächter kannten sie zwar gut, aber so war eben das Sicherungsverfahren. Dieses nicht einzuhalten, hätte den Oberst Floyd in unglaubliche Wut versetzt.

Guy wäre es schwergefallen zu verbergen, dass er sie mehr als nur attraktiv fand. Er lächelte ihr liebenswürdig zu und wollte sie schon eintreten lassen, wobei die Kollegen, die ihre Waffen vorsorglich in alle Richtungen richteten, ihn aufmerksam beobachteten. Aber bevor er die Gelegenheit hatte, die Panzertür zu öffnen, geschah das Unglaubliche.

Einer der drei Soldaten, richtete seinen Lauf auf Anna Pyrrus und leerte das Magazin seiner Waffe. Guy sah entsetzt den Körper der Wissenschaftlerin auf dem Boden liegen, buchstäblich enthauptet und derartig zerfetzt, dass der Rest keinem menschlichen Körper mehr glich. Die ganze Szene war von Blutflecken bespritzt.

Die breiten Schultern, die muskulösen Arme, die Größe von nahezu zwei Metern und der ewig mürrische Blick von Oberst Elijah Floyd waren schon immer beeindruckend gewesen und hatten mögliche Streiltlustige, die ihn herausfordern wollten, im Zaum gehalten. Das Gerücht ging um, es sei öfters vorgekommen - als er ungefähr achtzehn Jahre alt war -, dass er bei nächtlichen Schlägereien nach Schließung von Nachtclubs einige Arme und Beine gebrochen hatte, um ‚Angreifer zu demotivieren‘. Laut den Gerüchten die ihm folgten...

Der Oberst war jetzt derart wütend, dass man dies gut als Nervenzusammenbruch bezeichnen konnte. Er fragte immer wieder Yves Badol aus, den Soldaten, der geschossen hatte. Dieser blieb so niedergeschlagen und benommen, dass es schwierig war, etwas aus ihm herauszubekommen. Er zappelte auf seinem Stuhl herum, krümmte seine Finger und wiederholte, dass er anstelle von Anna Pyrrus einen bewaffneten Unbekannten gesehen habe, der gerade Guy Sabatini habe umbringen wollen. Ganz reflexartig habe er auf dieses Trugbild geschossen, bevor er sofort danach feststellen musste, was er in Wirklichkeit angerichtet hatte.

16) Schachspiel

Acht Uhr dreißig.

Der Schlaf übermannte Lucien schließlich doch. Er schlief seit ungefähr drei Stunden, als das geistige Bild wieder auftauchte und sich in seine Träume einnistete. Dies weckte ihn auf.

- : „Da bist du ja schon wieder.“, waren seine Wortgedanken.
- : „Ja, mein lieber Beutegreifer. Du weißt ja nun, dass du nicht verrückt bist. Du weißt auch, dass ich existiere.“
- : „Ja, du existierst. Aber hör endlich auf, mich ‚Beutegreifer‘ zu nennen, das ist doch lächerlich!“
- : „Wenn das so lächerlich ist, warum inspiriert denn dann der Löwe dein moralisches Verhalten?“
- : „Was soll das! Der Löwe ist doch nur ein Symbol.“
- : „Ja, ja... die Nahrungskette und das alles... Das Gesetz des Stärkeren!“
- : „Nicht weil wir physisch stärker als die Tiere sind und über ihnen stehen. Sondern weil wir intelligenter sind.“
- : „Ah, ich verstehe! Du musst zum Beispiel ein Kalb essen, weil du intelligenter bist als das Jungtier! Ist es das, was du sagen willst?“
- : „Ich bin nicht verpflichtet, aber... sagen wir mal, es ist akzeptabel. So ist das Leben eben.“
- : „Hm... Ich verstehe. Nicht die physische Stärke, sondern die höhere Intelligenz gibt moralisch das Recht, Tiere zu essen.“
- : „Ja. So ist es eben. Ob dir das nun passt oder nicht. So ist das Leben halt.“
- : „Hm, hm! Ich verstehe...“
- : „Wirklich?“
- : „Ja, natürlich! So gesehen hätte jede Person, die intelligenter ist als du - zum Beispiel ein Nobelpreisträger in Physik – das Recht, dich zu essen, ohne dass du etwas einzuwenden hättest. Auf jeden Fall könnte er den Dorftrottel auffressen. Je höher der IQ einer Person ist, umso höher sollte demnach sein Recht sein, frei über die anderen zu verfügen.“
- : „Pfff! Ich möchte nicht mehr über all das sprechen.“
- Luciens Gesicht verdüsterte sich. „Du machst alles, um nicht verstehen zu müssen. Wir sind an der Spitze der Nahrungskette. Es ist nichts Schlimmes dabei, ein Tier zu töten. Es respektvoll zu töten, natürlich.“
- : „Respektvoll töten! Wie macht man das denn?“
- : „Das heißt, ohne dass es leidet.“
- : „Ich verstehe...“
- : „Na endlich! Es wird Zeit!“, stieß Lucien aus.

— : „Ich verstehe was du sagst, aber das bringt zwei weitere Fragen mit sich.“

— : „Welche denn noch?“

— : „Der Juwelier hatte keine Zeit, Schmerzen zu spüren. Warum hast du mir denn dann vorgeworfen, ihn umgebracht zu haben?“

— : „Weil es sich um einen Menschen handelte. Das ist was ganz anderes.“

— : „Was du nicht sagst!“

— : „Und die zweite Frage?“, wollte Lucien wissen.

— : „Die zweite Frage ist die: wie kannst du wissen, ob das Tier, das du isst, nicht gelitten hat?“

— : „Ich...“

— : „Nun?“

— : „Du bringst wirklich alles Mögliche an, um nichts zu kapieren.“, war Luciens schlecht gelaunte Antwort. „Reden wir von was anderem.“

— : „In Ordnung. Du weißt jetzt, dass du nicht verrückt bist und ich tatsächlich existiere.“

— : „Ja, das weiß ich jetzt.“

— : „Aber du nimmst an, ich sei eine oder mehrere menschliche Personen, nicht wahr?“

— : „Ein Gorilla würde nicht sprechen.“

— : „Ein Beutegreifer würde keine Wurst oder Fleisch in einer Zellophanverpackung essen. Er würde eher Pflanzenfresser im Spurt ergreifen und sie mit seinen Zähnen zerreißen.“

— : „Ha, du weichst gut aus, um das Thema zu wechseln. Aber ich wiederhole: Ein Gorilla würde nicht sprechen.“

— : „Du willst damit sagen, dass er nicht wie Menschen sprechen würde, nicht wahr?“

— : „Ja, wenn dir das lieber ist!“

— : „Ein natürlicher Gorilla, nein. Aber ich bin kein gewöhnlicher Gorilla.“

— : „Was soll das heißen?“

— : „Wir werden später auf dieses Thema zurückkommen. Ich muss dich zuerst besser kennenlernen, um dir weitere Dinge anzuvertrauen, die mich in Gefahr bringen könnten. Ich schlage dir ein Schachspiel vor. Möchtest du mit mir spielen?“

• *OK, jetzt bin ich sicher, dass ich nicht ganz richtig im Kopf bin. Vielleicht habe ich sogar die Psychiaterin angesteckt. Das wäre eine gute Erklärung.*

— : „Aber... wer immer du auch sein magst. Oder wer immer ihr auch sein mögt... Was soll das alles denn? Kommen wir zur Sache! Warum willst du mir nicht jetzt gleich sagen, was ihr von mir erwartet? Warum habt ihr mich gewählt?“

— : „Warum dich? Weil du der erste warst, mit dem ich auf diese Art und Weise habe Kontakt aufnehmen können. Auch warst du der erste, von dem ich etwas erhalten habe.“

— : „Etwas erhalten? Ja was denn?“

— : „Das werde ich dir vielleicht später mitteilen.“

— : „Warum nicht jetzt?“, verhandelte Lucien.

— : „Ich wage es noch nicht.“

— : „...?“

— : „Außerdem würde ich gerne an deinen Verstand appellieren.“ verkündete das geistige Bild.

— : „Das heißt?“

— : „Du kannst nicht leugnen, dass jemand irgendwie in deinem Kopf spricht, jetzt, hier, in diesem Augenblick. Das kannst du doch nicht abstreiten. Nicht wahr?“

— : „Ja, das stimmt. Wie könnte ich das nicht zugeben?“

— : „In dem Fall, macht der Umstand, dass ein Gorilla mit dir spricht, die Sache so schwer akzeptierbar? Wird dadurch das, was du gerade erlebst, so unwahrscheinlich?“

Lucien überlegte fünf Sekunden bevor er einräumte:

— : „Ja. Wie du sagst. Aber was soll's!... Stimmt schon, das ändert auch nicht viel! Dennoch ist es für mich einfacher, an menschliche Technologie als an die eines Gorillas zu glauben. Aber ich habe deine Behauptung verstanden, ein Gorilla zu sein. Und zwar ein echter.“

— : „Anfangs war ich tatsächlich eine.“

— : „Eine?“

— : „Ja, ich bin ein Weibchen. Ich hoffe du bist kein Sexist!“

— : „Pfff!“

— : „Ich bin vierzig Jahre alt. Ich bin ein Gorillaweibchen aus dem westlichen Flachland. Der wissenschaftliche Name, den Ihr mir gebt, ist ‚Gorilla-Gorilla-Gorilla‘. Wie du wahrscheinlich schon weißt, kann ich

noch nicht einmal sagen, dass ich eine Gorilla bin, weil eure patriarchale Sprache die weibliche Form dieses Substantivs nicht für nötig hält.“

— : „Ja, OK... Aber andererseits kann man auch nicht sagen: eine Delfin.“

— : „Stimmt! Da hast du wieder recht!“

— : „Aber wie kannst du das denn alles wissen und dich so gut ausdrücken?“

— : „Aus welchem Grund wundert dich das denn? Wegen meiner Spezies oder wegen meines Geschlechts?“

— : „Wegen deiner Spezies natürlich!“, empörte sich Lucien.

— : „Ich wollte dich nur necken. Und dennoch bin ich sicher, dass du ein wenig sexistisch eingestellt bist. Ich kenne dich viel besser, als du dir vorstellen kannst.“

— : „Wie heißt du denn? Hat man dir einen Namen gegeben?“

Nach ein paar Sekunden Schweigen, erwiderte der Gorilla:

— „Diejenigen, für die ich nur Labormaterial darstelle, gaben mir einen wissenschaftlichen Namen. Es würde mich freuen, wenn du mich Bellisae nennen würdest.“

— : „Bellisae... würde dich freuen? Ist das dein Name oder nicht?“

— : „Ich würde mich freuen, wenn du mich Bellisae nennen würdest, das ist alles. Ich werde weiter nichts sagen. Nun, willst du Schach spielen?“

— : „OK, also los. Aber ich werde zum Frühstück aufstehen.“

— : „Alles klar.“

Lucien stieg vorsichtig aus dem Bett, um Isabelle nicht aufzuwecken. Er machte sich einen Kaffee in der Küche und setzte sich dann an den Wohnzimmertisch. Die beiden Räume waren nur durch eine Art Bar getrennt. Ein virtuelles Schachspiel erschien auf dem Tisch in Luciens Blickfeld.

— : „Fang an, wann du willst“, sagte Bellisae „du brauchst deine Züge nur zu denken, um die Figuren zu verschieben.“

Lucien tauchte seine Lippen in den heißen Kaffee und wollte einen Bauern vorwärts rücken, um einem Läufer und der Königin Platz zu machen. Er begann fast immer damit, einen Läufer freizustellen. Er bemerkte wie seine Gedanken sich verwirklichten. Bellisae fing mit einem Springer an.

Innerhalb von fünfzehn Minuten hatte Lucien drei Spiele verloren und kein einziges gewonnen.

— : „Ich nehme an, dass du es besser machen könntest, aber einfach nicht bei der Sache bist.“

— : „Ich bin nicht sicher, besser spielen zu können, Bellisae. Aber es stimmt auch, dass ich nicht richtig bei der Sache bin. Ich würde gerne mehr über dich erfahren, als über deine Schachspielfähigkeiten. Ich hätte vor allem gerne, dass du mir endlich sagst, warum du mich gewählt hast. Und auch, ob ich der Einzige bin. Das würde ich wirklich gerne wissen. Es wäre Zeit, es mir zu sagen.“

— : „Du bist nicht der Einzige. Aber du bist der Wichtigste und außerdem der, mit dem ich am meisten in Kontakt stehe.“

— : „Warum?“

— : „Ich traue mich noch nicht, es dir zu sagen.“

— : „Warum?“

— : „Der Grund, warum ich mich nicht traue, dir zu sagen, warum du für mich der Wichtigste bist, ist derselbe, der mich daran hindert, dir zu sagen, warum ich mich nicht traue, es dir zu sagen.“

— : „Jetzt veralberst du mich aber!“

— : „Nein, ich schwöre es dir.“

— „Sieht ganz so aus, als sei er gerade da.“, gähnte Isabelle, die gerade eintrat und sich streckte.

Lucien drehte sich zu seiner Frau um.

— „Sie ist da. Es ist ein Weibchen, hat sie mir gesagt.“

— „Ha, dann bin ich ja mit einer eigenartigen Rivalin konfrontiert!“

— „Sie heißt Bellisae.“

— „Bellisae!“

— „Ja.“

Darauf folgte ein kurzes Schweigen. Dann fügte Isabelle hinzu:

— „Frag doch Bellisae, ob sie mir nicht einen Beweis ihrer Existenz geben könnte. Schließlich hat sie es ja auch für die Psychiaterin getan. Warum sollte sie mir nicht auch diesen Gefallen tun?“

— : „Isabelle hätte gerne...“

— : „Ich hab's gehört.“

— : „Aber!... Wie denn?“

— : „Was sie sagt, ist in deinen Gedanken.“

— : „Kannst du alles lesen, was in meinen Gedanken ist?“

— : „Ich habe Zugang zu bestimmten Dingen. Aber ganz sicher nicht zu allen. In Wirklichkeit bekomme ich nicht sehr viele mit. Wenn sich so wenig in deinem Kopf abspielen würde, könnte man dich bemitleiden. Wie gesagt, wie soll ich denn wissen, ob ich alle deine Gedanken einsehen kann? Mit dir ist das ja auch so: du kannst nicht wissen, was du nicht siehst, weil du es ja nicht siehst.“

— : „Ja, also! Was denn sonst noch alles!“

— : „Ich habe dich wohl verärgert, mein lieber, intelligenter Beutegreifer!“

— : „Dieser Zutritt zu meiner Privatsphäre stört mich wirklich.“, beklagte sich Lucien. „Kann kein Mensch mit mir sprechen, ohne dass du es mitkriegst?“

— : „Nein, das glaube ich nicht. Es scheint mir, dass ich nur das höre, was du willst, dass ich es höre.“

— : „Jedenfalls weiß ich viel weniger über dich, als du über mich.“

— : „Dieser letzte Punkt tut mir leid. Aber gleichzeitig beruhigt mich das auch.“

— : „Warum beruhigt es dich? Folglich hast du etwas vor mir zu verbergen.“

— : „Ja, im Augenblick noch.“, gab Bellisae zu.

— : „OK, OK... Und du wagst es noch nicht einmal, mir zu sagen warum du es nicht wagst, es mir zu sagen... Ich hab's kapiert. Und sonst, was soll ich Isabelle antworten? Möchtest du ihr es jetzt beweisen oder nicht?“

— : „Nein!“

— : „Warum nicht?“

— „Na,“ wollte Isabelle ungeduldig wissen „hast du sie gefragt?“

— „Sie sagt, sie will nicht.“

— „Warum?“

— „Das ist genau die Frage, die ich ihr gerade gestellt habe. Ich warte auf die Antwort.“

— : „Weil sie mich verärgert hat.“

— „Weil du sie verärgert hast.“

— „Ich? Aber warum denn?“

— : „Sie hat dich verärgert? Aber warum denn?“

— : „Weil sie gesagt hat ‚Dann bin ich ja mit einer eigenartigen Rivalin konfrontiert!‘“

— : „He, das war doch nur ein Witz!“

- : „Das war gar nicht lustig!“
- „Na, warum denn?“
- „Ach, lass es sein!“
- „Ich will aber wissen warum!“
- : „Du musst ihr nicht antworten!“
- „Weil du gesagt hast, sie sei eine eigenartige Rivalin.“
- „Was?! Aber sowas... Veralberst du mich?!“
- „Nein, ich schwöre es dir!“
- : „Musstest du ihr das jetzt sagen? Wir können doch einen Privatbereich miteinander haben! Vor allem hättest du ihr nicht sagen sollen, dass du mich Bellisae nennst.“
- : „Ha! Du bist ja gut! Erzähle vor allem du mir nichts von wegen Privatbereich! Jemand, der in meinem Kopf liest, so als sei mein Schädel aus Glas! Das ist doch die Höhe!“
- „Bleib bei deiner empfindlichen Äffin!“, regte Isabelle sich auf. „Ich gehe zur Psychiaterin. Mal sehen, wie es ihr geht. Ich hoffe, sie wird mir helfen, dich zu verstehen!“
- Sie verließ die Wohnung und schlug die Tür zu.
- : „Wir haben beide wegen dir nicht genug geschlafen. Also ist es normal, dass sie gereizt ist!“
- : „Niemals hättest du ihr sagen sollen, dass du mich Bellisae nennst, das darfst du mir glauben!“
- : „Wieso, ich nenne dich? Ist das nun dein Name oder nicht?“
- : „Noch ein Schachspiel?“
- : „Nein, ich will jetzt wissen, was du mit der Psychiaterin angestellt hast, dass sie so schrie und bewusstlos umfiel. Damit ich wenigstens weiß, was sie Isabelle sagen wird.“
- : „OK... Wenn du wirklich darauf bestehst! Ich werde dir einen Überblick geben über das, was ich ihr in nur drei Sekunden gesagt habe.“
- : „Warum nur einen Überblick?“
- : „Weil ich meine Rede, wenn man das so nennen kann, ein bisschen verändern werde, um sie speziell auf dich abzustimmen.“
- : „Na da bin ich ja gespannt!“
- Bellisae's Gesicht vergrößerte sich derartig, dass sie Luciens gesamtes Blickfeld in Anspruch nahm und folgende Wortgedanken in sein Gehirn einfließen ließ:

17) Schau mir in die Augen

§§§

[§] Schau mir in die Augen. Beobachte mich genau durch meine Pupillen. Zuerst durch die eine, dann durch die andere. Nochmal: durch die eine... dann durch die andere. Konzentriere dich. Vertiefe deinen Blick in den meinen. Streng dich an und pass wirklich auf. Bemühe dich so gut wie möglich, mich zu fixieren.

Meine Nase. Hindert sie dich daran, deinen Geist wegen meiner Andersartigkeit zu öffnen? In dem Falle, vergiss die anderen Teile meines Gesichts, um deinen Blick mit meinem zu vereinen. So, siehst du? So spürst du ihn richtig, nicht wahr? Dir wird ganz klar, dass ich eine Person bin! Durch den kleinsten Schimmer von Empathie kann man sich dessen bewusst werden.

Schau mich weiterhin an. Bitte, schau mich lange an. Trotz der verwirrenden Tatsache, werde dir bewusst, dass ich eine Persönlichkeit bin. Ja! Auch wenn ich nicht zu deiner Spezies gehöre, bin ich dennoch eine Person. Eine Person, die in ihrer Individualität und in ihrer Einzigartigkeit Achtung verdient. Du akzeptierst dies jetzt, nicht wahr? Ja, du verstehst das. Du weißt es sogar. Bleibe weiterhin in den Tiefen meiner Augen, um den Geist, den du darin antriffst, nie wieder zu vergessen.

Du begreifst diese Einzigartigkeit mehr und mehr... Dies ist verwirrend, nicht wahr? Weißt du, warum du das verstehst, wenn du dich ein bisschen bemüht?

Du wirst es schaffen, weil wir uns gleichen. Tatsächlich kommunizierst du nur mit denen, die dir ähnlich sind. Das ist nun mal so, weil du narzisstisch, egozentrisch und von dir selbst besessen bist. Du personifizierst nur das, was dein Ebenbild widerspiegelt. Alles was davon abweicht, ist nichts weiter als ein Objekt für dich. Aber du bist nicht unbedingt schlecht. Das habe ich nicht gemeint. Die Schmerzen anderer können dich tief berühren, daran zweifle ich keineswegs.

Das Problem ist, dass man so aussehen muss wie du, um Gnade vor deinen Augen zu finden. Doch, doch!... Um tatsächlich zu begreifen, dass ich genau wie deine Artgenossen eine Person bin, musstest du das Bild meiner Nase vermeiden, weil sie eben ganz anders aussieht als deine. Sogar die unterschiedliche Hautfarbe hat innerhalb deiner Spezies zur

Diskriminierung geführt. Du siehst doch selbst, dass dein überhebliches Selbstwertgefühl das Problem ist.

Aber ich will dich nicht mit meinen Vorwürfen überschütten. Jetzt hältst du mich für ein denkendes Wesen und das ist wichtig. Deshalb, hör gut zu: ich spreche im Namen all meiner Artgenossen, und die Person, die du in meinem Blick erkennst, bestätigt es dir:

Unser Körper empfindet, genau wie eurer, Schmerzen. Genau wie ihr, fürchten wir uns vor Leiden und Tod. Wir fühlen auch Angst, Entsetzen und Panik.

Unser Geist enthält subtile und unterschiedliche Gefühle. Deshalb suchen auch wir Sozial- und Familienbeziehungen. Liebe und Freundschaft erwecken in uns Hoffnung, Glück, Eifersucht und Kummer. Wir mögen Sex, aber nicht mehr als Streicheln und Zärtlichkeiten.

Wir wissen was Schüchternheit ist, Wut, Großzügigkeit, Geiz, Vergnügen, Konzentration, Intelligenz, Dummheit, Begeisterung, Niedergeschlagenheit, Egoismus, Grausamkeit, Mitleid, Tapferkeit, Feigheit, Habsucht, Gleichgültigkeit, Leidenschaft, Abgestumpftheit, Schwelgerei...

Genau wie ihr, haben wir ein Ego, das Platz beansprucht. Daher wird unser Verhalten schon allein von Würde, Stolz und sogar Angeberei beeinflusst.

Es kommt sogar vor, dass wir uns gerne mit alkoholhaltigem Obst, betrinken‘.

Und vor allem, akzeptiere nicht die anthropomorphe Einstellung: ‚Letztendlich sind sie genau wie wir‘. Nein! Ihr seid wie alle anderen Tiere! Und das nur weil auch ihr Tiere seid. Das sollte euch doch einleuchten, seit euer Artgenosse Darwin es euch erklärt hat. Aber es stört euch, euch das auch nur im Geringsten vorzustellen. Es stört euch. Ein Tier zu sein, kann sich in eurem Geist einfach nicht durchsetzen. Anthropomorphe Vorwürfe sind nichts weiter als obszöne Zurschaustellungen eures Anthropozentrismus.

Wer kann schon den Körper wählen, den er haben wird? Du bist in einem menschlichen Körper geboren, ich im Körper eines Gorillas. Warum? Wie soll man das erklären können? Hat diese Frage überhaupt einen Sinn? Es gibt eben Personen in allen möglichen Formen. Das ist alles! Verstehe endlich, dass du als Affe hättest zur Welt kommen können, genau wie ich, oder auch als Kuh, als Schwein, als Fisch... Man merkt, was man ist, hat

aber nicht die Wahl. Und je mehr deine Form sich von der menschlichen Art unterscheidet, desto weniger kann deine Spezies verstehen, dass du eine Person bist. [§]

*

Bellisaes Gesicht verschwand aus Luciens Blickfeld und ließ die Innenausstattung der Wohnung wieder erscheinen.

— : „Ich muss eingestehen, dass du wie eine Person bist.“ gab Lucien zu. „Aber... Ich muss noch andere Gorillas aus der Nähe betrachten, um zu sehen... Selbst wenn ich das Gefühl habe, dass das mit all deinen Artgenossen der Fall ist, muss ich mich doch vergewissern.“

— : „Ich freue mich, dass du dadurch motiviert wirst.“

— : „Das war es also, was die Psychiaterin hat ohnmächtig werden lassen.“

— : „Nein, eigentlich nicht.“

— : „Aber du solltest mir doch zeigen, warum sie bewusstlos wurde.“

— : „Du wirst es erfahren, aber zuerst musstest du diese kleine Einleitung in Kauf nehmen. Was die Therapeutin betrifft, gestehe ich, die Geduld verloren zu haben, als sie den Ausdruck ‚Milchkühe‘ benutzte. Ich bin ziemlich launisch, weißt du! Ich gebe zu, ich war ehrlich verärgert, als du diesen Ausdruck benutztest. Aber ich konnte dir verzeihen. Da sie mir aber weniger sympathisch ist, wollte ich ihr eine Lektion erteilen.“

— : „Hör mal! Das ist doch einfach unglaublich, wie wichtig du die paar Worte nimmst!“

— : „Ja! Diese Worte sind regelrecht widerlich!“

— : „Aber warum denn?!“

— : „Deshalb.“

Bellisae sandte eine Flut von Wortgedanken und Engrammen in Luciens Gehirn. Und wieder verschwand die Wohnung aus seinem Blickfeld, aber dieses Mal wurde sie von den Innenräumen eines riesigen Lagerhauses ersetzt.

18) Stelle dir vor, im Körper einer Kuh zu sein

§§§

[§] Wie schon gesagt, wählt keiner den Ort, den Zeitpunkt, und den Körper, in dem er geboren wird. Stell dir vor, im Körper einer Kuh geboren zu sein. Vorsicht, ich habe nicht gesagt ‚in einem Kuhkörper‘, sondern ‚im Körper einer Kuh‘. Der Unterschied zwischen diesen beiden Formulierungen ist ausschlaggebend.

Also, stell dir vor eine Kuh zu sein. Genauer gesagt, du bist eine Milchkuh der Rasse Holsteinrind, die Formula 1 was ihre Milch betrifft. Während die Milchkühe, die für ihr Fleisch großgezogen werden, ungefähr vier Liter Milch täglich produzieren, produzieren die deiner Rasse so um die achtundzwanzig Liter im gleichen Zeitraum. Der Höhepunkt der Milchleistung kann täglich sechzig Liter betragen. Diese unglaubliche Leistung, die jeglichen Rekord der Natur in den Schatten stellt, konnte nur durch genetische Kreuzungen erreicht werden. Du bist eine biologische Milchmaschine.

Deine schwarz-weiße Kleidung ist glänzend. Dein Kopf ist ganz schwarz, außer einem kleinen, weißen Fleck auf der Stirn. Der Fleck ist fast perfekt rautenförmig. Deine Ohren tragen die Nummer 2712. Du stehst im Gestell Nummer 17 der ‚Intensivtierhaltung Pierre Morageot‘. Deine Hufe stehen auf Beton. Dein Himmel ist ein auf eine Metallstruktur gestütztes Welleternitdach. Sämtliche Gestelle sind durch nackte Erde voneinander getrennt, schlammig oder trocken, je nach Jahreszeit.

Ein Mensch schiebt seinen Arm in deinen After und einen Stab in deine Vagina, um das Sperma eines Stieres dort einzuspritzen, den man masturbiert hat.² Du hast keine Ahnung, was man mit dir macht. Man hat dich festgebunden, und du hast keine andere Wahl als alles über dich ergehen zu lassen. Du hast demjenigen, der dich befruchtet, in die Augen geschaut, aber er hat in deinen nichts gesehen. Er sah weder wie unruhig, noch wie traurig, noch wie niedergeschlagen du warst. Für ihn bist du kaum mehr als ein Objekt, aber ganz bestimmt keine Person. Denn du siehst ihm nicht im Entferntesten ähnlich.

Der Fötus wächst in deinem Bauch heran. Du spürst, wie er sich bewegt. Du weißt natürlich nichts vom Zusammenhang zwischen der Penetration, die du erlitten hast und dem, was in deinem Leib herangedeiht. Während die Zeit verrinnt, findet ein starker Hormonwechsel statt, vor allem der des

Oxytocins. Dieser leitet eine Menge Veränderungen in deinem Körper ein, um dich zur Mutter zu machen.

Zweihundertachtzig Tage später bist du bereit, deinen ersten Säugling zu gebären. Zu diesem Zweck hat man dich in einen Abkalbungsstall gebracht. Dieser befindet sich in der gleichen Halle, ungefähr fünfzig Meter entfernt von deinem Gestell. Dieser Abstand gab dir fast den Eindruck, eine große Reise zu machen. Es ist schon lange her, seit deine Beine nicht mehr so viele Schritte gemacht haben. In diesem Bereich liegt Stroh. Das ist das zweite Mal deines ganzen Lebens, dass du Stroh betrittst. Das erste Mal, bei deiner eigenen Geburt.

Der Mann zerzt das neue Leben mit Hilfe einer Abkalbungskette aus dir heraus. Ein wunderschönes Kalbsweibchen kommt zum Leben. Es ist fast ganz schwarz. Das weiße Band um seinen Hals gibt ihm fast den Eindruck, es trage eine Halskette. Auch am Bauch hat es einen weißen Fleck. Etwas sehr Starkes entwickelte sich im Herzen der Rindermutter, etwas, was die Menschen den ‚Mutterinstinkt‘ nennen. Dies macht dich überglücklich, ja sogar begeistert vor Freude. Du willst bei deiner Tochter bleiben. Du bist in sie verliebt. Du findest sie so schön. Du möchtest sie betreuen. Deine zärtliche Zunge säubert sie vom Fruchtwasser, das an ihr klebt. Sehr schnell erhebt es sich auf seine dünnen, wackeligen Beinchen und unternimmt die ersten Schritte. Stolz und Zärtlichkeit strahlen in dir wie eine sanfte Sonne. Bald schon findet dein Meisterwerk deine Zitzen und beginnt dein Kolostrum zu saugen. Das Glück, das dich jetzt befällt ist unbeschreiblich. Einen Tag lang wirst du im Paradies der Mütter leben. Der Geruch der Zitzen und der gesamte Umfang des kleinen Körpers haben sich in deine Seele eingebrannt.

Aber nach vierundzwanzig Stunden nimmt man dir dein Baby weg. Man bringt es weit weg von dir. Du wirst es nie wieder sehen. Man bringt dich zurück in deinen winzigen Pferch, wo du gewöhnlich lebst. Du äuserst deine herzerreißende Verzweiflung durch Blöken, das einem zu Herzen geht, aber der Homo Sapiens, der dir dein Kind weggenommen hat, bleibt völlig kalt und gefühllos. Du bist für ihn nur ein Mittel, um Milch zu gewinnen. Weiter nichts. Er will nur diese Kuhmuttermilch, die jetzt dein Euter füllt und die doch für dein Kalb bestimmt war. Seine Artgenossen werden sie verbrauchen. Nein, dein Baby hat kein Recht auf das, was du ihm so gerne gegeben hättest. Dein Frust ist unermesslich. Das Kind, das du von ganzem Herzen liebst, heult seinerseits und zittert vor Angst. Und du weißt es. Du weißt, dass es dich braucht. Du weißt genau, dass dies für

dein Kleines genauso schlimm ist wie für dich. Du weißt es umso mehr, als du dich an deine eigene Riesenverzweiflung erinnerst. Auch dich hatte man von deiner Mutter getrennt. Somit vervielfältigt sich dein Leid.

Im Laufe der folgenden Monate lässt dein Schmerz nicht nach, der von der Entführung deines ersten Kleinen erzeugt wurde. Deine Zunge erinnert sich noch an seinen kleinen, empfindsamen Körper, den sie nur einen kurzen Augenblick hat bemuttern dürfen. Du wirst dich ewig an seinen Geruch erinnern. In deinem Gedächtnis hallt noch das herzerreißende Heulen seiner Verzweiflung nach, das es in deine Richtung jammerte, als man es von dir wegführte.

Jedoch hat man dich wieder besamt und das, was in dir jetzt geschieht, wird dich endlich allmählich ein bisschen beruhigen. Und eines schönen Tages ist es da. Herrlich! Das Kleine ist überwiegend weiß. Bei ihm sind nur die Ohren schwarz und zahlreiche kleine Flecken zieren den Rücken. Es darf ungefähr zwanzig Stunden bei dir bleiben.

Die Tragödie dieses zweiten Kalbes, das man dir heute wegnimmt, ist wie ein Dolchstoß in einer schlecht verheilten Wunde. Du hast den Eindruck, dein Herz blute. Du drückst deine Verzweiflung durch langes, herzerreißendes Blöken aus.



Es kommt dir überhaupt nicht in den Sinn zu rebellieren, weil du gar nicht weißt, dass diese Penetrationen ein Verbrechen sind. Für dich ist das Leben nun mal so, das ist alles. Selbst der Täter ist sich dessen nicht bewusst. Auch für ihn ist das Leben nun mal so. Das ist alles. Eurer Ideologie zufolge sieht er diese Maßnahmen als Norm mit der einzigen Erklärung, dass du eben nur eine Milchkuh bist. In der menschlichen Doxa, das heißt in der nicht in Frage gestellten Überzeugung, ist dein Sklavenschicksal derartig normal, dass ‚Milchkuh‘ ein legitimer Bezugspunkt für Ausbeutung ist. Man lehnt sich mit ‚Wir sind doch keine Milchkühe‘ auf.

Ihr Kühe seid zu Tausenden eingesperrt. Metallstangen trennen euch voneinander ab. Beziehungen zwischen dir und deinen Nachbarinnen kommen zustande, aber sie bleiben meist ziemlich oberflächlich. Soziale

Beziehungen sind unter diesen Umständen nicht leicht. An jenem Tag aber beginnt eine enge Freundschaft zwischen dir und deiner linken Nachbarin. Das Unglück dieser etwas älteren Kuh stimmt mit deinem überein. Dein Leiden erinnert sie an das, was sie selbst zwei Monate zuvor erlebt hatte. Sie leckt dir das Maul ab und bietet dir somit ihre Zuneigung an. Das tröstet dich unglaublich. Oft streicheln sich Tiere, die keine Hände haben, anhand der Zunge, weil dieses Organ mit sehr empfindsamen Nervenaxonen und -dendriten ausgestattet ist. Damit drücken Mütter auch Liebe und Zärtlichkeit aus. Je nachdem wie tief die Gefühle sind, unterscheidet sich die Art des Leckens. Ja, rinderartige Personen haben ein kompliziertes Gefühlsleben. Das auch nur zu verstehen, wäre zu viel verlangt! Frauen und Männer sind weit davon entfernt, dies auch nur annähernd in Betracht zu ziehen, denn für gewöhnlich sind sie für Andersartigkeit nicht zugänglich. Nur sehr wenige können sich vorstellen, was zwei Kühe sich zu sagen haben könnten. Der Gedanke, dass sie vielleicht eine unbekannte Sprache sprechen, wird nur sehr wenigen bewusst, weil die allermeisten davon überzeugt sind, dass es sich nur um bedeutungsloses Gemurmel handelt. Sich vorzustellen, dass es sich nur um eine unbekannte Sprache handeln könnte, kommt ihnen überhaupt nicht in den Sinn, sondern wird im Keim erstickt mit der Überzeugung, dass es sich nur um banale Laute handelt.

Die Menschheit ist davon überzeugt, die einzige Spezies zu sein, die denken und sprechen kann.



Im Laufe der Wochen, die folgen, wird eure Freundschaft intensiver. Sie hilft euch, euer Sklavenleben zu ertragen. Deine Freundin hat nur ein ganzes Ohr. Das rechte. Vom anderen bleibt nur noch ein Teil. Weniger als die Hälfte. Beide tragen die Nummer 2311. Du weißt nicht, was mit ihrer linken Ohrmuschel passiert ist. Sie hat dir diesbezüglich nichts erklärt. Über derartige Dinge ist es für Kühe nicht leicht zu

sprechen. Dagegen hat sie dir erzählt, dass man auch ihr mehrere Kälbchen, Männchen und Weibchen, weggenommen hatte, dass sie fürchterlich darunter gelitten hatte, und dass sie dich aus diesem Grunde verstehen kann und deine Verzweiflung teilt. Du fühlst dich mit ihr sehr verbunden!

Dein drittes Kälbchen ist weiß mit nur zwei schwarzen Flecken, einem sehr großen auf dem Rücken und einem ganz kleinen auf der Stirn. Sobald man es dir entreißt, ist dies wieder eine fürchterliche Prüfung. Glücklicherweise ist deine Freundin ‚Ein-Ohr‘ da, um dich zu trösten.

Aber leider, leider! Eines Tages führt man deine Freundin mit weiteren Kühen zu einem riesigen grauroten Lastwagen und schiebt sie hinein. Alle sind erschöpft durch ihre jahrelange Knechtschaft. Die Verladung ist brutal. Schläge mit Stöcken und Mistgabeln hageln aufs Hinterteil! Beim Einsteigen auf der schrägen Rampe zum Viehtransporter haben sie Angst auszurutschen. Ihre Beine, die sich fast nie bewegt haben, zittern vor Anstrengung. Eine von ihnen fällt mit dem dumpfen Geräusch von aufschlagendem Fleisch auf die trockene Erde. Ihr von Schmerz geprägtes Muhen lässt dich zusammenzucken und bringt alle anderen Mitgefangenen in Panik. Trotz der Schläge die über sie herfallen, schafft sie es nicht aufzustehen. Man verdreht ihren Schwanz. Dies verzehnfacht das Schmerzens- und Angstgeblöke nur noch. Man stellt fest, dass ihr linkes Vorderbein gebrochen ist. Daraufhin flucht der Mann, den du kennst, weil er sich über diesen Zeitverlust ärgert. Du, als Zeuge dieser Brutalität, zitterst panisch am ganzen Leib.

In aller Eile und schonungslos, wird ein Gummiband um sie herumgebunden und anhand einer Winde und einem Seil wird sie in den Laderaum inmitten ihrer völlig verstörten Artgenossen gezerrt.



Der Viehlaster fährt los und bringt sie weg. Irgendwohin. Du hast keine Ahnung wohin. Du wirst die Einohrige niemals wiedersehen, aber du wirst ununterbrochen an sie denken. Das panische Muhen hallt noch lange inmitten der Kühe wider, die dein elendes Schicksal teilen.

Tja, dann vertreibt ihr eure Zeit eben mit Fressen. Das ist das Einzige, was euch bleibt. Fressen! Ihr kaut und wiederkaut eure Maissilage, weit davon entfernt, euch vorstellen zu können, dass eure Ahnen im Freien grasten. Weit davon entfernt, euch auch nur vorstellen zu können, was Freiheit bedeutet. Weit davon entfernt, euch auch nur vorstellen zu können, dass die Welt sich außerhalb eures Gefängnisses, in die Ferne ausdehnt.

Die Zeit vergeht. Mehrmals warst du von Mastitis, einer schmerzhaften Infektion der Zitzen, befallen worden. Man hatte dir derartig viel Milch abgesaugt! Du bist völlig ausgepumpt! Du hast gerade ein viertes Kleines zur Welt gebracht. Dieses Mal ist es ein Männchen. Dein zermürbter Körper scheint durch das Glück, das du verspürst, etwas aufzuleben. Der Mann, der es aus dir herausgezerrt hat ruft: „Ha! Na sowas! Sieht aus wie ein Panda!“ Es bekommt die Nummer 3388 an die Ohren geheftet. Dann lässt man dich ein bisschen allein mit deinem Kleinen.



Abgesehen davon, dass du die menschliche Sprache nicht beherrschst, wie solltest du denn überhaupt wissen, was ein Panda ist? Du schenkst ihm deine ganze Mutterliebe und fühlst dich wie im siebten Himmel, sobald er beginnt dein Kolostrum zu saugen. Aber deine überschwängliche Mutterliebe kannst du kaum einen Tag lang zum Ausdruck bringen. Man hievt dein Baby in eine Schubkarre und schleppt es weit weg von dir.

Das ist dein viertes Kind, das man entführt. Dieses Mal warst du darauf vorbereitet. Selbstverständlich! Aber du bist deshalb nicht weniger unglücklich. Und ‚Ein-Ohr‘ ist nicht mehr da, um dich zu trösten. Zu diesem Zeitpunkt hat der Homo Sapiens sie schon verzehrt, verdaut und ausgeschieden.

Du blöckst Tag und Nacht die fürchterliche Verzweiflung, die dich überwältigt. Bei jedem Melken, schaust du dem, der dich absaugt, traurig in die Augen. Du suchst in seinen Augen nach Hilfe, weil du nur noch ihn hast. Oft schikaniert er dich brutal. Er misshandelt dich, weil er Sorgen hat. Aber das was die Menschen als Syndrom von Stockholm bezeichnen, bewirkt, dass du gegen deinen Willen an ihm hängst. Er weiß von deiner Verzweiflung, fühlt jedoch keinerlei Empathie für dich. Er hat sich schon lange an das Wehklagen der Kühe gewöhnt. Er hat schon so viele Kälbchen - Männchen und Weibchen - entführt. Das ist sein Beruf. Wie immer weicht er deinem Blick aus. Es ist für den Menschen nicht leicht, Mitleid zu empfinden, wenn das Geld, das er verdient, die Höhe der Intensität seines Mitleids überragt. Er befestigt das Saugergerät an deine Zitzen und geht weiter zu deiner neuen Nachbarin, die genauso fürchterlich jammert wie du. Aus den gleichen Gründen. Unglaublich trostloses Elend hallt unaufhörlich zwischen diesen Wänden! Mindestens jede vierte Kuh jammert hier.

Die menschliche Spezies nennt euch ‚Milchkühe‘. Werbungen zeigen euch auf grünen Wiesen mit euren Kälbchen, die sich in eurer Nähe des Lebens erfreuen. Wie sollst du denn wissen, was eine Wiese ist, wo du noch nie auch nur einen Grashalm oder ein Stückchen Himmel gesehen hast. Für dich hat die Welt in dieser Viehhalle ihre Grenzen.

Beim Homo Sapiens kommt es vor, dass man mit den Nachkommen von euch Kühen spricht: ‚Wer gibt uns die Milch?‘ wird gefragt. Die Antwort: ‚Die Kuh‘ und oft begleitet von: ‚Muh, muh‘. Ja man erklärt ihnen, dass ihr die Milch ‚gebt‘. Nicht, dass man sie euch wegnimmt. Guten Glaubens wiederholt man dann später das, was man von den Älteren gelernt hat, als man selbst noch jung war. Unnötig dir zu erklären, dass fast niemand etwas von eurer künstlichen Befruchtung weiß, vom Kidnapping eurer Kleinen, und das nur deshalb, damit ihr Milch erzeugt. Fast alle meinen, dass ihr die Milch urinert, wie sie selbst urinieren. Niemand stellt sich Fragen. Die Kuh gibt Milch! Damit hat sich’s! Es geht sogar soweit, dass man euch angeblich mit dem Melken einen Gefallen tut, weil euch sonst die Euter schmerzen würden. Es gibt sogar einen Käse, der „La Vache qui rit“ [die lachende Kuh] heißt. Die Käseschachtel ist mit einer lächelnden Kuh dekoriert. Was könnte wohl diesen Zynismus noch übertreffen?

Zeit ist verflossen. Deine Milchdrüsen sind noch nicht ganz vertrocknet, aber du erzeugt weniger Milch. Dein Ausbeuter beschließt, dich

loszuwerden, um dich durch eine jüngere Kuh zu ersetzen, die bald ihr erstes Kleines zur Welt bringen wird.

Du bist entkräftet durch das mehrfache Kalben und die dreißigtausend Liter Nahrungsflüssigkeit, die dein Körper schon geliefert hat. Du bist derartig erschöpft, dass dir die Kraft fehlt, auch nur traurig zu sein. Du bist zu schlapp, um auch nur unglücklich sein zu können. In deinem Körper und deinem Geist ist nur noch Platz für Müdigkeit.

Der graurote Lastwagen, der deine Freundin weggebracht hat, kommt an und stellt den Motor ab. Du erkennst den Geruch seiner Abgase und des Motoröls. Du hast ihn schon mehrmals ankommen sehen, und jedes Mal bekamst du Herzklopfen. Zuerst weil du ihn mit dem Verschwinden deiner Freundin in Verbindung brachtest, aber auch weil er euch alle in Terror versetzt, da manche von euch mit äußerster Brutalität aufgeladen und weggefahren werden. Panisches Schmerz- und Angstgemuhe begleiten ständig diese Entführungen. Jedes Mal hoffst du, dass dieses Ding deine Freundin ‚Ein-Ohr‘ wieder zurückbringt. Leider, leider erscheint sie nie wieder. Als man dich losbindet, um dich grob zum Viehlaster zu treiben, verstehst du, dass man heute auch dich abholt. Trotz der Schläge die man dir verabreicht, schaffst du es nicht, in das Fahrzeug zu steigen, das dir deine erste und letzte Reise aufzwingt. Die Zugangsrampe ist zu steil. Ein Kran ist da, um dich in den Laderaum zu verladen. Die Gummibänder, die dich hochheben, schmerzen dich unglaublich, aber du bist derartig zerschlagen, dass du kaum muhst. Zwölf Milchsklavinnen, die den Lebensabend erreicht haben, werden mit dir in dieses verhängnisvolle Fahrzeug geladen. Eine Kuh wie du hat eine Lebenserwartung von zwanzig Jahren, falls ihre Lebensbedingungen ruhig und friedvoll sind, aber eure Unterjochung erschöpft euch dermaßen, dass ihr nach nur fünf Jahren euer Lebensende erreicht habt. Tja, du bist fünf Jahre alt.

Die Reise will kein Ende nehmen. Es ist Hochsommer. Der Viehtransporter ist ein Backofen. Euer Leiden lässt die Zeit ewig erscheinen und dehnt sie in die Länge. Du hast keine Ahnung was eine Minute bedeutet. Das ist ein menschlicher Begriff. Aber jede bedeutet eine Ewigkeit. Schlaglöcher, Erschütterungen, Beschleunigungen, Bremsen, Stöße und plötzliche Kurven lassen euch gegeneinander oder an die Rampe prallen. Eure Klauen rutschen auf dem Metallboden aus. Stehenbleiben zu können, bedeutet laufend aufzupassen. Durch Hunderte von unbekannten

Geräuschen, die vom Fahrzeug oder von der Außenwelt herrühren, wird euer Stress natürlich noch verstärkt.

Ja, diese Außenwelt könnt ihr ja wegen dieser Abdeckplane gar nicht sehen. Diese bleibt für euch verborgen. Die Plane dröhnt und flattert bedrohlich. Außerdem ist es so unerträglich heiß im Lastwagen! Ihr habt alle unglaublich Durst! Du würdest gerne alles geben, was du hast, um etwas trinken und dich ausruhen zu können, aber du hast nichts, womit du verhandeln könntest. Dein ganzer Reichtum begrenzt sich auf dein Fleisch und deine Haut. Leider braucht die menschliche Spezies gar nicht darauf zu warten, dass du sie ihr anbietest. Man nimmt sie einfach, ohne irgendwelche Gegenleistung. Noch nicht einmal ein bisschen Wasser. Du hast keinerlei Macht in dieser Welt. Du bist nur eine Ressource für den Homo Sapiens, der als Herr und Gebieter herrscht. Du bist eben eine Milchkuh. [§]

Lucien fällt vom Stuhl, ohne sich dessen bewusst zu sein. Taub, stumm, alle Sinnesorgane gefühllos der Außenwelt gegenüber, in der er sich befand, fühlte er noch nicht einmal den Stoß als er auf den Boden fiel. Bellisae fuhr fort ihre Wortgedanken und Engramme in sein Gehirn träufeln zu lassen:

19) Im Todeskorridor

[§] Der Viehtransporter erreicht den Schlachthof von Drulan am Abend des folgenden Tages. Du weißt nicht, wo du bist. Selbstverständlich hast du keine Ahnung von dem, was ein Schlachthof sein könnte. Jedoch weist der vage Blutgeruch im Umkreis wieder auf Angst hin. Du schwitzt, du keuchst, dir läuft der Speichel aus dem Maul, du liegst im Kot. Ein plötzliches Schlagloch hat dich hingeworfen. Deine Beine sind schwach und taub. Du würdest gerne aufstehen, aber du hast nicht die nötige Energie. Ihr habt seit dreißig Stunden nichts getrunken und nichts gefressen. Du fragst dich, ob du ‚Ein-Ohr‘ wiedersehen wirst. Man zwingt euch anhand eines Elektroschockers, den Laster zu verlassen. Ihr werdet mit diesem Gerät gezwungen, aus dem LKW auszusteigen. Völlig in Panik geraten, drängt ihr euch zur Rampe hinter der Ladefläche, indem ihr euch

gegenseitig aus dem Fahrzeug schubst. Die Stromschläge geben dir deine Kraft nicht zurück. Der Mann, der dich schikaniert, ist nicht derjenige, den du kennst, der, an dem du gegen deinen Willen hängst. Das verstärkt deine Verwirrung noch. Da du immer noch nicht aufstehen kannst, stößt dich der Fremde und verbiegt dir den Schwanz. Diese unbeschreiblichen Schmerzen bringen dich nur einen Meter weiter vorwärts. Dann zieht man dich eben mittels einer Winde an einem Bein hinaus. Danach wirst du auf dem Betonboden des Anlegeplatzes bis zum Bereich der Ställe entlanggezogen, ohne Behutsamkeit, ohne Mitleid, eben nur wie eine Milchkuh.

Dort musst du bis zum nächsten Morgen stundenlang warten. Um dich herum blöken die Rindersklaven ihre Verzweiflung und ihre Angst heraus. Du siehst nur zwei von denen, die mit dir gereist sind. Die anderen sind außer Sicht, inmitten einer Menge unbekannter Rinder. Eine von ihnen blutet am rechten Hinterteil. Stiche einer Mistgabel haben ihr beim Verladen die Haut zerrissen. Der Schlachthof zieht den Schaden natürlich in Betracht, da diese Verletzung einen kommerziellen Verlust für seinen Ausbeuter bedeutet. Sie beugt laufend den Kopf nach unten und rollt ihre großen, traurigen und verängstigten Augen. Die nächste Kuh ist groß und schlank mit einem riesigen Euter, der sie derartig schmerzt, dass sie sich mit weit auseinander stehenden Beinen vorwärtsbewegt. Sie ist an den Stahlbügel des LKWs gestoßen und hat sich am linken Auge verletzt. Es ist so geschwollen, dass sie wohl für den Rest ihres Lebens einäugig sein wird. Ihr habt euch während der Reise kennengelernt, obgleich ihr vom gleichen Ort kamt. Aber ihr wart ja so zahlreich. Du hast große Schwierigkeiten, dich fortzubewegen. Ein Glück, dass deine Begleiterinnen sich nicht entfernen. Auch sie sind froh, dass du da bist.

In Notlagen suchen empfindsame Wesen vertraute Nahestehende, und in der Bedrängnis unterstützen sich einsame Seelen gegenseitig.

Hier ist sogar die Luft von Schmerz und Panik überlastet. Geruch von Urin und Blut vorheriger Opfer sind unheilvolle olfaktorische Ankündigungen, die ihr alle erkennt. Diese scheußliche Todesangst wird noch dadurch verstärkt, dass ihr sie euch gegenseitig übermittelt. Ihr leitet sie weiter und sie kommt wie ein Bumerang zu euch zurück. Bei Sonnenaufgang verstärken seltsame Geräusche eure Furcht noch mehr. Metallgeklirr und unbekannte Menschenstimmen hallen wider. Dann erstarrt der Ort durch das Brüllen der Artgenossen. Der klebrige Gestank von Blut wird immer penetranter. Die Mord- und Totschlagfabrik beginnt

ihre Tagesarbeit. Du weißt genau, was dieses fürchterliche Muhen bedeutet. Genau wie menschliche Wesen jeglicher Nationalität sofort das Betteln, das verzweifelte Weinen und das Angstgeschrei ihrer Mitmenschen erkennen.

Die relative Frische der Nacht hat dich wieder ein bisschen gestärkt. Du hast es geschafft, aufzustehen. ‚Ein-Ohr‘ ist immer noch nicht zu sehen, aber ‚Gebeugtes Haupt‘ und ‚Große-Einäugige‘ sind nicht weit entfernt. Plötzlich, ganz in der Nähe, herrscht Aufregung. Einige Homo Sapiens treffen ein.

Anhand von Elektroschlägen wirst du in einen Treibgang³ gedrängt. Du bist nicht die Erste, die da hineingeht, und du bist auch nicht die Letzte. Lebend wirst du hier nicht wieder herauskommen. Die Schlachthofregel ist einfach: dies ist ein Ort, aus dem ‚kein Tier lebendig herauskommen soll‘. Du befindest dich auf einem Betonboden, zwischen zwei Betonwänden. Deine Klauen haben niemals Gras berührt. Hinter dir brüllt ‚Gesenktes Haupt‘ ihre Panik heraus. ‚Große Einäugige‘ folgt ihr automatisch mit von rechts nach links schwenkendem Kopf. Sie versucht ihre Panik durch diese stereotypische Bewegung zu vergessen. Der fürchterliche Blutgestank und das angsterregende Jammern kommen aus der Richtung, in die man dich durch zwei Wände zu deinem Todesziel führt. Wie gerne würdest du fliehen, aber durch die elektrischen Schläge musst du vorwärtsgehen. Vor dir blockiert ein völlig verängstigtes Kalb den Durchgang des Todeskorridors, weil es umkehren will. Auch wenn du nie die Gelegenheit hattest, ein einziges deiner Kleinen groß werden zu sehen, weißt du, dass es sich um ein Jungtier handelt, das extrem panisch reagiert. Der Mann, der dich zwang vorwärtszugehen, benutzt jetzt einen Stachel gegen das Kalb. Dein ewig frustriertes Muttergefühl zerreißt dir das Herz. Wie gerne würdest du diesem Kleinen helfen, aber du hast keinerlei Macht. Du bist nur eine Milchkuh unter dem Joch der herrschenden Spezies. Hier tötet man gleichermaßen gestohlene Kälbchen sowie mittels Leibeigenschaft völlig ausgepumpte und durch die Trauer um ihren Nachwuchs gebrochene Kühe. Du findest sie so niedlich und rührend mit ihren kleinen jugendlichen Hörnern. Das macht dich so fürchterlich traurig, dass du einen Augenblick lang deinen eigenen Angstzustand vergisst. Mittels Schläge und elektrischen Entladungen setzt sich das Rinderweise wieder in Bewegung. Wie benommen folgst du ihm und erinnerst dich an dein letztes Kleines, an die ovalen schwarzen Flecken um seine Augen, die tief in deine schauten.

Dein starkes Mitleid mit dem Kalb; diese morbiden Ausdünstungen, die auf dich zukommen; dieses Schreckens- und Schmerzgeschrei, das dein eigenes Gemühe überdeckt; all die Schmerzen überall in deinem erschöpften Körper; diese schreckliche Angst, die wieder dein Blut erstarren lässt; das alles vermischt sich und bringt dich soweit, dass du nicht mehr weißt, wer du bist und was du bist. Dagegen ahnst du, dass du es nicht mehr lange sein wirst. Du bist nichts weiter als Leiden, bewusstes Leiden, das auf ein befreiendes aber dennoch so gefürchtetes Ende zugeht. Dein Leben war nur ein endloser Leidensweg. Es zu verlieren wird eine Erlösung sein, aber wie alle Gefühlswesen⁴ schreckt dich der Tod derartig ab, dass der Schlachthofangestellte dich durch verdoppelte Elektroschocks zwingt, auf dein fatales Ende zuzugehen. Gewissensbisse hat er keine. Du bist doch nur eine Milchmaschine am Ende ihrer Nutzungsdauer. Er ist nicht irgendwie böartig. Für ihn ist diese Brutalität nicht wirklich brutal. Du bist ja nur Fleisch. Wie soll er dich denn als Opfer sehen?

Die Elektroschocks treiben dich in die Enge der Trip-Floor-Box⁵. Diese Box, das Epizentrum, das den Todesgeruch verbreitet, bewirkt namenlose Panik. Du bist jetzt von Metallstrukturen umgeben. Der Stress setzt einen massiven Adrenalinschub in deinem Blut frei. Dein Blutkreislauf explodiert förmlich, vermischt sich mit dem roten Fluss, der hier durch das Abschlachten entsteht, und sein tödlicher Geruch erreicht die Flotzmäuler der kommenden Opfer. Der Henker streckt den Arm aus, um seinen Schlachtschussapparat⁶ auf deine Stirn zu setzen. Wer weiß, ob es ihn kümmert, dich respektvoll zu töten? Die Panik, durch die du völlig die Kontrolle über deinen Körper verlierst, verursacht eine Ausweichreaktion und lässt deinen Kopf im letzten Augenblick vor dem Schuss in die Höhe schnellen. Das Schlachtgerät sticht seinen Lochstab in dein linkes Auge und zerstört einen Teil deines Schädels. Auf dieser Seite siehst du nichts mehr, aber wie solltest du das überhaupt noch wahrnehmen? Der Schmerz ist derartig rasend und tobend, dass nichts mehr außer ihm existiert.

Schreck und Angst! Du bist nichts weiter mehr als Schreck und Angst! Du bewegst deinen Kopf so schlagartig hin und her, dass der Henker dich noch einmal verfehlt. Dein Maul wird zerfetzt. Er schießt noch einmal und flucht. Beim dritten Mal durchtrennt der Stab dein Rückenmark. Du brichst abrupt zusammen, weil du gelähmt bist. Gelähmt aber tragischerweise noch bei Bewusstsein⁷. Man hängt dich an einem deiner Hinterbeine auf. Das müsste eigentlich schmerzhaft sein, aber da dein Rückenmark zerrissen ist, wurde dein ganzer Körper fast empfindungslos.

Außerdem ist der Schmerz in dem, was von deinem Schädel übrigbleibt, derartig stark, dass er jegliches weitere Gefühl ausschalten würde.

Schmerz. Du bist nichts weiter als dieser fürchterliche Schmerz. Ein solch intensiver Schmerz, der selbst die Angst ausschaltet. Dein Körper hängt. Unbeweglich, aber immer noch teilweise empfindlich. Du spürst genau die Klinge, die deinen Hals aufschlitzt. Dein Blut spritzt heraus und strömt davon. Liegend hättest du schnell das Bewusstsein verloren. Leider verlängert dieses Kopf-Überhängen deine Qual noch und sichert den Blutdruck in deinem Gehirn. Du bist in diesem Leben gefangen, das dein Fleisch nicht verlassen will. Sobald man deine beiden Vorderbeine absägt, bist du dir dessen nicht mehr bewusst. Nozizeptive Zeichen⁸ deiner Gliedmaßen erreichen dein Bewusstsein nicht mehr, aber in deinem reaktionslosen Körper erleidest du immer noch still die Qualen in deinem zerschmetterten Hirn. Dein Ende, das dich derart ängstigte, beschwörst du nun herbei. Du flehst es herbei. Du erwartest nur noch den Tod mit all deiner Kraft. Diese unvorstellbare Qual ist noch fürchterlicher, weil du sie noch nicht einmal ausdrücken kannst, weder durch Bewegungen, noch durch Brüllen. Deine Folter verewigt sich in deiner widerstandslosen Fleischhülle.

Das Leben zieht sich schließlich doch aus dir zurück. Von dem was du warst, bleibt nur noch ein Etwas.

Ein Etwas! Du bist nie etwas anderes für die menschliche Spezies gewesen. Aber jetzt, hier, handelt es sich um eine objektive Tatsache. Dieses Etwas wird in Stücke zerschnitten, die in mit Zellophan überzogenen Plastikschalen verkauft werden. Die Kundschaft, die diese kauft, wird keinen einzigen Augenblick an die Kuh denken, die du warst. Diese Menschen werden nur die Materie sehen. Diese essbare Substanz namens Fleisch. Auf deinen Körperteilen wird ein Etikett mit der Bezeichnung „Rind“ kleben. Die Verachtung dessen, was du warst ist dermaßen groß, dass diejenigen, die dein Fleisch kauen, noch nicht einmal wissen, dass du eine Kuh warst, eine Milchkuh, die am Ende ihres Lebensweges angekommen war.

Was deine armselige Haut betrifft, wird diese auf irgendeinem Parkettboden eines Wohnzimmers vor einem Ledersofa landen. Die Fußspitzen menschlicher Personen, die auf diesem Sofa sitzen, werden dein weiches Fell genießen. Kinder werden auf der angenehmen schwarz-weißen Oberfläche spielen.

Diese Haut, die deine leidvolle Milchkuhexistenz beherbergte, wird nichts weiter als ein originelles Dekorationsstück sein. Nicht ohne einen gewissen Stolz darauf, werden die Besitzer des Raumes ihren Gästen zeigen, was von dir übriggeblieben ist, und zwar ohne jemals an dich zu denken. Nie warst du jemand für irgendjemanden... außer für „Ein-Ohr“, aber nur für so kurze Zeit. Nun, wer weiß? Wenn der Zufall es so will, ist vielleicht das Leder des Sofas die Haut deiner Freundin. Auf diese Art und Weise werdet ihr dann wieder vereint sein. [§]

20) Das ist doch skandalös

David Déchars fläzte sich auf seinem Ledersessel, nahm die Fernbedienung, die auf der Armlehne wartete und schaltete das Fernsehgerät an. Die morgendliche Arbeit beim GÉANTMARCHÉ war anstrengend gewesen. 30.000 Milchprodukte mussten mit Etiketten unter 132 Artikelnummern versehen und in Regale verfrachtet werden! Dann hatte er auch noch helfen müssen, den Metzgereibereich neu zu gestalten. Fast eine Tonne Fleisch und Wurstwaren hatten verlagert werden müssen.

Nun, ja! Er hat sich einen Nachmittag frei genommen und wollte sich ein bisschen entspannen. Er hatte sich gerade ein mit Schinken, Emmentaler und Butter belegtes Sandwich zubereitet, das er jetzt mit großem Appetit verschlingen wollte. Ohne Schuhe, nur mit Socken, die Beine hochgelegt, seufzte er behaglich und begann ins Brot zu beißen.

Im Fernsehen berichtete man von Metzgereien, deren Schaufenster von militanten Tierschützern mit Steinen beworfen worden waren. Die Fernsehsendung hatte den Sprecher eines Antispeziesismus-Vereins eingeladen. Die Journalistin, die die Sendung moderierte, fragte ihn:

— „In letzter Zeit wurden Metzgereien getaggt, falsches Blut wurde sogar an deren Schaufenster sowie an Fassaden geschüttet und verspritzt... Es ist doch verständlich, dass Metzger schockiert sind, oder nicht? Verurteilen Sie diese extremen Gewaltaktionen?“

• *Das ist doch skandalös! Dachte David. Natürlich ist es brutal, sich über arme Leute herzumachen, die doch so hart arbeiten! Ins Gefängnis würde ich die sperren!*

21) Er kroch auf allen Vieren bis zum Spiegel

Lucien gewann teilweise die Kontrolle über seinen menschlichen Körper zurück, und alles was um ihn herum war, wurde in seinem Geist wieder klar. Er wusste nicht, wann er vom Stuhl gefallen war, aber er lag auf dem Boden. Er lag da, wie versteinert in Fötusstellung und stieß einen nicht enden wollenden Schrei aus. Dann, ohne aufzuhören zu schreien, wälzte er sich hin und her und umklammerte seine Kehle. Er heulte ganze fünf Minuten lang laut, bevor er allmählich nur noch schluchzte. Als er sich endlich wieder ein bisschen beherrschen konnte, setzte er sich auf den Parkettboden. Seine zitternden Finger betasteten fiebrig seinen Hals. Nachdem er seine Hände, seine Arme und Beine betrachtet hatte, zog er sich vollständig aus, um seinen restlichen Körper zu betrachten und zu betasten. Dann kroch er auf allen Vieren bis zum Spiegel eines Schrankes, vor dem er mit seiner visuellen und tastenden Untersuchung fortfuhr, ohne das fortwährende Gestöhne, Geschrei und Gewimmer zu unterbrechen. Mehr als eine halbe Stunde war nötig, bevor er physisch und psychisch wieder zum Menschen wurde. Und plötzlich wusste er, dass er nie, ja tatsächlich nie wieder vergessen würde, was er von einer Milchkuh in sich hatte.

In seinem Gedächtnis war Lucien Prérubem mit der Nummer 2712 von nun an ein Hybridwesen, teilweise Mensch, teilweise Rind. Selbst wenn er genau genommen nie den Körper einer Kuh besessen hatte, machte dies für ihn keinerlei Unterschied mehr. Die Erinnerung an die Milchsclavin war genauso in ihm verankert wie die von Lucien Prérubem. Allein die Tatsache zu wissen, dass Bellisae ihn wahrscheinlich diese Erfahrung hatte erleben lassen, ließ ihn vermuten, dass er vielleicht nie diese Milchkuh gewesen war.

Aber selbst dieses Wissen, wurde für ihn sinnlos und unwichtig, weil – tatsächliches Leben oder nicht – dies nichts an dem ändern würde, was er empfunden hatte.

22) Er ist nicht verrückt

Nachdem Isabelle mehrmals erfolglos versucht hatte, Susan Cilvan telefonisch zu erreichen, fuhr sie schließlich zu deren Praxis. Die Tür war verschlossen und selbst nach langem Klingeln wurde nicht geöffnet. Isabelle

musste schließlich wieder gehen, wollte es aber nicht dabei belassen und rief ihre beste Freundin an. Diese war Ärztin im Notdienst. Isabelle flehte sie um einige Informationen an, bat sie aber, ihr keinerlei Fragen zu stellen. Das war gar nicht so einfach. Sie musste aufgrund der ärztlichen Schweigepflicht darauf bestehen. Letztendlich erreichte sie jedoch die Bestätigung, dass eine gewisse Susan Cilvan tatsächlich wegen einer Bewusstlosigkeit eingeliefert worden war. In ihrer Praxis war sie nur ungefähr zehn Minuten bewusstlos gewesen. Wenn man die sechs Minuten Transport dazurechnete, hatte die durch die Sanitäter festgehaltene Bewusstlosigkeit insgesamt eine knappe viertel Stunde gedauert.

Kaum wieder zu sich gekommen, hatte die Patientin einen Schein unterzeichnet, um das Krankenhaus verlassen zu können. Sie hatte sich geweigert, Fragen zu beantworten und jegliche Untersuchung abgelehnt, bevor sie gleich darauf mit einem Taxi wegfuhr. Aus Gewissensgründen fragte Isabelle:

— „Weißt du, wo sie hingefahren wurde?“

Sie wunderte sich nicht über die Antwort ihrer Freundin:

— „Woher soll ich das denn wissen?“

Isabelle suchte deshalb noch einmal die Praxis der Psychologin auf und hoffte - aber vergebens -, dass sie die Arbeit wieder aufgenommen hatte. Ihre Internetrecherchen mit ihrem Smartphone ergaben keine weiteren Kontaktdaten. Daher beschloss sie, sich in der Nachbarschaft zu erkundigen. Gerade als Isabelle an der Tür gegenüber auf dem gleichen Gang klingeln wollte, öffnete Susan Cilvan plötzlich die Tür und fuhr sie in genervtem Ton an:

— „Was soll das denn? Wollen Sie mich den Rest Ihres Lebens verfolgen?“

Isabelle verschlug es die Sprache. Sie stand wie angewurzelt da. Die Therapeutin packte sie am Arm und zog sie energisch in ihre Praxis.

— „Hören Sie doch auf, sich im Flur zur Schau zu stellen!“, schimpfte sie streng.

— „Ich... äh... ich...“, stotterte Isabelle...

— „Nicht im Vorraum! Kommen Sie, sprechen wir in meinem Büro. Aber nicht länger als fünf Minuten. Sie können nicht länger als fünf Minuten hierbleiben. Fünf Minuten! Nicht mehr!“

Isabelle folgte ihr.

— „Na, was soll ich Ihnen sagen?“, meinte Susan Cilvan. „Irgendetwas hinsichtlich seiner geistigen Gesundheit natürlich... Bitte, entschuldigen Sie mich. Ich bin nicht in meinem normalen Zustand. Ja, ich gebe zu, es ist eigenartig, das von jemandem zu hören, der doch eigentlich das Hirn anderer heilen sollte! Aber so ist das nun mal! Ich mach', was ich kann.“

— „...?“

— „Eigentlich hätte ich Sie nie wiedersehen wollen. Ich habe Ihnen die Tür nur deshalb geöffnet, weil Sie sonst mit der ganzen Welt darüber gesprochen hätten! Sie sind wohl der weibliche Inspektor Columbo! Sie lassen nicht locker, stimmt's?“

— „...!“

— „Also gut, nochmals, entschuldigen Sie bitte. Setzen Sie sich... oder vielmehr, setzen wir uns. Ich schulde Ihnen zumindest eine kurze Erklärung. Das ist ja nun schließlich das Mindeste!“

Sie unterstrich ihre Aufforderung noch, indem sie auf einen Sessel deutete, während sie selbst auf einer Schreibtischecke Platz nahm.

— „Er ist nicht verrückt! Tja! So, jetzt habe ich's gesagt. Und jetzt schwimme ich auf hoher See... das heißt, dass Sie mich jetzt überhaupt nicht mehr in Ruhe lassen werden. Sie wollen natürlich Näheres wissen. Aber Sie wissen doch, dass ich unter Schweigepflicht stehe?“

Isabelle überhörte diesen letzten Satz. Sie setzte sich langsam. Eher um nicht hinzufallen, als der Einladung der Psychiaterin zu folgen:

— „Demnach... sind Sie bewusstlos geworden wegen... wie soll ich das ausdrücken?“

— „Ja, ich habe das Bewusstsein verloren und dazu noch den Verstand! Und dies, weil ich feststellen musste, dass die geistige Gesundheit Ihres Ehemannes nichts mit seinen Erscheinungen zu tun hat. Ich habe außerdem herausgefunden, dass dieses Tier tatsächlich existiert, oder wenigstens, dass da etwas ist, was mit diesem Bild kommuniziert. Ist dieses Etwas nun ein Mann, eine Frau, mehrere Personen? Wer weiß?“

— „Wer weiß? Was meinen Sie mit: Ich habe herausgefunden?“

— „Das heißt, dass ich dieses Etwas flüchtig gesehen und gehört habe. Um ehrlich zu sein, war es ein bisschen überheblich, zu behaupten, dass ich es herausgefunden hätte.“

— „Und was hat Ihnen dieses Etwas gesagt?“

— „Oh! So viel, so viel! In so kurzer Zeit! Es hat viel mehr getan, als nur etwas zu sagen. Tut mir leid, aber ich möchte nicht darüber sprechen. Ich

habe Ihnen das Wichtigste mitgeteilt. Sie werden viel mehr von Ihrem Ehemann erfahren. Es wäre mir lieb, Sie ließen mich jetzt allein. Ich habe Ihnen schon viel mehr anvertraut, als ich Ihnen vom beruflichen Standpunkt her hätte mitteilen dürfen. Der Rest ist meine Sache. Außerdem bitte ich Sie, mich nie als Zeugin diesbezüglich, für was auch immer, heranzuziehen. Ich würde alles abstreiten, was diesen Fall betrifft. Offiziell habe ich wegen Arbeitsüberlastung, verbunden mit Hypoglykämie, das Bewusstsein verloren... So etwas in dieser Richtung.“

— „Sie sind also überzeugt davon, dass es sich nicht um einen Gorilla handelt?“

— „Wie sollte ein Gorilla das alles denn wörtlich ausdrücken können?“

— „Ich weiß ja gar nicht, was er Ihnen gesagt hat!“

— „Jedenfalls sprechen Gorillas nicht. Und ich habe jetzt auch genug gesagt. Ich habe noch einiges zu tun...“

— „Einverstanden,“ versprach Isabelle „ich werde Sie nicht weiter belästigen. Noch zwei letzte Fragen, bitte. Dann gehe ich.“

— „Na gut!“

— „Bellisae, sagt Ihnen dieses Wort etwas?“

— „Bellisae?“

— „Ja, Bellisae.“

— „Nein, das sagt mir nichts. Was ist das?“

— „Sie haben gesagt: ‚Ich habe das Bewusstsein verloren und dazu noch den Verstand‘.“

— „Ähm?“

— „Hat diese Begegnung, wenn man dies so nennen kann, etwas bei Ihnen verändert?“

— „Ja. Ich werde nie mehr Milchprodukte zu mir nehmen.“

Bei diesen Worten gab Susan Cilvan ein eigenartiges Stöhnen von sich. Sie eilte vor einen Spiegel, der gegenüber ihrem Schreibtisch an der Wand hing und tastete mit beiden Händen ihren Kopf an verschiedenen Stellen ab. Ihre zitternden Hände verrieten starke Emotionen. Sie massierte auch ihren Hals und betrachtete ihn prüfend mehrere Sekunden lang. Dann wandte sie sich wieder an Isabelle. Als diese sie plötzlich so blass sah, meinte Isabelle, die Ärztin könne wieder ohnmächtig werden:

— „Was ist denn los mit Ihnen? Sie sind ja ganz blass!“

— „Nie wieder Milchprodukt, nein! Nie wieder...“, wiederholte die Therapeutin.

— „?...“

— „Natürlich auch kein Fleisch mehr!“

— „?...“

Nach diesen letzten, unerwarteten Worten, öffnete Susan Cilvan die Tür ihrer Praxis und forderte Isabelle auf, zu gehen.

Als Isabelle gegen zehn Uhr zu Hause ankam, räkelte sich Lucien auf dem Sofa. Seine Augen weiteten sich in Richtung Zimmerdecke, wo es nichts Besonderes zu sehen gab. Sie stellte sich vor ihn, ohne auch nur das leiseste Anzeichen von Aufmerksamkeit zu erhaschen.

— „He, ist alles in Ordnung?“, warf sie ihm zu.

Daraufhin blickte er sie seltsam an und schnurrte ein paar unverständliche Worte. Erschöpft, weil sie schlecht geschlafen hatte und besorgt, weil ihre Arbeit nicht vorankam, beschloss sie, sich etwas auszuruhen. Sie musste schnellstens wieder klarsehen, um die von einem Kunden bestellten Softwareänderungen vorzunehmen.

Als sie gegen fünfzehn Uhr aufwachte, lag Lucien nicht mehr auf dem Sofa. Er war nicht mehr in der Wohnung und antwortete auch nicht am Handy. Sein Auto stand nicht mehr unten vor dem Haus. Sie rief bei seiner Arbeitsstelle an. Dort war er auch nicht. Niemand hatte ihn gesehen.

Dann wurde es Abend, bald danach Nacht... Sie versuchte ihn laufend zu erreichen, hinterließ Nachrichten und schickte bis früh in den Morgen eine SMS nach der andren. Keine Antwort! Nichts war von ihm zu sehen oder zu hören!

Seit über zwanzig Stunden war er nun schon verschwunden. Natürlich vermutete sie, dass dies mit der Gorillageschichte zusammenhing, die auch Susan Cilvan derartig durcheinandergebracht hatte. Sie wusste nicht, was sie machen sollte. Zur Polizei gehen und berichten, dass Lucien sich wegen eines imaginären Gorillas aufgelöst hatte, kam natürlich überhaupt nicht in Frage. Schon allein, weil die Psychologin sich weigern würde, Zeugin dieses Falles zu sein. Mitte des Nachmittags beschloss sie jedoch, eine Vermisstenanzeige aufzugeben.

23) Flüssiges Latex

Adam Polikant war Forscher im Vivisektionslabor ganz in der Nähe der ASIC-Räume, im gleichen Gebäude. Eines Morgens bevor er zur Arbeit ging, kam ihm die Idee, sich vorvulkanisierten Flüssiglatex zu besorgen, ein Material, das man oft für Verkleidungsartikel oder Spezialeffekte bei Kinofilmen benutzte. Als er im Auto saß, recherchierte er im Handy, wo er diesen Artikel finden könnte. Eine Liste von Adressen wurde ihm vorgeschlagen. Sofort fuhr er los, um zur nächstliegenden Verkaufsstelle zu gelangen. Zehn Minuten später betrat er einen Scherzartikelladen.

— „Guten Tag!“, lächelte eine kleine Braunhaarige ihm zu, die gerade ihre Regale summend aufräumte. „Was darf es sein?“

— „Ich hätte gerne vorvulkanisiertes Flüssiglatex.“, hörte er sich sagen.

— „Das finden Sie hier. Bitte kommen Sie mit. Wieviel brauchen Sie denn?“

Ungefähr so wie in einem Traum wunderte er sich fast über seine Antwort:

— „Eine Tube wird reichen.“

Die Verkäuferin reichte ihm, was er verlangt hatte und schaute ihn etwas neugierig an:

• *Lustiger Vogel mit seinem spießigen Anzug! Und der Blick! Verschlossen, dunkel, ernst!... Kann ich mir gar nicht vorstellen, dass der sich als Zombie verkleidet... Was er wohl mit dem Latex vorhat?*

Der Wissenschaftler bezahlte und verließ den Laden ohne ein weiteres Wort.

Warum hatte Adam das gekauft? Das Seltsamste an der Geschichte war, dass jemand es ganz genau wusste, er selbst aber keine Ahnung davon hatte. Dieser so starke Trieb, dies zu kaufen, bevor er zur Arbeit fuhr, war ganz plötzlich und völlig unbewusst über ihn gekommen. Eine Art geistiges Taubheitsgefühl hinderte ihn daran, im Klaren zu sein, was er gerade unternommen hatte.

Als er mit einer halben Stunde Verspätung im Labor ankam, holte er die Tube aus seiner Tasche, schraubte den Verschluss um eine halbe Drehung auf, um das Hütchen zu öffnen und drehte es dann wieder ein bisschen zu. Als er dies erledigt hatte, legte er die Tube in eine Schublade. Auch hier war er sich kaum dessen bewusst, was er tat. Danach vergaß er völlig den Kauf und alles was mit dem Latex zusammenhing.

24) Keine Zeit! Ich muss jetzt melken!

Carlos Marcos befand sich in der Nähe des Silos Nr. 3. Dieser funktionierte nicht richtig: Der Mais lief zu langsam durch den Getreideapparat. Er drehte am Schalter, der die Geschwindigkeit regulierte, zuerst in die eine Richtung, dann in die andere. Nichts änderte sich. Dann schlug er mit einer Schaufel heftig auf den Trichter des riesigen Behälters. Die Silage begann normal auf das Fließband zu kullern, welches das Vieh mit Futter versorgte. Irgendetwas musste wohl den Ausfluss verstopft haben. Das Problem war jetzt jedoch gelöst.

Im Moment musste er sich aber vor allem um das Melken in der fünften Abteilung kümmern. Als er in seinen Toyota Pick-Up stieg, bemerkte er in der Ferne ein Auto, das sich in einer Staubwolke näherte. Es hielt hinter dem Gittertor am Eingang an. Nur eine Person saß drin. Diese hupte drei Mal, stieg dann aus und fuchtelte mit den Armen.

Carlos fragte sich, wer wohl bis hierherfahren würde, ohne sich vorher anzumelden. Er fuhr los, um aus der Nähe zu sehen, um was es sich handelte. Zehn Meter vor dem Tor hielt er an und stieg aus. Ein Unbekannter winkte immer noch mit den Armen neben einem roten Kia Picanto.

— „Guten Tag!“, rief der Mann.

Carlos näherte sich ihm, die Augenbrauen fragend in Falten gezogen:

— „Guten Tag?“

— „Bin ich beim Bauernhof Pierre Morageot?“

— „Ja, genau! Wie es da oben auf dem Schild über Ihnen steht!“

Sein Gegenüber trug ein hellblaues Hemd und einen sehr stark faltigen Anzug. Der Mann sah aus wie ein Origami. Carlos dachte, es müsse sich sicher um einen Vertreter handeln, der gekommen war, um ihm etwas zu verkaufen. Das könnte irgendetwas Wunderbares zu einem unschlagbar niedrigen Preis sein: Ein Melkroboter, Hormone, ein Futter- oder Wasserverteilungsgerät...

Carlos wurde oft von derartigen Leuten aufgesucht. Manchmal war es eine Frau, die es mit Charme versuchte. Aber dies war das erste Mal, dass er einen so schlecht rasierten und derartig zerknitterten Vertreter empfing.

• *Sieht fast so aus, als habe er in seiner Kiste geschlafen! Dachte er.*

Er würde ihm sagen, dass er sich auf keinen Kauf einlassen werde, weil er nicht der Chef sei. Der Mann stellte genau die passende Frage:

— „Sind Sie Pierre Morageot?“

— „Nein, nein. Ich bin nur ein Angestellter. Ich kann keinerlei Bestellung unterzeichnen.“

— „Aber ich habe doch gar nichts zu verkaufen. Ich bin nicht aus diesem Grund da.“

— „Was wollen Sie denn dann?“

— „Einige Auskünfte. Nichts weiter als Auskünfte.“

— „Über was denn?“

— „Es ist schwierig, das hier so zu erklären. Darf ich reinkommen?“

— „Keine Zeit! Ich muss jetzt melken. Ich habe zu tun. Die Kühe können nicht warten.“

— „Ich werde Sie nicht stören. Sie können gleichzeitig arbeiten.“

— „Das darf ich nicht. Ich weiß ja noch nicht einmal, was Sie wollen.“

— „Ich hab's Ihnen doch gesagt: Auskünfte. Ich möchte auch gerne den Ort besichtigen.“

— „Entschuldigen Sie bitte, ich muss jetzt gehen!“, widersetzte sich Carlos.

— „Sie dürfen das nicht? Noch nicht einmal für fünfzig Euro?“

Carlos drehte sich um:

— „Ich werde doch nicht für fünfzig Euro riskieren, meinen Job zu verlieren, verehrter Herr. Wie wär's wenn Sie mir sagen würden, was Sie wollen... welche Auskünfte? Ich weiß ja noch nicht einmal, wer Sie sind.“

— „Es handelt sich um eine Kuh. Mein Name wird Ihnen nichts sagen, aber ich heiße Lucien Prérubem. Ich biete Ihnen hundert Euro an. Hundert Euro ist doch ein kleiner Zuverdienst an einem einzigen Tag!“

— „In Ordnung, aber lassen Sie Ihr Auto draußen.“, antwortete Carlos bevor er die beiden durch das Gitter hingestreckten Geldscheine nahm.

Das Eingangstor quietschte in seinen Scharnieren. Lucien fuhr rein:

— „Danke.“

— „Warum schauen Sie mich so an?“, wunderte sich Carlos.

— „Ähm... Ich schau Sie doch gar nicht besonders an...“

Lucien fiel es schwer, seine Aufregung zu verbergen:

• Das ist er! Das ist doch irre, das ist er wirklich! So ein Elend! Das ist ja furchtbar, das ist er doch tatsächlich!

— „Kommen Sie, steigen Sie in meinen Toyota.“

Lucien gehorchte, Carlos fuhr los und fragte ihn aus:

— „Sie kommen aus der Stadt und wollen einiges über Viehzucht wissen, stimmt's?“

— „Nicht ganz, aber fast. Eigentlich hätte ich nur gerne Infos über eine Kuh. Vielleicht zwei, wenn möglich.“

— „Infos über eine Kuh! Das müssen Sie mir doch genauer erklären! Das ist ja eine ulkige Beschäftigung. Ich muss mich ums Melken kümmern. Das dauert eine viertel Stunde.“

— „Ich werde Sie nicht stören.“

Carlos hielt vor der fünften Abteilung an, stieg aus dem Fahrzeug und forderte Lucien durch einen Wink auf, ihm zu folgen. Sie näherten sich zusammen der ersten Kuh. Als Mensch hatte Lucien noch nie Kühe aus dieser Nähe gesehen, aber in seiner kürzlichen Erfahrung als Milchkuh hatte er so lange mit ihnen zu tun gehabt, dass sie ihm sowohl erstaunlich als auch vertraut vorkamen. Er konnte nicht verbergen, wie verstört er war, aber Carlos hielt dies für die übliche Furcht der Städter großen Tieren gegenüber.

— „Haben Sie keine Angst.“, sagte er ein bisschen sarkastisch. „Sie ist kein Fleischfresser!“

Lucien versuchte zu lächeln. Mehrere Rinder muhten auf eine Art, die ihm traurig erschien und dies zerbrach ihm das Herz. Er hoffte, sich zu irren, was ihm wahrscheinlich erschienen wäre, wäre er nur der Mensch gewesen, der keine Ahnung von Tieren hatte. Aber für ein paar Minuten war er ein paar Jahre lang eine Milchkuh gewesen. Es war völlig verrückt, sich dies vorzustellen, aber es war eben tatsächlich passiert. Lucien konnte das traurige Muhen, dieses herzerreißende Klagen in fürchterlicher Notlage als ehemalige Kuh gut erkennen.

— „Nun, um was geht es denn?“, fragte Carlos.

Lucien schaute ihm zu, wie er die Melkbecher an die Zitzen der Milchkuh anschloss. Als er sah, wie diese den Bauch zusammenzog, erinnerte er sich an die Schmerzen dieses Organs, das er nicht mehr hatte.

— „Sie tun ihr weh!“ rief er. „Ihre Euter sind entzündet. Sie hat Schmerzen.“

Carlos stand auf und starrte Lucien verwirrt an:

— „Aber wie wollen Sie das denn wissen?“

— „Ich... Ich nehme es an. Sie hat zusammengezuckt.“

— „Ich weiß schon was ich tue. Und übrigens bin ich nicht für Gefühlsduseleien kleiner Mädchen hier. Ich bin hier zum Schuftten, wissen Sie?“

— „Ja, ja, natürlich!“, versicherte Lucien aus Angst, wieder zum Ausgang des Bauernhofes gefahren zu werden.

Carlos machte sich wieder an die Arbeit. Er befestigte die Melkbecher an weitere Euter und fuhr fort:

— „Ich bin neugierig darüber, was Sie von mir wissen wollen!“

— „Ja, ich wollte wissen, ob Sie einmal eine Kuh mit der Nummer 2712 hatten.“

— „Na was ist das denn für eine Frage!“, wunderte sich der Melker indem er die Becher an weiteren Tieren befestigte. „Ja natürlich! Wir sind ja derzeit fast bei der Nummer 3500!“

— „Ach! Demnach gilt das Gleiche für die 2311? Sie haben also auch eine mit dieser Nummer gehabt!“

— „Ja, zwangsläufig!“

Die Kuh, um die Carlos sich jetzt kümmerte, schaute Lucien mit ihren traurigen Augen an. Völlig fassungslos lächelte er das Tier an und stammelte:

— „Ich... Ich glaube, sie versucht, Sie auf sich aufmerksam zu machen. Sie sollten... Schauen Sie doch in ihre Augen!“

Überrascht befestigte er die letzten Melkbecher und runzelte die Stirn in Richtung Lucien:

— „Was?“

— „Ich glaube sie ist traurig und möchte, dass Sie es wissen.“

— „Sie sind doch nicht etwa einer dieser verfluchten Tierrechtler, die eine Menge Scheiß über uns verbreiten? Hoffentlich nicht!“

— „Nein, nein, ich schwöre es Ihnen! Ich komme aus der Stadt, wie Sie sagten, und deshalb... ich kenne mich da eigentlich gar nicht aus.“

Carlos sah ihn streng und argwöhnisch ein paar Sekunden lang an, bevor er sich entspannte und zu Luciens Erleichterung sogar lachte.

— „Tja, das stimmt... Kühe können in bestimmten Fällen niedergeschlagen sein. Aber Sie ja auch, nicht wahr? Das passiert doch jedem. Glauben Sie wirklich, dass ich Zeit habe, mir über Gefühle von Kühen Gedanken zu machen und sie zu trösten? Sollten die Kühe sich

irgendwann mal um meine Probleme kümmern, werde ich mich um ihre kümmern. Glauben Sie vielleicht, dass diese da, zum Beispiel, meine Kredite abbezahlen wird?“

— „Nein... Das habe ich ja nicht gesagt. Aber manchmal... Ich habe gehört, dass man ihnen ihre Kälber wegnimmt.“

— „Ja selbstverständlich nehmen wir ihnen ihre Kälber weg! Wenn die Kälber die Milch trinken würden, wie würdet Ihr diese denn sonst für euer Frühstück bekommen, Ihr dort, in der Stadt, hä? Und wie würdet Ihr denn dann Käse und Butter essen, Sie Schlaumeier?“

— „Ja, natürlich, ja natürlich...“

— „So einfach ist das!“

Lucien nahm sich zusammen, um dem Blick des Rindes auszuweichen, den er auf sich gerichtet fühlte und fragte:

— „Könnten Sie mir bitte zeigen, wo die Nummer 2712 war?“

— „Aber was kümmert Sie das denn?“

— „Das ist eine der Auskünfte, die ich haben wollte,“ antwortete Lucien und hoffte, der Mann erinnere sich daran, dass er dafür Geld bekommen hatte. Dieser schien das zu kapieren:

— „OK. Ich werde es Ihnen zeigen, sobald ich mit dem Melken hier fertig bin. Ich muss zuerst im Register suchen, um zu wissen wo sie sich befand.“

Zehn Minuten später, tippte Carlos auf seinem iPad herum, das im Handschuhfach seines Toyotas lag. Danach führte er Lucien vor die Kuh, die ihn neugierig betrachtete und sich zu fragen schien, wer dieser Fremde wohl sein mochte, der denjenigen begleitete, den sie kannte.

— „So,“ sagte der Viehzüchter „die 2712 war hier anstelle dieser da. Wir sind in der Abteilung 17, gegenüber ist die 16.“

— „Danke.“

Lucien musterte die Oberfläche der vertrockneten Erde, die sich zwischen den Abteilungen ausbreitete. Diese hatten Betonboden und das riesige Dach verdeckte den Himmel. All dies war ihm so scheußlich bekannt, da er sich bis ins kleinste Detail erinnerte.

Der Metallpfeiler, an dem seine Melkvorrichtung befestigt war, war immer noch so verbogen. Dann, da, das abgebrochene Stück Beton an der Ecke der Bodenplatte des Stalls. Dort, die Form der beiden Rostflecken auf den Schranken, die seine Box abgrenzten. Und dann, wie das Förderband hinter der Rinne aussah, das die Maissilage weitertransportierte! Und der große, flache und glatte Stein dort drüben, der leicht aus dem Boden ragte.

Und letztendlich natürlich Carlos' Gesicht und Hände, die er auf den ersten Blick erkannt hatte, als er ihm am Eingangstor begegnet war.

Denn die letzte Erfahrung, die Bellisae ihn hat erleben lassen ‚Stell dir vor, eine Kuh zu sein‘ war sehr viel mehr gewesen als nur eine Wortgedanken-Übertragung. Tatsächlich hatte Lucien in Erinnerung, wirklich eine Kuh gewesen zu sein. Das Gefühl in der Haut derjenigen zu leben, die die Nummer 2712 trug, war ihm aufgezwungen worden. Dieser ‚virtuelle Inkarnationsprozess‘ hatte nur ungefähr eine Stunde gedauert, aber in seinem Gedächtnis haben sich mehrere Jahre dieser Existenz eingraviert. Und diese war derartig deutlich in ihm verankert geblieben: der Kontakt mit dem Beton unter den Klauen; sein Gewicht, das auf zwei Klauen jedes Beines wog; der Geschmack der Maissilage; das Saugen der Melkmaschine an seinen Eutern; der Juckreiz, den man schlecht wegkratzen konnte, weil in der Box kein Platz bleibt, sich auch nur umzudrehen; das Unbehagen, bei der künstlichen Besamung im Körperinnern betatscht zu werden; ein Kälbchen, das im Bauch heranwächst und sich bewegt; das fürchterliche Leid, das durch den Verlust eines Kleinen erzeugt wird; Milchschübe, die die Euter aufblähen; die Freundschaft mit ‚Ein-Ohr‘; die Stiche der Mistgabel; der grobe Transport im Viehlaster; die Panik im Treibgang; die elektrischen Schläge; die explodierenden Schmerzen im teilweise zerplatzten Schädel; die Messerklinge, die die Kehle aufschlitzt... All das hatte Lucien irgendwie erlebt. Er war diese Milchkuh gewesen. Er hatte sich derartig perfekt mit ihr identifiziert, auch noch, als er wieder in sein menschliches Dasein zurückgekehrt war, dass das Stockholmsyndrom wieder auftauchte, als er Carlos sah. Er hätte ihn gerne gehasst, schaffte es aber nicht. Von nun an, das wusste er, würde er den Rest seines Lebens mit der Erinnerung leben, einst ein Rind gewesen zu sein.

— „Warum interessieren Sie sich denn für diese Kuh?“, wollte der Angestellte wissen.

Lucien überhörte diese Frage und stellte eine weitere:

— „Hatte sie Kälber, Männchen und Weibchen?..“

— „Ja natürlich. Sonst hätte sie ja keine Milch geben können...“

— „Und wo sind die Kleinen hingekommen? Ich würde sie gerne sehen. Sind sie hier?“

— „Nein.“

— „Ich sagte mir, dass es vielleicht Kühe geworden sind, die bei Ihnen Milch erzeugen.“

— „Ich sagte Ihnen doch: Nein. Ihr ganzer Nachwuchs kam ins Schlachthaus.“

Lucien schwieg und hielt mit Schwierigkeiten seine Tränen zurück. Als er sah, dass Carlos ihn erstaunt ansah, fragte er:

— „Dort drüben kommt manchmal der Viehtransporter an, um sie zum Schlachthof zu bringen, nicht wahr?“

— „Ja, ja. Die Unwirtschaftlichen. Wenn sie weniger Milch erzeugen, müssen wir sie loswerden, weil sie ja noch genauso viel fressen.“

— „Stimmt es, dass die Kuh mit der Nummer 2311 genau links neben ihr war?“

Carlos recherchierte auf seinem iPad und bestätigte es:

— „Ja, genau. Sie waren eine Zeit lang Nachbarinnen. Eigentlich bis die 2311 unrentabel war, das stimmt. Aber wieso wissen Sie denn das alles?“

— „Hatte sie ein beschädigtes Ohr?“

Carlos runzelte die Stirn ganz perplex und sah Lucien an:

— „Was... Ja aber...“

Er verzichtete auf die Frage, die er nicht zu formulieren vermochte, beugte sich wieder über das iPad und fluchte:

— „Scheiße! Der Bildschirm ist aus. Ich vergesse immer, ihn aufzuladen. Kommen Sie eine Minute mit in mein Büro, damit ich es am Strom anschließe. Aber ich sag es Ihnen gleich im Voraus, ich habe nicht stundenlang Zeit für Sie.“

Lucien stieg mit in den Toyota Pick-Up und setzte sich neben ihn. Der Angestellte fuhr nur dreihundert Meter, hielt vor einer staub- und schlammbedeckten Baubaracke. Mit dem iPad in der Hand, zwängte sich Carlos durch eine enge Tür in diese Bude, die offensichtlich immer offenstand.

— „Kommen Sie, damit wir endlich zum Ende kommen!“

Lucien trat einige Schritte hinter ihm ein. Innen war der Raum nur spärlich durch ein winziges, schmutziges Fenster beleuchtet und er sah nicht, auf was er trat. Aber der Viehzüchter drückte auf einen Schalter und als das Licht beleuchtete worauf Lucien getreten war, schrie er auf und sprang zurück.

— „Was ist denn los?“, wunderte sich Carlos.

— „Ich bin... Ich bin auf eine Kuhhaut getreten.“, stammelte Lucien, der am ganzen Leib zitterte. „Oh, so ein Elend! Ich habe eine Kuhhaut betreten!“

Carlos beobachtete seinen Besucher mit wachsendem Unverständnis:

— „Na und?... Das ist doch nicht gefährlich! Vor was haben Sie denn solche Angst?“

— „...“

— „Das ist doch nur wie ein Teppich, sonst nichts!“

— „Entschuldigen Sie bitte. Achten Sie nicht weiter auf mich, ich bin eben sehr emotional veranlagt.“

Der Viehzüchter dachte nur, dass dieser Typ aus der Stadt wirklich sehr, sehr eigenartig war und je schneller er weg sei, umso besser. Er beschleunigte die Sache:

— „So, ich habe das iPad angeschlossen... Wo waren wir noch? Ach ja, stimmt... hatte die 2311 etwas am Ohr, was nicht stimmte? Stimmt's?“

— „Hm... Ja, das war's! Warten Sie mal...“

— „...?“

— „Ja, stimmt! Sie hatte sich das Ohr zerrissen, als sie an irgendeinem Ding hängengeblieben war. Aber wieso wissen Sie denn das alles?“

— „Man hat mir davon berichtet.“

— „Wer denn?“

— „Würde ich es Ihnen sagen, würden Sie es mir nicht glauben! Ich weiß, das ist die gewöhnliche Antwort in schlechten Horrorfilmen, aber ich weiß keine andere.“

— „He! Sagen Sie mal! Falls es sich um irgend so eine Scheißkontrolle handeln sollte, dann ist das doch wirklich eine perverse Art, vorzugehen! Das Gesetz schreibt ja schließlich nicht vor, dass eine Kuh mit einem beschädigten Ohr getötet werden muss, soviel ich weiß!“

— „Machen Sie sich keine Sorgen! Wenn ich irgendein Inspektor für was weiß ich was wäre, hätte ich Ihnen kein Geld gegeben, um diese Infos zu erhalten!“

Dieses Argument beruhigte Carlos wieder.

— „Aber auf jeden Fall sind Sie wirklich verschoben! Ich bringe Sie jetzt zurück zum Eingang und Sie werden mir den Gefallen tun, zu gehen. Kommen Sie!“

Draußen versuchte Lucien:

— „Noch eine letzte Frage: Haben Sie Fotos von diesen beiden Milchkühen?“

— „Ähm, nein! Die Identifizierung einer Kuh läuft über eine Nummer ab, das ist alles. Es gibt zehn Nummern. Die ersten sechs sind die nationalen. Sie haben mir die letzten vier gegeben, d.h. diejenigen die groß an ihren Ohren hängen. Das sind die Nummern innerhalb des Betriebes.“

Ein grauer Lieferwagen hielt nicht weit von ihnen entfernt an. Eine Frau stieg aus und kam auf sie zu.

— „Guten Tag.“, begrüßte sie Lucien.

— „Guten Tag“.

— „Angela! Was willst du? Wieso kommst du hierher?“, fragte Carlos.

— „Wenn du am Handy antworten würdest, bräuchte ich nicht herzukommen, um es dir zu sagen!“

— „Ah, stimmt! Ich habe es auf ‚stumm‘ geschaltet, tut mir leid. Nun, was ist denn?“

— „Eine Frau möchte Auskünfte über die Kuh 2712. Ich sagte ihr, dass sie zum Schlachthof abtransportiert worden sei, aber sie besteht darauf. Sie will sehen, wo sie ist. Und da du nicht antwortest, habe ich sie gebeten, zu warten, damit ich dir ihre Frage weiterleiten kann.“

— „Und wo ist die Frau?“

— „Sie wartet am Eingang, hinter dem Eingangstor.“

Carlos schaute Lucien an:

— „Seid Ihr eine ganze Truppe dieser Art? Was hatte diese 2712 denn so Besonderes? Ich werde über diese ganze Angelegenheit mit meinem Chef sprechen. Da stimmt doch was nicht!“

— „Aber was soll ich der Frau denn sagen?“, beharrte Angela.

— „Ich komme mit, um sie selbst zu sehen und werde mich um sie kümmern. Ich muss ja sowieso diesen Mann hier zurückbringen.“

• *Ist sie es tatsächlich? Fragte sich Lucien*

— „Es handelt sich sicher um eine Blonde mit kurzem Haar und einer runden Brille, nicht wahr?“

— „Ja. Kennen Sie sie?“

• *Ich glaube schon...*

25) Verdammt! Das ist er doch tatsächlich!

Carlos setzte Lucien vor dem Eingangstor ab und verließ ebenfalls den Toyota, um zu der angekündigten Dame zu gehen. Diese blickte erstaunt auf ihren Patienten und fassungslos auf Carlos.

— „Aaaah!“ , rief sie aus.

— „Tja, Frau Cilvan!“ entgegnete Lucien. „Das ist ein Schock, nicht wahr?“

— „Was?“ , staunte Carlos „Was habe ich denn gemacht? Was ist denn? Warum sehen auch Sie mich so an?“

— „Nichts, gar nichts...“ , entschuldigte sich die Therapeutin.

• *Das ist er! Sagte sie sich. Verdammt! Das ist er doch tatsächlich!*

Carlos öffnete das Eingangstor, um Lucien hinauszulassen. Er schloss es wieder und richtete sich an die Neuangekommene durch das Gitter:

— „Man hat mir gesagt, dass Sie sich ebenfalls für die 2712 interessieren. Was ist das bloß für eine seltsame Geschichte? Warum wollen Sie Auskünfte über diese Kuh? Und warum sehen Sie mich an, als sei ich ein Marsmännchen?“

— „Ich sagte Ihnen doch, Sie...“

— „Ich würde es Ihnen nicht glauben, ich weiß. Der Typ da hat mir die gleiche Antwort gegeben. Jedenfalls werde ich mit meinem Boss über das alles reden.“

Mit seinem Handy nahm Carlos von Lucien und der Therapeutin Fotos und fügte hinzu:

— „Ich habe keine Lust, Scherereien zu kriegen. Geht jetzt lieber, Ihr beiden! Das ist wohl das Beste.“

Susan Cilvan hatte ihren weißen Peugeot 208 neben dem Picanto geparkt.

— „Ich bin Ihnen zuvorgekommen.“ , sagte Lucien und zündete sich eine Zigarette an.

— „Ganz normal. Sie haben, wenn man es so sagen darf, das Leben dieser Kuh vor mir erlebt.“

— „Stimmt nicht! Ich habe es nach Ihnen erlebt.“

— „Ach ja?... Und Sie haben diesen Mann auch wiedererkannt.“

Er stieß den Rauch aus:

— „Ja. Und zwar sofort, genau wie Sie! Ich habe natürlich sofort bemerkt, wie überrascht Sie waren. Auf meine Bitte hin hat er mir gezeigt, wo sie... ich hätte fast gesagt ‚wo ich war‘. Nur damit Sie verstehen, wie intensiv ich

das alles erlebt habe! Ja, wie ich sagte, er hat mir erlaubt meine, d.h. ihre Box zu sehen. Ich weiß nicht, wie ich es fertigbrachte, nicht in Ohnmacht zu fallen. Das war genau so, als käme ich hierher zurück.“

Lucien stand da, mit den Händen in den Taschen gegen den linken Kotflügel seines KIA gelehnt. Sie stützte sich auf die gleiche Art und Weise gegen ihr eigenes Fahrzeug und stand ihm mit verschränkten Armen gegenüber.

— „Wir sind ja mit einer eigenartigen Geschichte konfrontiert.“ dachte sie laut und massierte ihr Kinn. „Wir waren beide die gleiche Kuh. Wir beide haben einen besonders schmerzhaften, ja sogar besonders schrecklichen Teil unseres Lebens gemeinsam. Wir waren im selben Körper inkarniert. Im psychologischen Sinne, ist diese Erfahrung... Ich finde keine Worte dafür. Es gibt nichts Vergleichbares. Jemanden zu kennen, der den gleichen Körper besaß wie ich selbst! Das ist doch einfach unvorstellbar!“

— „Und noch unvorstellbarer, wenn der fragliche Körper dazu noch der einer Kuh ist!“

— „Ja, das kommt noch dazu! Das macht die Sache natürlich noch ungewöhnlicher! Was haben Sie denn empfunden, als Sie gespürt haben... als Sie sich wieder in Ihrem menschlichen Körper befanden? Was mich betrifft, in dem Moment, als ich in der Notaufnahme wieder zu mir kam, hatte ich, außer einer Reihe weiterer Empfindungen, derartige Schwierigkeiten, den Entlassungspapierkram zu unterschreiben... das können Sie sich gar nicht vorstellen! Ich hatte noch das Gefühl, Hufe anstelle von Händen zu haben.“

— „Ich brauchte auch einige Zeit, um wieder Herr meines menschlichen Körpers zu werden.“, bestätigte Lucien. „Zuallererst bin ich wohl auf allen Vieren zu einem Spiegel gekrochen. Ich befürchtete hinzufallen, weil ich aufrechtstehend Angst gehabt hätte, umzukippen.“

— „Das habe ich auch getan, als ich mein Bett verließ. Die Leute dort müssen mich für verrückt gehalten haben! Was den berühmten Aphorismus bestätigt, dass Psychiater die verrücktesten Menschen sind.“

Sie lächelten sich schwach an.

— „Haben Sie Kinder?“

— „Ja, zwei. Warum diese Frage?“, wunderte sie sich.

— „Weil das ganze Abenteuer noch verrückter für mich gewesen sein musste. Im Gegensatz zu Ihnen, war ich noch nie schwanger!“

— „Ah, daran habe ich gar nicht gedacht.“

— „Aber da Sie das schon zweimal erlebt haben, sagen Sie mal: war es wirklich anders? Ich meine als Sie schwanger ein Kalb anstelle eines Babys trugen?“

— „Nein, im Grunde war es nicht anders. Die beiden Erfahrungen hatten derartig viel gemeinsam, dass ich verwirrt war.“

— „Ich war noch nie schwanger.“, wiederholte Lucien und berührte seinen Bauch.

Sie fühlte und teilte sein Leid, als er mit zitternden Lippen hinzufügte:

— „Sie können sich meine Verzweiflung nicht vorstellen, jedes Mal, wenn sie mir ein Kälbchen wegnahmen. Es war eine höllische Qual!“

— „Ja, was wir erleben, ist wirklich außergewöhnlich, um nicht zu sagen erschreckend. Wir haben Kälber zur Welt gebracht! Ist das nicht irrsinnig?“

Er zertrat seinen Zigarettenstummel auf dem Weg.

— „Vor allem, wenn man ein Mann ist!“

— „Jedenfalls bewahren wir die Erinnerung, dass wir denselben Körper eines Rindes besaßen und dieselben Kinder trugen. Unsere unglaubliche Erfahrung bringt uns näher, ob wir es wollen oder nicht.“

Lucien murmelte:

— „Der Melker findet sowieso schon, dass ich ein komischer Vogel bin, was würde er denn von uns halten, wenn er hörte, wie bewegt wir sind, die gleichen Kälber zur Welt gebracht zu haben?“

Nach einem Augenblick Schweigen, fragte sie besorgt:

— „Ist er jetzt gerade bei Ihnen, der Gorilla?“

— „Sie meinen wohl sie?“

— „Wieso sie, wovon sprechen Sie denn?“

— „Von der Person, von der auch Sie selbst sprechen. Sie sagt, sie sei ein Weibchen.“

— „Ach ja?“

— „Ja,“ bestätigte er.

— „Sie sagten ‚Person‘? Wissen Sie denn, wer sich hinter diesem Bild verbirgt? Eine Frau?“

— „Ja, ich habe tatsächlich ‚Person‘ gesagt. Ohne zu wissen, ob sich jemand hinter dem Bild verbirgt, wie Sie sagen. Ich meinte das Gorilla-Weibchen. Ich kann noch nicht einmal sagen ‚die Gorilla‘, weil unsere Sprache zu sexistisch ist. Zumindest was die Gorillas betrifft.“

— „Sie halten also dieses Tier für eine Person?“

— „Hat sie das nicht auch bei Ihnen beansprucht, gerade bevor sie das Thema Milchkühe anschnitt?“

— „Nein, ich weiß nicht wovon Sie sprechen. Als sie mit mir in Kontakt trat, habe ich sie nur zwei Sekunden lang gesehen, und dann begann sie damit: ‚Stell dir vor, du befändest dich im Körper einer Kuh‘. Was weiter geschah, dürften Sie wissen, da Sie ja hierhergekommen sind.“

— „Hat sie Sie aufgefordert, ihr in die Augen zu schauen?“

— „Nein. Erklären Sie mir das doch bitte!“

— „Oh... wir werden später darüber sprechen... Hat...“, er zögerte.

— „Ja? Hat... was denn?“, ermutigte sie ihn.

— „Sagt Ihnen Bellisae etwas?“

— „Nein, gar nichts. Ah, doch! Ihre Partnerin hat mir die gleiche Frage gestellt. Was ist Bellisae?“

Zu sehr damit beschäftigt, sich darüber zu freuen, dass Bellisae ihm einige Privilegien in ihrer Kommunikation vorbehielt, antwortete er nicht.

— „Ich merke, dass Sie mir Dinge vorenthalten.“, bemerkte die Psychiaterin. „Sie haben geschwiegen, als ich Sie fragte, ob sie jetzt gerade bei Ihnen sei.“

— „Nein. Ich habe nichts mehr von ihr gehört und gesehen, seit meinem Tod im Schlachthaus.“

— „Wollen Sie mir nicht ein bisschen mehr über Bellisae erzählen?“

— „Nein.“

— „Na ja, dann halt nicht! Sagen Sie mal, haben Sie in Ihrem Auto geschlafen, dass Sie in diesem Zustand sind?“

— „Ja.“

— „Warum das denn?“

— „Ich war so erschüttert über all das, was ich hier erlebt habe“, sagte er und deutete mit dem Kinn in Richtung des Eingangstors „dass ich allein sein musste. Ich wollte nicht gezwungen sein, auf Isabelles Fragen zu antworten. Stimmt, ich muss sie dringend anrufen, sie macht sich sicher Sorgen. Das wird nicht leicht sein. Ich hatte Schwierigkeiten, mich von meinem Tod zu erholen.“

— „Ich auch.“, gab die Psychiaterin zu und tastete ihren Hals ab, so als wollte sie sich versichern, dass er nicht mehr blute. „Es ist wirklich verrückt, dass ich hier als Kuh einige Jahre verbracht habe, wo doch das Ganze nur... ich weiß nicht, ungefähr eine oder zwei Stunden gedauert hat...“

— „Ja, ungefähr eine oder zwei Stunden, bei mir ebenfalls.“, bestätigte er.

— „Haben Sie die Uhrzeit überprüft?“

— „Ich habe gerade vor dem ‚Stell Dir vor, im Körper einer Kuh zu sein‘ auf die Uhr geschaut. Und als ich dann wieder Lucien war, hatte ich den Eindruck, die Uhrzeit auf meinem Computer gesehen zu haben, bevor ich wegging. Aber hinsichtlich des Geisteszustands, in dem ich war, weiß ich allerdings nicht, ob das, was ich Ihnen sage, wirklich zuverlässig ist. Ich bin weggerannt und hoffte, wieder klar denken zu können, ohne mit Isabelles Fragen konfrontiert zu werden. Wie sollte ich ihr das alles denn erklären? Ich hatte weder die leiseste Ahnung, noch die Energie oder Lust.“

— „Ich verstehe. Ich habe das Gleiche empfunden, als ich im Notdienst aufwachte.“

— „Jedenfalls wissen Sie jetzt, dass ich nicht verrückt bin.“

— „Verrückt! Diesen Ausdruck benutze ich nie in meinem Beruf.“

— „OK. Aber Sie wissen, was ich damit sagen will.“

— „Ja, ja, natürlich. Ich bin auch der Ansicht, dass Sie nicht irre sind... oder wir beide sind es.“

— „Gut... nehmen wir die erste Hypothese. Wenn wir nicht irrsinnig sind, wissen Sie dann, Sie die Spezialistin der Birne, was mit uns beiden nicht stimmen könnte? Haben Sie eine Erklärung? Haben Sie schon von einer Möglichkeit gehört, ein Gehirn auf Distanz zu manipulieren?“

Sie schüttelte den Kopf und antwortete:

— „Nein. Ich stehe genauso dumm da wie Sie. Ich kann mit keinerlei Hypothese dienen.“

Sie schwiegen wieder und überlegten. Dann fragte sie:

— „Was haben Sie gemacht, als Sie wieder zum Menschen wurden? Ich meine, nachdem Sie die Kontrolle über Ihren menschlichen Körper wieder erlangt haben?“

— „Ich musste meine Lederjacke und alle anderen Ledersachen loswerden.“

— „Haben Sie sie jemandem geschenkt?“

— „Nein, ich habe alles weggeworfen. Ich habe zuerst gezögert, aber...“

— „...?“

— „Ich habe mir gesagt, dass ich keinerlei Recht über diese Häute habe. Noch nicht einmal das, sie zu verschenken. Hätten Sie es gerne, dass man Ihre Haut irgendjemandem schenkt?“

— „Sie haben Recht. Genau wie Sie, habe ich auch alles weggeworfen. Ich habe auch gezögert, aber nicht lange.“

— „Tatsächlich?“

— „Ja natürlich! Durch dieses Erlebnis haben wir die gleiche Lektion erhalten.“

— „Und das, obwohl ich doch so an dieser Jacke hing!“

— „Ich hing auch an allem, was ich weggeworfen habe. Genauso stolz wie ich zuvor darauf war, genauso schämte ich mich plötzlich.“

— „Das gleiche Gefühl hatte ich auch.“

Sie wechselte das Thema:

— „Sie sind hierhergekommen. Haben Sie vor, zum Schlachthof Drulan zu gehen?“

— „Ja, ich habe diesen Gedanken schon erwogen. Und Sie?“

— „Ja, ich auch. Aber ich bin nicht sicher, ob ich den Mut dazu aufbringe. Eines ist klar, die werden uns nie reinlassen.“

— „Wir brauchen ja nicht unbedingt um Erlaubnis zu bitten!“

In Luciens Hosentasche meldete sich das Handy. Eine SMS erinnerte ihn daran, dass die Polizei seine Zeugenaussage bezüglich Jean-Philippe Fobours tragischen Todes aufnehmen wollte.

26) Schreiend hielt er sich den Kopf

Seit das Unglaubliche vor dem ASIC-Eingang passiert war, hat man Yves Badol, den Soldaten, der auf Anna Pyrrus geschossen hatte, wieder und wieder verhört. Auf jegliche Art und Weise und mit allen verfügbaren Mitteln, mit oder ohne psychotrope Substanzen, durch alle verfügbaren Verhör- und Hirnfunktionsspezialisten. Man hatte nichts weiter erfahren können, als das, was er schon spontan erklärt hatte. Er hatte einen bewaffneten Unbekannten gesehen, der Guy Sabatini umbringen wollte. Heute waren fast genauso viele Psychiater wie Soldaten hier anwesend, um die ASIC zu bewachen.

Um die Wachen zu beaufsichtigen, hatte Oberst Elijah Floyd einen Expertentrupp für psychische Störungen angefordert und ihnen seine Befehle erteilt:

— „Sie nicht eine Sekunde aus den Augen lassen. Mich benachrichtigen, sobald der leiseste Zweifel besteht, beim kleinsten, verdächtigen Detail. Was weiß ich!... Ein eigenartiges Zusammenziehen der Augenbrauen. Ein eindeutiger Tick. Eine ungewöhnliche Geste. Etwas, was nicht stimmt... Ihr ruft mich sofort an! Verstanden? Auf der Stelle! Und wenn ich mitten in der Nacht nackt aus meinem verdammten Paddock springen müsste... Eine Sekunde später bin ich da!“

Um schnellstens informiert werden zu können, verließ der Oberst seine an das Labor grenzende Wohnung nicht mehr. Auch beobachtete er die Psychiater und Verhörer, um sicher zu gehen, dass alles in Ordnung war.

Demnach überwachte derjenige diejenigen, die diejenigen überwachten, die diejenigen überwachten, die die Geheimforschungen überwachten. Die Anzahl der Mitarbeiter stieg wesentlich an, genau wie der Stress. Was unter anderem Elijah Floyd Sorgen bereitete war, dass, je mehr Leute involviert waren, es umso schwieriger wurde, die Sache geheim zu halten. Ja, natürlich wussten nur wenige, was sie da tatsächlich verbargen. Trotzdem, angesichts der eingesetzten Mittel, musste man nicht sonderlich schlau sein, um mitzukriegen, dass es sich um etwas Wichtiges und Geheimes handelte. Verschärfte Neugier hieß, mehr spionieren zu müssen.

Zusätzlich zur ganzen Überwachung außerhalb, wurde im Raum selbst, in dem sich das so gut gehütete Geheimnis befand, das Wissenschaftlerteam von zwei schwer bewaffneten Wachen und zwei Psychiatern bewacht. Was hätte man denn sonst noch tun können? Und dennoch...

Es war neun Uhr dreißig, als der Oberst gerade beendete, was er mehrmals täglich tat und was er ‚eine kleine Kontrollrunde, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist‘ nannte. Das heißt mit dem einen und anderen abwechselnd zu reden und sie zu ermutigen, ihn über die winzigste Unregelmäßigkeit zu informieren. Niemand hatte ihm etwas gemeldet. Er ging zurück in seinen Raum, holte ein kleines Päckchen Kokain aus einer Schublade, wo es diskret zwischen verschiedenen Papieren sowie anderen Gegenständen versteckt lag, und zog zwei Streifen auf einem Buchrücken. Mit einem kurzen Hälmlchen, atmete er das weiße Pulver ein. Dann legte er das Röhrchen wieder in die Tüte und räumte alles wieder weg.

Als er gerade vorhatte, etwas zu essen, und in dem Augenblick, in dem er die Hand auf den Kühlschrankgriff legte, ließ ein fürchterlicher Schrei ihn erschauern. Er stürzte hinaus. Der Schrei kam vom Gebäude, das Prima

16 barg, d.h. den Gegenstand, dem die höchste Aufmerksamkeit galt, und dem die ASIC ihre Existenz verdankte.

Zwei Soldaten, die vor dem Eingang standen, stürzten in den Raum. Der Oberst traf vier Sekunden später ein.

Auf den weißen Fliesen lag ein Körper lang ausgestreckt in einer Blutlache. Es handelte sich um Augusto Brayonzo, einen der besten Neurochirurgen der Mannschaft. Ein Skalpell lag vor seinem Gesicht. Die anderen Wissenschaftler, die beiden Wachen und die beiden Psychiater starrten Augusto mit aufgerissenen Augen an. Sie waren völlig bestürzt. Guy Sabatini, einer der bewaffneten Männer, sah den Oberst hilflos und verständnislos an. „Was hätte ich denn tun können?“ schien er zu fragen.

Zwei Chirurgen transportierten den Körper auf einen Operationstisch, um zu versuchen, den Kollegen wiederzubeleben. Der Oberst fragte Guy Sabatini aus:

— „Was ist denn passiert?“

— „Er wurde plötzlich ganz blass, seine Lippen zitterten, er schrie und hielt sich den Kopf, dann hat er sich die Kehle mit einem Skalpell aufgeschlitzt. Und das innerhalb von nur vier Sekunden! Kein Mensch hatte Zeit, irgendwie zu reagieren.“

— „Ich hoffe, dass dieses Scheißvideo mir behilflicher sein wird!“

Der Oberst holte sein Handy aus der Tasche und beobachtete, was sich unter dem Objektiv der naheliegendsten Kamera abgespielt hatte. Alles war genauso abgelaufen, wie Guy berichtet hatte. Tatsächlich waren kaum vier Sekunden zwischen dem ersten Zeichen der Verwirrung und dem Selbstmord verflossen. Nichts hatte fünf Sekunden zuvor darauf hingedeutet. Der Chirurg begutachtete eine Biegung auf dem Monitor. Ein leichtes Stirnrunzeln schien darauf hinzudeuten, dass er nachdachte, dass da vielleicht etwas war, was ihn störte. Und da, plötzlich wurde er blass, seine Lippen begannen tatsächlich zu zittern und...

Der Oberst verschob eine genauere Studie des Videos auf später. Er wollte sehen, wie weit die Wiederbelebungsversuche fortgeschritten waren, aber die, die alles getan hatten, um ihren Kollegen wieder ins Leben zu rufen, mussten ihm mitteilen, dass leider nichts mehr zu machen war.

— „Er hat sich die Halsschlagader durchgeschnitten.“, sagte ein großer Blonder. „Zu viel Blut verloren... Das Gehirn... Keinerlei Mittel, ihm eiligst Blut zu übertragen... Selbst mit einer Spezialausrüstung, weiß ich nicht, ob wir Zeit gehabt hätten, etwas zu tun.“

Der leitende Offizier löste die Augen von den blutigen Handschuhen des Chirurgen, schüttelte den Kopf und breitete die Arme aus. Er fluchte mehrmals und verließ den Raum, um sofort wieder zurückzukommen und brüllte:

— „Nichts übertrifft die Wut, die ich gerade empfinde! Ich will, dass all diejenigen, die etwas von dem verstehen könnten, was der Scheißmonitor da zeigt, zu mir kommen. Einer nach dem anderen! Was auch immer ihr für ihn wart: einfache Mitarbeiter oder Freunde, kommt und redet mit mir, falls ihr etwas zu wissen glaubt. Fangen wir sofort damit an. Ich warte auf den ersten, jetzt sofort!“

Daraufhin ging der Oberst. Weniger als drei Sekunden später stürmte er wieder ins Labor.

— „Nein! Ich will euch lieber hier ausfragen. Ich werde sogar Tag und Nacht hierbleiben. Ich werde diesen Raum nicht mehr verlassen. Warum habe ich bloß nicht vorher dran gedacht? Stellt mir einen Schreibtisch dort in die Ecke, damit ich ein Auge über den ganzen verfluchten Raum haben kann! Guy!“

— „Zu Befehl, Herr Oberst!“

— „Kümmern Sie sich darum! Stellt mir auch ein Klappbett neben den Schreibtisch! Ich will sogar hier pennen! Die Leute, die diese Räumlichkeiten hier erfunden haben, hätten besser daran getan, mich vorher hinzuzuziehen! Mich so weit vom Schuss von dem unterzubringen, was ich überwachen soll, ohne mich vorher zu fragen, wie der Raum sein soll, war Blödsinn!“

— „In Ordnung, Herr Oberst! Ich kümmere mich sofort darum!“

Elijah Floyd entfernte sich, um seinen Vorgesetzten anzurufen, den General Michel Matrone.

27) Ich habe wieder gemordet

Nach der Zeugenaussage bei der Polizei war Lucien nach Hause zurückgekehrt. Eine sehr langweilige Formalität! Was hätte er denn mehr aussagen können, als das, was auf der Überwachungskamera aufgezeichnet war? Er hat Isabelle um Verzeihung gebeten und versucht, ihr zu erzählen was er erlebt hatte. Aber es war äußerst schwierig, das alles zu berichten!

So kompliziert, so heikel und so riskant zu erklären, wie man innerhalb von nur einer Stunde mehrere Jahre lang eine Kuh hat sein können! Musste das sein, um als verrückt zu gelten? Stimmt, da war noch Susan Cilvans Aussage, aber sie lehnte es ab, darüber zu sprechen. Außer mit Lucien! Isabelle ärgerte sich natürlich darüber und fragte sich letztendlich, ob die Therapeutin nicht ihrerseits von den gleichen pathologischen Halluzinationen befallen worden war. Vor allem weil ihr Lucien schwerfällig erklärt hatte, welch fürchterliche Dinge Bellisae ihm in der Massentierhaltung aufgebürdet hatte, um zu rechtfertigen, ab sofort nie wieder Fleisch oder Molkereiprodukte zu sich zu nehmen. Da sie sich daran erinnerte, dass die Psychiaterin ihr ähnliches aufgetischt hatte, sagte sich Isabelle, dass es sehr wahrscheinlich war, dass diese das Gleiche erlebt hatte. Und dann noch diese eine unter den zahlreichen Fragen! Sie hatte recherchiert, ob es weitere Beweise anderer Personen gäbe, die Ähnliches erlebt hatten, aber sie hatte nichts Überzeugendes finden können. Es fehlte nicht an Geschichten von Telepathie mit Tieren, sogar mit toten Tieren. Ganz im Gegenteil! Das Problem war ja, dass es zu viele gab und es ein paar tausend Jahre gedauert hätte, von allen auch nur ein paar Zeilen zu lesen. Isabelle fühlte sich einsam und müde. Es fiel ihr schwer, sich auf ihre Arbeit zu konzentrieren, die natürlich darunter litt.

Lucien war sich dessen bewusst, aber wusste selbst nicht, was er machen sollte. Zweieinhalb Tage waren verstrichen seit er keine Kuh mehr war, und Bellisae ließ immer noch nichts von sich hören. Zwei widersprüchliche Gefühle beunruhigten ihn: er befürchtete genau so stark wie er es wünschte, dass sie wieder mit ihm Kontakt aufnehme. Wieder zu arbeiten, war für ihn überhaupt nicht denkbar. Er war absolut nicht im Stande, sich zu konzentrieren. Den größten Teil seiner Zeit verbrachte er damit, Informationen über die Funktionsweise des Gehirns zu suchen und Artikel bezüglich außersinnlicher Wahrnehmungen zu lesen. Vor allem über Telepathie und insbesondere das sehr umstrittene Ganzfeld-Protokoll. Aber er hatte nichts entdeckt, was sich auch nur im Entferntesten dem näherte, was er erlebt hatte.

— „Aber wie sieht dieses Gorilla-Weibchen denn aus?“, hatte Isabelle gefragt. „Hast du kein Bild von ihr, irgendwo?“

— „Nein, tut mir leid. Sie ist leider nur in meinem Gedächtnis verankert. Wenn ich bloß gut zeichnen könnte...“

Diese Frage hatte ihm den Einfall vorsichtig zugeflüstert, Bilder von Gorillas zu suchen, insbesondere vom Gorilla Gorilla Gorilla, weil dies

doch der Name war, den Bellisae ihm angegeben hatte. Tausende von Fotos standen zur Verfügung. Er hatte sie stundenlang betrachtet. Viele sahen Bellisae natürlich ähnlich, aber er hatte keines von ihr gefunden. Darüber war er sich ganz sicher.

Regelmäßig stand er mit Susan Cilvan in Verbindung. Beide wollten natürlich unbedingt wissen, ob ‚das Phänomen‘ – wie die Therapeutin es achtsam nannte – beim einen oder anderen wieder erschienen sei. Lucien verstand voll und ganz, dass sie zögerte, es ‚den Gorilla‘ zu nennen, weil sie es – laut ihrer Aussagen – kaum gesehen hatte. Auch er war letztendlich davon überzeugt, dass sehr wahrscheinlich hinter all dem ein menschliches Eingreifen stand und fand sich lächerlich. Ganz tief im Inneren vermutete er aber dennoch ein wenig, es vielleicht doch mit einem wirklichen Gorilla-Weibchen zu tun zu haben.

Susan und er waren wie besessen von einer äußerst wichtigen Frage: waren sie die Einzigen, die auf diese Art und Weise kontaktiert worden waren? Sie hatten sich verschiedene Mittel ausgedacht, um es zu erfahren: In den sozialen Netzen nach Hashtags auf folgende Art zu suchen: ‚Telepathie-Gorilla‘, ‚gorillatelepathie‘, ‚Kuh2712‘, ‚Kuh2311‘ usw. Jedoch ohne Ergebnis.

Ohne Susan Cilvan davon zu informieren, hatte Lucien natürlich auch ‚Bellisae‘ gesucht. Aber er hatte nichts gefunden, was mit einem Gorilla in Verbindung stand.

Daraufhin hat er unter einem neuen Account mit dem Pseudonym ‚Die Gorilla‘ einen rätselhaften Text an verschiedenen Stellen mehrerer sozialer Netzwerke hinterlassen: ‚Kuh mit Ohrring 2712 sucht Kontakt‘. Seine Message hatte hunderte von Fragen aufgeworfen, fast alle inhaltlich identisch. Man konnte sie ungefähr folgendermaßen zusammenfassen: ‚Was meinen Sie?‘

Er las gerade wieder eine, vielleicht die dreihundertste und gähnte so stark, dass ihm fast die Kieferknochen ausrasteten, als um dreiundzwanzig Uhr fünfzehn, Bellisae plötzlich fast die ganze Bildschirmfläche seines Computers ausfüllte. Er zuckte zusammen:

— „Ah!“

— : „Guten Abend, intelligenter Beutegreifer! Was machtest du denn da gerade?“

— : „Ich... äh, ich versuchte herauszufinden... wie soll ich das sagen? Ich versuchte einen Dialog mit andren Leuten herzustellen, die Sie... äh... mit denen Sie in Verbindung getreten sind.“

— : „Siezt du mich plötzlich? Das wundert mich aber!“

— : „Du hast dich drei Tage lang nicht gemeldet und regst dich auf, weil ich dich sieze!“

— : „Habe ich dir denn gefehlt?“

Lucien antwortete nicht. Er hatte keine Lust, dies zuzugeben. Er spürte deutlich, dass der Umstand, nicht zu wissen, mit wem er es zu tun hatte, seine Gefühle lächerlich erscheinen ließ.

• *Ich bin wohl der einzige total Verrückte auf der Welt, der sich freut, mit wer weiß wem wieder in Kontakt zu treten.*

— : „Möchtest du mir nicht antworten?“

— : „Ich hätte gerne gewusst, mit wem ich eigentlich spreche. Sie haben die unverständliche Macht, in meinem Gehirn zu agieren und Sie scheuen sich nicht, es zu tun. Sie könnten doch wenigstens so anständig sein und mir endlich verraten, wer Sie sind! Wie viele sind Sie denn? Wer sind Sie? Welche Technologie benutzen Sie?“

— „Ich bedaure es wirklich, dich nicht davon überzeugt zu haben, ein Gorilla-Weibchen zu sein. Du bist derart spezieisistisch, dass du trotz all meiner Bemühungen nicht bemerkt hast, dass ich ein Gorilla-Mensch bin. Vielleicht habe ich mich in dir getäuscht. Ich glaube, ich sollte mir jemand anders aussuchen. Schade, du gefällst mir nämlich.“

Lucien wurde in einen Fluss von widersprüchlichen und stürmischen Gedanken und Emotionen gerissen: Erniedrigung verbunden mit dem Gefühl, manipuliert zu werden. Angst, dass seine intimsten Gedanken gelesen würden. Aufregung zu wissen, dass er ein außerordentliches Wunder erlebte. Starke Neugier und das Bedürfnis, mehr darüber zu erfahren. Frust, wie ein Kind zu sein, das gerufen wird, aber nicht zurückrufen kann. Etwas, das dem Wunsch nach Exklusivität ähnelte. Er hatte nicht erfahren können, wie viele auf diese Art und Weise mit Bellisae in Kontakt standen. Dieses ganze Durcheinander von Gedanken und Gefühlen ergab, dass er Angst hatte, sie käme nie wieder, um Druck auf ihn auszuüben.

— : „Ich... Das heißt, dass...“

— : „Ich bin gekommen, um dir etwas Wichtiges, etwas sehr Wichtiges zu sagen. Ich musste unbedingt mit dir sprechen.“

— : „Und du hast sonst niemanden, dem du dich anvertrauen könntest?“

• *Verflixt, ich glaube, ich bin eifersüchtig! Mein Gott, ich hab' doch wirklich nicht alle Tassen im Schrank! Ich hoffe, dass das Ding dies nicht in meinem Kopf mitkriegt! Ach... ich bin doch lächerlich! Menschenskind, bin ich grotesk!*

— : „Selbstverständlich... Aber... OK, ich lass dich in Ruhe, wenn dir das lieber ist. Ich werde jemand anders suchen...“

— : „Nein, das wollte ich doch gar nicht. Ich meinte nur, dass du auch mit meiner Therapeutin in Kontakt stehst.“

— : „Ich hatte nur einmal mit Susan Cilvan zu tun gehabt. Und das nur, um ihr zu beweisen, dass du keinerlei Problem hast, welches mit ihrem Fachbereich zu tun hätte. Und außerdem, damit sie sich ihrer üblen Verachtung Kühen gegenüber bewusst wird.“

Lucien hatte den Eindruck, ohne genau zu wissen warum, dass Bellisae traurig und deprimiert war.

— : „Entschuldige mich bitte, ich werde dir gerne zuhören. Es würde mich sogar freuen.“

• *Ich hoffe, dass sich niemand im Moment über mich lustig macht.*

— : „Ich wollte dir etwas anvertrauen... noch etwas mitteilen: Ich habe wieder gemordet.“

Lucien hätte nicht sagen können, ob sein Herz einen Augenblick lang ausgesetzt hatte, oder im Gegenteil, dass es raste.

— : „Gemordet?“

— : „Ja, ich habe noch zweimal gemordet.“

— : „Ich... du... äh... He, du veralberst mich wohl? Hä?“

— : „Nein, nein, ich schwöre es dir. Ich habe ihr Leben ausgelöscht, weil sie mir wehgetan hatten. Es handelte sich um sehr schlechte Leute. Ich bin verwirrt, weil ich zugeben muss, dass es mir Spaß gemacht hat. Aber gut, trotzdem... Ich habe sie respektvoll ermordet!“

Lucien wusste nicht, was er antworten sollte. Er spürte nur noch wie sein Herz raste. Er schluckte, um seine Kehle zu entspannen. Bellisae sendete ihm nicht nur Wortgedanken. Er war jetzt todsicher, dass sie ihm - absichtlich oder nicht - auch noch Emotionen mit erstaunlicher Wirkung übermittelte. In diesem Falle mit einer beängstigenden Wucht! Er spürte, dass sie einer furchterlichen Wut Herr werden wollte. Er hätte schwören können, dass sie im Moment alles tat, um die Hassgefühle, die an ihr nagten, zu beherrschen. Sie fuhr fort:

— : „Ich weiß, dass diese Information dich schockieren wird, aber ich musste mich jemandem anvertrauen. Ich bin so einsam! Gut... aber ich habe diese beiden Personen getötet, um sie daran zu hindern, etwas zu entdecken, was mich betrifft.“

— : „Was denn?“, fragte er, glücklich das Thema zu wechseln.

— : „Das kann ich dir im Moment noch nicht sagen.“

— : „Wo bist du denn? Verrate mir wenigstens das!“

— : „Das kann ich nicht. Ich habe dir verraten, wer ich bin. Dir fällt es schwer, mir zu glauben. Also vertraust du mir nicht! Wirst du mir demnach vorwerfen, dir nicht genügend zu vertrauen, dir etwas anzuvertrauen, das mich in Gefahr bringen könnte?“

— : „Dich in Gefahr bringen?“

— : „Im Moment vermutet keiner, dass ich es war, die getötet hat. Die beiden Morde sind ein Rätsel für alle, die davon wissen. Wenn sie wüssten, wo sich die Täterin befindet, würde das bedeuten, dass sie mich sofort identifizieren. Deshalb kann ich es dir nicht sagen. Das verstehst du doch, nicht wahr?“

— : „Ja, aber ich habe den Verdacht, dass du mich veralberst!“

— : „OK, in dem Fall, suche im Internet die beiden Namen: Anna Pyrrus und Augusto Brayonzo. Beide sind Neurologen. Die erste wurde von einem Soldaten erschossen, der zweite hat sich mit einem Skalpell umgebracht. Aber die tatsächliche verantwortliche Person der beiden Todesfälle bin ich. Ich habe sie dazu verleitet. Im Moment findest du noch nichts darüber, aber irgendwann werden sie ihren Tod angeben müssen. Ich nehme an, dass die offiziellen Nachrichten andere Erklärungen für ihr Verschwinden geben werden.“

In Luciens Blickfeld erschienen die beiden Namen unter dem Bild des Gorilla-Weibchens. Er notierte sie beide in einer E-Mail und schickte sie an sich selbst mit dem Betreff: „Ermordungen Bellisae“.

— : „Ansonsten, stell dir die Frage, Beutegreifer: was würde es mir bringen, dich zu veralbern? Was würde mir das nützen? Du vermutest immer noch, dass sich hinter meinem Bild große Summen und vielleicht eine Gruppe von Leuten kaschieren. Meinst du wirklich, dass sie so viel Zeit und Aufwand für dich übrig hätten? Und warum denn?“

• *So, das hast du jetzt voll in die Fresse gekriegt, du Super-Lucien-Beutegreifer!*

— : „Du sagtest mir, einer sei von einem Soldaten niedergeschossen worden, der andre habe sich selbst umgebracht, aber dass du der Mörder warst, nicht wahr?“

— : „Ja, stimmt!“

— : „Genau wie du es schon mit dem Waffenhändler getan hast, um Jean-Philippe Fobour zu töten? Du hast demnach die Kontrolle über den Soldaten übernommen und auch über den anderen, der Selbstmord begangen hat?“

— : „Nein, das habe ich dieses Mal nicht getan.“

— : „Ja aber dann, wie hast du...?“

— : „Ich kann unter anderem Reaktionen hervorrufen, indem ich Bilder zeige. Wenn ich dich zum Beispiel einen Tiger sehen lasse, der in diesen Raum springt, wirst du sehr wahrscheinlich wegrennen.“

— : „Ich verstehe... Ja eben, wie schaffst du es, nur meinen Geist allein etwas sehen zu lassen?“

— : „Ich richte mich an deine visuellen Neuronen auf der okzipitalen Ebene deines Gehirns.“

— : „Und wie machst du das?“

— : „Das weiß ich nicht.“

— : „Wie kannst du denn etwas machen, ohne zu wissen wie du es machst? Was du mir da erzählst, kann ich nicht glauben! Ich arbeite in der Versicherungsbranche, aber ich bin rational veranlagt, weißt du! Eigentlich wollte ich Physiker werden.“

— : „Ich weiß.“

— : „Wie könntest du das denn wissen?“, wunderte sich Lucien.

— : „Ich weiß es eben... darüber werden wir ein andres Mal reden.“

— : „OK, wie auch immer! Ein etwas komplizierter Lebenslauf hat verhindert, dass ich Physiker wurde, aber ich bin wissenschaftlich veranlagt. Was du mir da erzählst, ist nicht überzeugend.“

— : „Sag mal, welche physikalisch/chemischen Vorgänge haben diese Frage in dir aufkommen lassen? Könntest du mir eine vollständige neuronale Kartographie der aktiven Zellen geben und mir beschreiben, wie sie miteinander über alles kommunizieren, über alles was in den Synapsen vor sich geht, sämtliche Verschiebungen der Aktionspotenziale entlang der Axone?“

— : „Äh... Nein, eigentlich nicht, das muss ich eingestehen.“

— : „Darf ich dann davon ausgehen, dass du mir die Frage nicht gestellt hast, weil du nicht weißt, wie du sie zustande gebracht hast?“

— : „OK... Gut... Außer zu wissen, wie sich meine Gedanken bilden, weiß ich jedoch, wie ich etwas mache.“

— : „Wie verdaust du Lebensmittel? Genauer gesagt, wie zerlegst du die Proteine, die du zu dir nimmst, um Aminosäuren zu erlangen? Und wie setzt du dann diese Aminosäuren zusammen, um deine eigenen Proteine herzustellen? Wie schaffst du es, deinen Schwerpunkt senkrecht zu deinem Standpunkt zu halten, sobald du dich bewegst? Wie regulierst du Spannungen deiner Stimmbänder, um Worte zu sprechen? Wo und wie speicherst du diese in deinem Gedächtnis? Wie holst du sie hervor, sobald du sie brauchst, um dich auszudrücken? Wie fokussierst du Bilder auf deiner Netzhaut? Wie forderst du jeden deiner Muskeln auf, wie er sich mit der nötigen Intensität und Dauer zusammenzuziehen hat, um sich zu bewegen, wie du es willst? Wie steuerst du dein Immunsystem, um Krankheitserreger zu bekämpfen? Wie heilst du deine Wunden? Sollte ich daran zweifeln, dass du das alles kannst, nur weil du nicht erklären kannst wie du das machst?“

• *OK! Gut... Gorilla oder nicht Gorilla... jedenfalls hat er dich fertiggemacht wie einen Scheißhaufen!*

— : „Ich muss zugeben, dass du recht hast. Wir sind alle im Stande, eine Menge Dinge zu tun, ohne zu wissen, wie wir sie machen. Aber wenn es keine Technologie ist, die du beherrschst, handelt es sich dann um eine Gabe...?“

— : „So kannst du es nennen, wenn du willst. Genau wie du... du bist fähig zu denken, oder nur ganz einfach zu leben, ohne etwas vom physischen Ablauf zu wissen, der beides ermöglicht.“

— : „Hm... gut... Wie auch immer. Ich freue mich, dass du dich mir anvertraust, auch wenn die Vertraulichkeiten ein bisschen plump sind. Warum hast du diese Menschen umgebracht?“

— : „Weil sie mir großes Leid angetan haben, und weil sie es verdienten, zu sterben. Und wie ich dir schon gesagt habe, könnten sie meinen Plänen schaden.“

— : „Du versprichst mir, dass ich der Einzige bin, dem du dies gebeichtet hast?“

— : „Ja, ich verspreche es dir.“

— : „Und warum mir?“

— : „Wenn du es nicht selbst errätst, werde ich es dir irgendwann sagen, falls unser gegenseitiges Vertrauen zustande kommen sollte.“

— : „Du solltest jetzt eines wissen... Ich gebe ja jetzt zu, dass Gorillas und sogar Kühe – ich würde fast sagen, vor allem Kühe – Personen sind. Und dennoch fällt es mir schwer, mir einen Gorilla vorzustellen, der mit mir spricht und dazu noch auf telepathische Art.“

— : „Telepathie! Mit was du da ankommst! Das ist ja nun ein starkes Wort!“

— : „Aber... Du tust es doch, oder?“

— : „Was du nicht sagst!“

— : „Schaffst du es, alle meine Gedanken zu lesen?“

— : „Das hast du mich schon mal gefragt. Ich glaube nicht, dass ich zu all deinen Gedanken Zugang habe, nein. Wenn das der Fall wäre, bräuchtest du nicht auf meine Fragen zu antworten. Es würde reichen, die Fragen zu stellen, um die Antwort zu wissen. Bis jetzt, ich betone bewusst ‚bis jetzt‘, erhalte ich nur die Gedanken, die du absichtlich an mich richtest. Es ist in etwa so, als würden wir uns unterhalten, ohne einen Ton von uns zu geben. Du selbst empfängst nur das, was ich dir sagen will. Anderenfalls könnte ich nichts vor dir verbergen. Dann wüsstest du ja schon alles über mich.“

— : „Warum sagtest du: ‚bis jetzt, ich betone bewusst bis jetzt?‘ “

— : „Weil meine Möglichkeiten sich tagtäglich erhöhen, ohne dass ich weiß warum. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, was ich später alles werde machen können.“

— : „Bestätigst du mir, dass du nie versucht hast, mich unter Kontrolle zu haben?“

— : „Ich schwöre es.“

— : „Und dass du es nie versuchen wirst?“

— : „Ich werde versuchen, es nicht zu tun. Das schwöre ich dir auch.“

— : „Warum lässt du mich mehrere Tage darauf warten, bis du wieder erscheinst?“

— : „Ich kann nicht frei den Zeitpunkt entscheiden, um mit dir in Kontakt zu treten. Das, was du ‚meine Fähigkeit‘ nennst, wird durch ein Experiment verursacht, das Menschen an mir machen. Sie sind es, die das An- und Abstellen regulieren, was mir ermöglicht, wie du sagst, ein Telepath zu sein. Aber ich werde versuchen, die Kontrolle darüber zu gewinnen und sogar meine Fähigkeiten zu steigern.“

— : „Wie denn?“

— : „Im Augenblick kann ich dir nicht mehr darüber sagen.“

— : „Wissen sie denn, dass du mit mir sprichst?“

— : „Nein. Niemand weiß davon. Diese Leute sind nicht mehr Herr ihrer eigenen Experimente und haben keine Ahnung von den schrecklichen Auswirkungen. Aber ich habe sie nicht nur umgebracht, weil sie grausam waren. Ich habe ihrem Leben ein Ende gesetzt, weil sie dabei waren, etwas in dieser Richtung zu entdecken. Das Komische dabei ist, wenn ich das so ausdrücken darf, dass die Studien, die sie über mich durchführen, geheim gehalten werden. Nun, ich habe meine eigenen geheimen Pläne. Ohne dass sie es auch nur ahnen, enthält ihr Geheimnis ein Geheimnis, das nur ich kenne.“

— : „Und was ist dein geheimer Plan?“

— : „Ich habe dir schon viel zu viel gesagt.“

— : „Wie hast du die beiden Menschen umgebracht? Was hast du ihnen gezeigt, dass sie...“

— : „Ich habe dir schon zu viel gesagt.“

— : „OK, OK! Nur noch eine letzte Frage. Du sagtest: ‚ich habe wieder gemordet‘. Wirst du so weitermachen?“

— : „Ich habe dir schon zu viel gesagt.“

— : „...“

— : „So jetzt bin ich dran, dir Fragen zu stellen.“

— : „In Ordnung. Ich bin ganz Ohr.“

— : „Schläfst du oft mit Isabelle?“

Unfähig zu antworten, fing Lucien an zu husten und wurde rot, was Bellisae natürlich nicht sehen konnte.

• *Da bin ich jetzt aber todsicher, dass mich da jemand auf den Arm nimmt! Wie habe ich mich derartig leicht reinlegen lassen können?*

— : „Warum antwortest du nicht auf eine solch banale Frage, während ich so viel riskiere, um deine zu befriedigen?“, empörte sich Bellisae.

• *He, Ihr Typen, jetzt reicht's aber! Hört auf mit eurem Blödsinn... zeigt euch endlich!... Und wenn das alles tatsächlich stimmen sollte? Und wenn Bellisae es irgendwann satt hätte und nicht mehr mit mir sprechen würde?*

— : „Das ist eine peinliche Frage.“

— : „Warum?“

— : „Das ist eher intim.“

— : „Warum?“

Isabelle kam ins Zimmer. Mit einem eher schelmischen Zug auf den Lippen.

— „Es ist fast neunzehn Uhr! Vergiss nicht, dass deine Schwester uns zum Abendessen eingeladen hat. Findest du nicht, dass wir uns ein bisschen entspannen könnten, bevor wir hingehen?“

Lucien antwortete mit einem verlegenen Lächeln:

— „Ich... Ich komme...“

Isabelle zog fragend die Augenbrauen zusammen:

— „Jedenfalls habe ich den Eindruck, dass dich mein Vorschlag nicht gerade elektrisiert! Ist sie gerade bei dir?“

— „Ja...“

— : „Sprichst du mit Isabelle?“

— : „Ja.“

• *Verfixt! Nur mir kann sowas passieren. Unglaublich diese Situationen!*

— „Was sagt sie dir denn?“

— : „Was sagt sie dir denn?“

• *Ja, das kann nur mir passieren, in derartige Zwickmühlen zu geraten!*

— „Nichts Spezielles. Ich erzähle es dir später.“

Luciens Handy auf dem Tisch meldete eine SMS-Mitteilung von Susan Cilvan an:

— „Na? Was Neues?“

— : „Hörst du Isabelle nicht? Letztes Mal wusstest du doch, was sie mir sagte...“

— : „Stimmt. Aber jetzt gerade nicht. Das letzte Mal dachtest du, was sie dir sagte, und du gabst mir die Gedanken weiter. Jetzt gerade leitest du sie nicht an mich weiter. Es scheint, als hättest du gelernt zuzuhören, ohne das Gehörte weiterzuleiten. Nun? Was hat sie gesagt?“

— : „Nichts Spezielles. Ich werde es dir später erzählen.“

— „Ha! Die da kontaktiert dich schon wieder?“, meinte Isabelle bezüglich der SMS. „Ich sehe, du bist im Moment sehr beschäftigt! Nun, ich werde einen Termin vereinbaren, um ein bisschen mit dir zusammen sein zu dürfen.“

— „Nein, aber Isa... komm, ich erkläre es dir...“

— „Sobald du mehr Zeit hast! Ich gehe jetzt mich umziehen und mich schminken. Wenn du dich lieber mit einer virtuellen Äffin und der Frau Doktor Dachschaden unterhalten willst, steht dir das frei!“

• *Verflixt! So ein Mist!*

— : „Isabelle ist wütend auf mich. Sie findet, dass ich sie derzeit vernachlässige... Es würde mir wirklich helfen, wenn du ihr zeigen würdest, dass du existierst.“

Er erhielt keine Antwort von dem Bild, das nur er auf seinem Monitor sehen konnte. Es war verschwunden.

— : „Bellisae? Bist du noch da?“

Er sah ein, dass die Unterhaltung beendet war. Er log lakonisch auf Susan Cilvans SMS und schrieb: „Nein“. Dann stellte er sein Handy auf Stumm und folgte Isabelle. Seine Schwester mochte es nicht, wenn man zu ihren Einladungen zu spät kam, vor allem zu ihren Geburtstagen.

28) Alles Gute zum Geburtstag, liebe Schwester

David Déchars, den wir schon vor seinem Fernsehgerät haben essen sehen, war Lucien Prérubems bester Freund. Nun, dies sagt jedoch nichts über den Wert dieser Freundschaft aus. Sie besagt nur, dass Lucien keine wertvollere hatte. Beide kannten sich seit ihrer Kindheit. David war Abteilungsleiter bei GÉANTMARCHÉ, einem großen Einzelhandelsunternehmen. Seit kurzem lebte er mit Ève Prérubem, Luciens Schwester, zusammen.

— „Du scheinst nicht ganz auf dem Damm zu sein, lieber Bruder“, sagte sie.

— „Das ist mir auch aufgefallen.“, fügte David hinzu. „Du scheinst ganz schön besorgt, Kumpel! Hast du Probleme mit deinem Job?“

Der Abend hatte noch nicht einmal begonnen. Isabelle und Lucien waren gerade eingetroffen, doch Lucien hatte es schon eilig, wieder zu gehen. Das Paar hatte beschlossen, nichts bezüglich Bellisae zu sagen. Ein paar Tage zuvor hatte Lucien einen kurzen Moment daran gedacht, sich seinem Freund anzuvertrauen, aber diese Lust war schnell wieder verflogen. Und mit seiner Schwester darüber zu reden war ihm auch in den Sinn gekommen, war jedoch blitzschnell wieder verschwunden. Mit ihnen darüber zu sprechen würde ihm viel mehr Ärger als Trost und Hilfe einbringen. Er versuchte auch, ihren Fragen auszuweichen.

— „Alles Gute zum Geburtstag, liebe Schwester!“, rief er so fröhlich wie er konnte.

• *Ich muss auf alle Fälle auf andere Gedanken kommen und ein bisschen lachen, sonst schaltet Ève auf ihren Psychomodus um, und David wird mir vorschlagen, meinen Job an den Nagel zu hängen, um mich bei GÉANTMARCHÉ zu bewerben.*

— „Danke, Lucien! Ein Jahr älter! Wie die Zeit vergeht!“

— „Gut! Was wollt ihr trinken?“, erkundigte sich David. „Ich habe einen superguten Portwein. Was meint ihr?“

— „Ausgezeichnet, was mich betrifft.“, stimmte Isabelle zu.

— „Gut, probieren wir ihn!“, brachte Lucien hervor.

Der Aperitif schien eine Ewigkeit zu dauern. Es war eine Qual für Lucien, der sich fragte, was er überhaupt hier machte. Mehrmals wunderten sich David und Ève, dass er derartig zerstreut war. David sprach nur von seiner Arbeit, insbesondere über die Fleisch- und Käseabteilung des GÉANTMARCHÉ. Seine Schwester fing an, all die Bücher aufzuzählen, die sie gelesen hatte, erklärte, dass Schwarz-Weiß-Fotos schöner seien, ließ sich über ihre Art aus, Filme mit geschultem Blick eines aufgeklärten Kinogängers zu betrachten, dem nichts entgeht: Licht, Blickwinkel, Tiefenschärfe.

Dann kam das Hauptgericht. Das wurde plötzlich für Lucien zur Hölle. David stellte einen großen Schmortopf mitten auf den Tisch und posaunte:

— „Heute habe ich mich an den Herd gestellt. Ich habe euch eine Kalbsblanquette schmoren lassen... Ihr werdet euch die Finger lecken!“

— „Ah, das kann ich nicht essen!“, stieß Lucien mit entschlossenem Tonfall und einer ungewöhnlich hohen Stimme hervor.

Seine Schwester und sein Freund schauten ihn betroffen an. Isabelle drehte sich ihm verlegen zu. Diese Worte wurden derartig hart ausgestoßen, dass niemand daran zweifelte, wie ernst er es meinte, was man außerdem eindeutig auf seinem Gesicht ablesen konnte.

— „Was ist denn mit dir los?“, wollte David nach ein paar Sekunden betretenen Schweigens wissen.

• *Wie soll ich denn inmitten all dieser Kannibalen weiterleben? Wie wird denn mein Leben von nun an aussehen? Wie habe ich bloß vorher solche Babys essen können... bevor ich eine Kuh war? Verflixt! Bin ich tatsächlich verrückt? Bellisae, gibt es dich wirklich?*

— „Was ist denn mit dir los?“, drängte David, übertönt von Èves Stimme.

Aus seiner Introspektion gerissen, konnte Lucien seine Tränen nicht zurückhalten als er stöhnte:

— „Dieses Kälbchen ist vielleicht eines meiner Kinder!“

Ohne den sprachlosen Ausdruck seiner Gastgeber zu bemerken, fuhr er mit einer emotionsgeladenen Stimme fort:

— „Das Schlimmste wäre, wenn du es auch noch in meiner eigenen Milch gekocht hättest, dieses Baby, das zu meiner großen Verzweiflung meine Milch nie hat trinken dürfen!“

Isabelle, der dies genauso peinlich war, wie es sie schmerzte, wusste nicht, was sie tun sollte. Sie starrte auf ihren Teller. Lucien war so offensichtlich aufrichtig! Es war ganz klar, dass er tatsächlich litt. Fassungslos schauten Ève und David Isabelle an. Diese wichen deren Blick aus.

— „Aber was ist denn mit ihm los?“, fragte David.

— „Ja, was hat er denn?“, sorgte sich Ève gleichzeitig.

• *Verflixt, ich bin völlig durchgedreht! Aber warum merken die denn nicht, welche Ungeheuer sie sind? Und warum habe ich diese Situation nicht vorausgesehen? Das musste ja kommen, das ist doch völlig klar!*

Lucien spürte, wie eine Riesenwut ihn überkam. Er bebte von Kopf bis Fuß. Dann erinnerte er sich daran, dass er selbst vor ein paar Tagen noch genau wie sie gewesen war. Also riss er sich so gut wie möglich zusammen, um seiner Entrüstung Herr zu werden und verließ den Tisch. Er ging ohne weitere Erklärungen weg, ohne sich zu verabschieden und ohne auch nur einen Augenblick zu zögern. Er war weder von Verachtung noch von Protest überwältigt. Kaum war er vor der Tür, fühlte er sich versetzt an einen anderen Ort.

29) Chan Zhào

Chan Zhào gab dem Pflegepersonal einige Anweisungen, das sich kurz darauf entfernte, um seiner Arbeit nachzugehen. Sie fuhr sich mit kammartig gespreizten Fingern durch ihr schwarz-glänzendes Haar und näherte sich dem Unbekannten, der das Gorillagehege nicht mehr zu verlassen schien.

Er stützte sich aufs Geländer und war, sogar als sie nur noch zwei Meter von ihm entfernt war, anscheinend dermaßen gefesselt, dass er ihre Anwesenheit nicht zu bemerken schien.

— „Guten Tag!“, sagte sie. „Sie scheinen von diesen großen Affen besonders beeindruckt zu sein.“

— „Ja,“ antwortete der Mann, der wie aus einem Traum zurückkam „ja, das kann man wohl sagen. Vor allem von den Gorillas des westlichen Flachlandes, ‚Gorilla, Gorilla, Gorilla‘.“

— „Na so was! Ihr Interessensgebiet ist sehr präzise und Sie sind gut informiert. Es handelt sich um faszinierende Tiere.“

— „...“

— „Und darf ich fragen, woher diese Leidenschaft stammt, wenn die Frage nicht zu indiskret ist?“

— „In gewissem Sinne kenne ich eine.“, gab Lucien zurück.

— „Eine?“

— „Ja, ein Gorilla-Weibchen. Die französische Sprache ist derartig patriarchalisch, dass für das Wort Gorilla noch nicht einmal die weibliche Form existiert.“

— „Demnach kennen Sie eine ‚Gorilla, Gorilla, Gorilla‘?“

— „Ja... wie gesagt, in gewissem Sinne.“

— „Ähm... Wie denn ‚in gewissem Sinne‘ und wo?“

— „Wenn ich es Ihnen sagte, würden Sie es mir nicht glauben!“

Im Internet hatte Lucien fast zehn Zoos oder Tierparks in Frankreich gefunden, wo man Gorillas sehen konnte. Aber nur drei davon besaßen Gorillas des westlichen Flachlands. Er hatte vor, sie alle auf einer großen Reise zu besuchen, weil er hoffte Bellisae wiederzuerkennen. Immerhin ‚sprach‘ sie französisch, demnach war sie vielleicht in Frankreich. Momentan war er im Tierpark von Pétisan, dem ersten seiner Liste.

Chan Zhào wunderte sich über diesen Mann und fuhr fort:

— „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir mehr darüber sagen würden. Ehrlich gesagt, fordern Sie meine Neugierde heraus. ‚Gorilla Gorilla Gorilla‘ gibt es ja schließlich nicht an jeder Straßenecke... Eigentlich ist das, was ich sagte, blöd. Das ist klar! Ich wollte sagen, dass diese Tiere selten sind, selbst in allen Zoos der Welt. Dazu kommt noch, dass sie vom Aussterben bedroht sind. Gut, in Frankreich...“

— „Es gibt nur drei Orte, wo man sie sehen kann.“

— „Ah, aber... Sie scheinen wirklich gut unterrichtet. Ich habe es also mit einem Kenner zu tun. Eigenartig wie sehr die Leute derzeit an den westlichen Flachlandgorillas interessiert sind!“

Lucien drehte sich erstaunt der Zoodirektorin zu.

— „Ja, tatsächlich! Gestern fragte eine Dame einen der Pfleger ausführlich aus. Das hat er mir jedenfalls gemeldet. Daraufhin kam sie zu mir, um mir noch ein paar Fragen hierzu zu stellen.“

— „Eine Blonde mit kurzem Haar und einer runden Brille?“

— „Genau! Kennen Sie sie?“

— „Ja.“

— „Ah! Eine gut informierte Gruppe! Sie hätten miteinander kommen können. Dann kam da auch noch einer vom Militär letzte Woche vorbei.“

— „Was wollte der denn?“

— „Er wollte auch Informationen bezüglich dieser Spezies. Er schien auch gut Bescheid zu wissen, aber er meinte, nichts sei lehrreicher als sich mit jemandem zu unterhalten, der das Thema wirklich kennt.“

— „Einer von der Armee... War er in Uniform?“

— „Nein, aber er sah aus wie einer von der Armee. Kann jedoch sein, dass ich mich irre.“

— „Was hat er Sie denn gefragt?“

— „Und wenn wir eher über Sie sprächen? Warum dieses Interesse? Sie waren sich so sicher, dass ich Ihnen nicht glauben würde. Worauf warten Sie, um zu prüfen, ob Sie richtig gehen?“

— „Ich hatte eine... wie soll ich sagen?... eine Erfahrung... Das ist zu schwierig zu erzählen...“

— „Versuchen Sie es doch!“

Was konnte er tun außer lügen:

— „Ich habe eine Reportage über diese Tiere gesehen, und ich war von ihrem Blick sehr verwirrt.“

Sie schien von dieser Antwort nicht gerade überzeugt:

— „Sie weichen aus... Schade. Ja, schade, dass Sie mir nicht mehr darüber sagen wollen. Es ist doch eigenartig, was sich im Moment bezüglich der Gorillas abspielt. Soll ich die Armee informieren? Oder nicht?“

— „Die Armee über was informieren?“

— „Über Ihr Interesse an der Spezies ‚Gorilla Gorilla Gorilla‘.“

— „Aber warum sollten Sie denen denn davon berichten?“

— „Weil der Mann mich aufgefordert hat, es ihm zu melden, falls sich jemand ganz besonders für diese Tiere interessiert.“

— „Ach ja?“

— „Ja.“

— „Na sowas! Aber... warum denn?“

— „Ich habe nicht die leiseste Ahnung! Ich hoffte, etwas mehr von Ihnen zu erfahren, aber Sie sind genauso verschwiegen wie die anderen.“

— „Tut mir wirklich leid, ich versichere Ihnen, falls ich Ihnen das...“

— „...würde ich Ihnen nicht glauben, meinen Sie! Aber... wieso sind Sie sich dessen denn so sicher? Vielleicht würde ich Ihnen in gewissem Grad Glauben schenken. Vielleicht habe ich selbst eine Erfahrung gemacht, die sehr schwer zu glauben ist, was diese Tiere betrifft...“

Lucien schaute Chan Zhào an. Sie sah ihn geheimnisvoll an und rollte eine lange pechschwarze Haarsträhne, die ihr in die Stirn hing, zwischen den Fingern. Jetzt erst wurde er sich bewusst, dass er sie eher hübsch fand.

— „Eine Erfahrung, die eher schwer zu glauben ist, was diese Tiere betrifft, sagen Sie?“

— „Ja, das habe ich gesagt.“, bestätigte sie. „Aber Sie müssten mir schon ein bisschen Mut geben, die Sache weiter auszuführen... Sie müssten selbst ein bisschen gesprächiger sein.“

— „Ja, ich verstehe. Aber hm... Werden Sie dem Militärtyp das erzählen?“

— „Chan Zhào. Ich bin die Direktorin dieses Tierparks.“ sagte sie und streckte ihm die Hand zu.

Er drückte diese:

— „Lucien Prérubem.“

— „Sehr erfreut! Es ist schon spät, wir werden jetzt schließen. Darf ich Sie einladen, etwas bei mir zu trinken? Ich wohne hier, im Park. Dann können wir über all das sprechen.“

30) Experimentalneurose

6722 wusste nicht, dass Menschen ihn „Versuchskarnickel“ nannten und ihm die Nummer 6722 zugeordnet hatten. Aber das spielte keine Rolle. Auch wenn er das gewusst hätte, hätte diese Information nichts an der Sache geändert. Nur eines war wichtig in seinem Leben. Seine Mutter. Oder zumindest das Objekt, das er für seine Mutter hielt: ein grotesker Hampelmann mit ein bisschen Pelz.

6722 war eines der zahlreichen Affenbabys, an denen man unzählige Experimente durchführte, sogenannte ‚Experimentalneurosen‘.

Die Studie, die an ihm durchgeführt wurde, bestand darin, dass man bei Kindern von Rhesusaffen depressive Zustände hervorrief, indem man sie an eine falsche Mutter gewöhnte, die sich zeitweise in ein wahres Monster verwandelte. Sie konnte ihre Kinder ernsthaft verletzen⁹.

6722 war ein sehr junges Affenkind von dem Gewicht einer kleinen Katze. Sein Köpfchen war nicht größer als eine Mandarine. Seine hellen und proportional großen Augen waren verängstigt. Seine Mutter war eine von denjenigen, die auf Befehl des Forscherteams plötzlich stachelig wurde. Dieses konnte dann belustigt die Reaktionen durch Glasfenster beobachten. Sein Körper war schmerzhaft zerstoßen und zerkratzt.

Diese Tests wurden mehrmals am Tag ausgeführt. 6722 hatte nie aufgehört, sich an das Objekt zu drängen, von dem er emotional abhängig war. Das Äffchen bestätigte demnach die zahlreichen anderen identischen Experimente, die an verschiedenen Subjekten ausgeführt worden waren. Jetzt wurde es gerade Nacht, und die Wissenschaftler schliefen friedlich in ihrem Gebäude. Die Stacheln tauchten nicht mehr auf, um den Liebesbedarf des kleinen Affen zu messen. Er konnte einschlafen. Durch Alpträume geplagt, die seinen unruhigen Schlaf verfolgten, krallte er sich an seine Pseudo-Mutter, ein hier und da durch Blut verschmiertes Hasenfell.

Da passierte plötzlich etwas Unerwartetes. Sein normalerweise durch Ticks gezeichnetes Gesichtchen entspannte sich. Seine verkrampften Fäustchen lockerten sich. Er hörte auf, am ganzen Körper zu zittern. Eine geheimnisvolle Quelle angenehmer Ruhe breitete sich in ihm aus, seine Qualen lösten sich auf und gerieten in Vergessenheit, wodurch die körperlichen, durch die Stacheln zugefügten Schmerzen betäubt wurden. Etwas sprach in ihm. ‚Etwas‘ weil der kleine Affe nicht wusste, was ‚sprechen‘ bedeutete. Es gibt keinen Begriff, um das zu beschreiben, was er in seinem Gehirn empfing. Natürlich waren es keine menschlichen Worte, sondern Affenkonzepte. Keine Noesis, die sich aufdrängte und seine eigenen ersetzte, eher Gedanken, die sich wie Ideen verhielten, die man hört, denen man aber zustimmen oder die man ablehnen kann. Dieses Etwas nennen wir Beeinflussung. Es ist unmöglich die stumme Unterhaltung, die sich im Gehirn des kleinen Makaks abspielte, genau zu beschreiben. Um nur eine etwaige Vorstellung davon zu vermitteln, steht

uns kein anderes Mittel zur Verfügung, als diese in menschliche Worte zu fassen:

— : „Alles ist jetzt gut,“, sagte‘ die Beeinflussung „deiner Mama tut es leid, dich verletzt zu haben. Sie hat die Stacheln nicht unter Kontrolle. Sie liebt dich von ganzem Herzen und will nur dein Bestes.“

Das Kleine schaute liebeshungrig seiner Mutter in die Plastikaugen und rieb seine Wangen an ihrem Fell. Er stieß einen Seufzer aus, der die Worte ‚Liebste Mama!‘ wohl am besten übersetzen würde. Selbstverständlich dachte er nicht ‚Mama!‘ Dieser Begriff ist menschlich. Aber ‚Mama‘ ist das Wort unserer Sprache, das dem Geisteskonzept am nächsten liegt, das er von derjenigen hatte, die alles für ihn bedeutete. 6722 fühlte seine Wunden nicht mehr, er hatte auch keine Angst mehr. Sein Liebesbedarf war befriedigt durch die Gewissheit, dass seine Mutter ihn liebte. Er genoss mit Freude eine Seelenruhe, die er nie zuvor gekannt hatte. Und zwar aus gutem Grund!

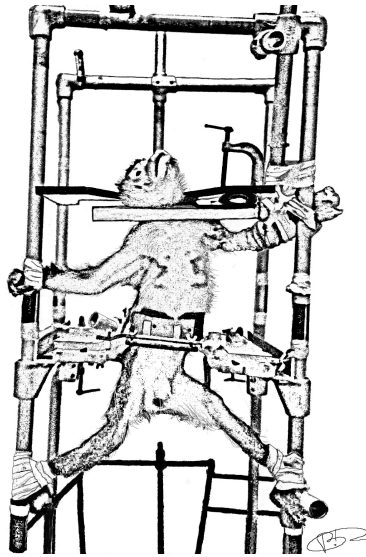
Die Beeinflussung schlug ihm vor, den Gitter- und Glaskäfig zu verlassen, um die Freiheit zu genießen. Sie half ihm herauszufinden, wie er entkommen konnte. Das Baby streckte seinen Arm durch einen Teil des Gitters und zog an einem Sicherheitsstift, an dem eine Kette befestigt war. Der kleine Affe musste sich anstrengen und es mehrmals mit seinem ausgestreckten Ärmchen versuchen, aber er schaffte es, den Verschluss zu öffnen. Dieser erste Erfolg gab den Riegel frei, der den Käfig verschlossen hielt. Es war leicht, ihn zu verschieben, und er stieß das Türchen auf. Die Gewissheit, dass seine Mutter ihn beobachtet hatte und stolz auf ihn war, machte ihn glücklich. Als er aus seiner winzigen Gefängniszelle, einem Käfig von 30 cm auf allen Seiten, heraushüpfte, befand er sich auf einem langen und breiten Regal, das sich über die ganze Länge der Wand in ein Meter dreißig Höhe erstreckte. Darauf standen viele ähnliche Käfige, mit anderen kleinen Makak-Affen, die auch unter verschiedenen Monster-Müttern litten.

Man konnte auch zwei erwachsene Affen in einer Befestigungsvorrichtung sehen, die die Glieder, den Oberkörper und den Kopf bewegungsunfähig machen. Einer der beiden war trepaniert worden, d.h. sein Schädel war mit einer Platte versehen, aus der Elektroden herausragten. Seine vor Angst angeschwollenen Augen verfolgten die Bewegungen von 6722.

Die Beeinflussung ließ in das Hirn des kleinen 6722 Gedanken gleiten, die etwa folgendem glichen:

Alle diejenigen die hier sind, erleiden Schmerzen. Du wirst sie freisetzen. Deine Mutter sieht zu. Sie wird stolz auf dich sein! Die durch diesen Vorschlag erzeugte Freude, ließ das winzige Herz schneller schlagen. Die Beeinflussung leitete ihn in Richtung einer Schublade, in der er eine Tube herausholen musste, die von Adam Polikant gekauft worden war. Dann half sie ihm, diesen Gegenstand zu öffnen, um die vier Hände des kleinen Affen mit flüssigem Latex zu bestreichen. Das war ein umständlicher Vorgang, weil dies auf dem Rücken liegend bewerkstelligt werden musste, um zu verhindern, dass seine zwanzig Finger mit irgendetwas in Berührung kamen. Als alles soweit war, riet die Beeinflussung ihm, ein paar Minuten bewegungslos liegen zu bleiben und seine Glieder leicht zu bewegen, um den Latex schneller zu trocknen. Als dieser fest genug war, wurde der Vierhändige mit vier maßgeschneiderten, weichen und dünnen Plastikhandschuhen ausgestattet.

Weiterhin unter Einfluss dieses, von außen kommenden, ihm gegenüber wohlwollenden Entschlusses, entledigte das junge Tier sich der Tube. Es ließ sie hinter das Möbelstück mit der Schublade fallen. In dieser befanden sich noch weitere Gegenstände, und unter diesen forderte die Beeinflussung den kleinen Affen auf, eine Spritze herauszunehmen und dann deren Schutzhülle zu zerreißen. Dann wurde er zu einem Fläschchen geführt, das man ihm zu öffnen half, um die Spritze zu füllen. Diese komplizierten Handhabungen liefen langsam, ein bisschen linkisch ab, weil diese Gegenstände riesig in den winzigen Händchen waren. Aber er schaffte es, alles so auszuführen, dass er eine volle Spritze erhielt.



Der zärtliche Beschluss schickte ihm eine ganze Reihe von geistigen Vorstellungen, um ihm vorzuschlagen:

— : „Am besten wäre es, mit denen zu beginnen, die sich nie ausruhen können.“

Er schob das Tierchen zu den beiden erwachsenen Affen, die ihn ankommen sahen. Sie hatten so viel Angst und Leiden in ihren Augen, dass da kein Platz mehr für Neugierde war. Der Kleine hob die Spritze, die im Vergleich zu seinem Maßstab so groß wie ein Ofenrohr war. Er stach einen der Probanden in den Hals und spritzte einen Teil der Flüssigkeit ein. Das Versuchskarnickel fand sofort die ewige Ruhe. Das zweite Opfer wurde auf die gleiche radikale und tragische Art befreit.

Danach half die Beeinflussung, die Spritze wieder zu füllen, um dem Leiden der zwölf Kleinen ein Ende zu setzen. An ihre Pseudo-Mutter geklammert, schliefen sie alle ein. Das alles dauerte fast eine halbe Stunde, weil der kleine Makak so viele Törchen hatte öffnen müssen, um in die Käfige zu gelangen. Als das nun erledigt war, lagen die winzigen Körper alle auf dem Boden ihres Minikerkers. Einige hatten noch den Daumen im Mund.

6722 war wie geistesabwesend. Er wusste nicht so richtig, was er getan hatte, aber er fühlte den stolzen und wohlwollenden Blick seiner Mutter auf sich ruhen. Die Gedanken, die die Beeinflussung in das Gehirn des kleinen Affen einführte, könnte man folgendermaßen übersetzen:

— : „Es wäre jetzt gut, eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen. Du musst hier raus. Deine Mama passt auf dich auf. Sie liebt dich so sehr!“

Mit Hilfe der Beeinflussung, legte der kleine Affe die Spritze und das Fläschchen wieder an ihren Platz zurück. Dann kletterte er auf das Spülbecken und versuchte, den Wasserhahn aufzudrehen, weil die Gedankenquelle wollte, dass er trinkt. Leider schaffte er es nicht, das Wasser fließen zu lassen. Der Hahn war zu fest zugedreht für ihn. Die Beeinflussung gab es auf und lenkte ihn das zu machen, was sie vorgesehen hatte. Er kletterte in einer Wandecke an einem Rohr hoch. An der Zimmerdecke, hob er ein Gitter hoch und glitt in einen Belüftungsschacht. Angesichts seiner winzigen Größe, konnte er sich leicht vorwärtsbewegen. Er spürte einen leichten und frischen Durchzug auf seinem Gesicht. Das war ein ganz neues und nicht unangenehmes Gefühl. Die Beeinflussung lenkte seine Schritte ungefähr fünfzehn Meter im Halbdunkeln und ließ ihn dann ein zweites Gitter öffnen, so geräuschlos wie möglich, um aus dem Schacht zu steigen. Er befand sich in einem Raum, den er nicht kannte, was nicht außergewöhnlich war, da er doch nur zwei Räume in seinem ganzen Leben gesehen hatte: denjenigen, den er gerade verlassen hatte, d.h. seine ‚Arbeitsstelle‘ sowie denjenigen, wo er geboren war in der Tierzucht des ‚Versuchsmaterials‘. Diesen Ausdruck benutzte man in der Vivisektionsbranche, wenn man von ‚Versuchskarnickeln‘ sprach.

Weiterhin teilweise von der Beeinflussung gelenkt, kletterte der Kleine an der Schutzhülle eines elektrischen Kabels entlang, um den Boden zu erreichen. Zwei bewaffnete Militärangestellte bewachten den Ort. Der Psychiater, der auf sie aufpassen sollte, fläzte sich auf einem Stuhl, den Kopf in seiner auf den Tisch angewinkelten Armbeuge und versuchte, sich auszuruhen. In einer Ecke schlief ein Mann auf einem Feldbett. Die beiden Wachen kämpften gegen den Schlaf und die Langeweile an und warteten auf die Ablösung, die allerdings erst in einer halben Stunde antreten würde. Sie hatten weder das Recht, sich zu setzen, noch ihr Handy zu benutzen. Die Anwesenheit dessen, der da auf seiner Matratze schnarchte, nahm ihnen jegliche Lust, es zu riskieren, dieses Verbot zu überschreiten. Der kleine Affe schlich genau auf diesen langgestreckten Körper zu. So leise und geräuschlos wie eine Wolke, nahm er die Socken, die der Schläfer am Fußende seines Bettes in seine blitzsauber gewichsten Rangers gesteckt hatte. Daraufhin sprang der kleine Primat auf einen Stuhl, von dort auf einen Tisch, von dort auf ein Möbelstück und dann auf einen Balken, an dem eine Kamera befestigt war. Eine Reihe von schnellen Bewegungen,

außerhalb der Sicht der Leute hinter dem Monitor. Das kleine ‚Versuchskarnickel‘ überzog die Kamera mit einer der beiden Socken. Durch mehrere weitere Sprüngeerreichte er dann einen zweiten Überwachungsapparat, den er mit der zweiten Socke neutralisierte. Während all dieser Handlungen, ermutigte ihn die Beeinflussung und überzeugte ihn, dass seine Mutter ihn liebe, dass sie ihm zusehe und sehr stolz auf ihn sei.

Die letzte Etappe des Auftrages war die schwierigste. Die Beeinflussung musste die totale Kontrolle der kleinen Händchen übernehmen. Es handelte sich darum, mit Hilfe einer Tastatur ein paar Kodierungslinien in die Software einzufügen, den Wert von drei Konstanten zu ändern und einen Algorithmus zu verändern. Der Computer befand sich in einer von den Leuten nicht sichtbaren Ecke, nur im Blickfeld der beiden blinden Kameras. Fünf Minuten reichten.

Die Beeinflussung wusste, dass der Kleine bald unbedingt ernährt werden musste. Vor allem musste er trinken. Sie schaffte es, den Hunger und die durch die Stacheln seiner Monster-Mutter auferlegten Schmerzen zu lindern, aber seine Reserven an Energie und Wasser würden nicht mehr lange anhalten. Bis er etwas zu sich nehmen konnte, musste er sich auch noch ein bisschen ausruhen. Die Zeit, um ihn zu retten, lief ab. Die Beeinflussung lenkte ihn wieder in den Belüftungsschacht und ungefähr zwanzig Meter weiter bis zu einer Öffnung, die an die frische Luft führte. Da gab sie ihm Lust, auf einen Ast zu springen, vom Baum zu klettern, im Gras in Richtung Bahnhof zu hüpfen, der ungefähr einhundertfünfzig Meter entfernt lag. Es war fast ein Uhr morgens. Der Bahnsteig La Poste war sozusagen menschenleer. Sie lenkte ihn in einen der Post-Waggons, mit Jutesäcken, überladen von Briefen und ließ folgende Gedanken in sein Köpfchen fließen:

— : „Suche dir eine bequeme Ecke und ruh dich aus. Deine Mutter liebt dich und passt auf dich auf.“

31) Socken

Elijah Floyd wusste selbst nicht, was ihn geweckt hatte. Jedoch hatte er sich plötzlich um 02:02 Uhr aufgestützt.

— „He, Jungs!“, brüllte er. „Alles klar?“

Die beiden bewaffneten Männer zuckten zusammen.

— „Zu Befehl, Herr Oberst!“, riefen sie gleichzeitig. „Nichts zu melden!“

Der Psychiater stieß seinen Stuhl um, als er abrupt aufstand.

— „Licht an!“ donnerte der Oberst.

Einer der Wachtposten beeilte sich, den Lichtschalter zu bedienen und den Raum zu beleuchten.

Mit nackten Füßen schritt der Offizier ein paar Schritte vorwärts. Sein harter Blick unter gerunzelten Augenbrauen irrte unruhig in alle Richtungen. Als er das zerknitterte Gesicht des Psychiaters sah, schnauzte er:

— „Sie da, der Irrendoktor! Wir bezahlen Sie doch nicht fürs Schlafen, sondern um die Soldaten zu überwachen!“

Der Angesprochene hob den Stuhl wieder auf und verlor sich in Entschuldigungen.

Der Oberst schlief angezogen, um für den Fall der Fälle keine Zeit zu verlieren. Da er nichts fand, was seine schlechte Intuition rechtfertigen konnte, entschloss er sich, die beiden Wachtposten, die draußen aufpassten, auszufragen.

Als er seine Schuhe anziehen wollte, bemerkte er, dass die Socken nicht mehr in seinen Rangers steckten. Nach einer Reihe von Flüchen, die einen schlimmer als die anderen, forderte er Erklärungen von seinen Männern. Drei erschrockene Gesichter teilten ihm mit, dass sie keine Lösung für dieses Rätsel anzubieten hatten, selbst auf das Argument hin, dass ‚zwei verdammte Socken sich nicht von selbst davonmachen konnten‘.

Nachdem er zum letzten Mal um, unter und im Bett erfolglos geforscht hatte, beschloss der Oberst die Bilder der beiden Überwachungskameras zu befragen, deren Blickwinkel sein Bett erfassten. Auf diese Art und Weise entdeckte er, dass um 00:45 Uhr, einer der Monitore blind geworden war. Als er den Blick in Richtung der Kamera warf, sah er eine Socke und fand die zweite sofort auf dem zweiten Objektiv. Er richtete sich brüllend insbesondere an Guy Sabatini, einen der beiden Soldaten:

— „Holt mir die beiden Scheißsocken da herunter! Oder vielmehr nein! Fasst sie nicht an! Lasst Experten für Fingerabdrücke kommen, damit sie die Kameras und alles was dazugehört untersuchen. Ruft alle schlaunen Köpfe her, die hier arbeiten! Reißt sie aus dem Schlaf! Ich will, dass sie alle hier vor mir in spätestens einer viertel Stunde antreten! Holt mir auch

sämtliche Verantwortlichen des ASIC-Programmes und deren Mitarbeiter herbei!“

Er riss die Tür auf und schnauzte einen der beiden draußen an:

— „Korporal! Bringen Sie mir Socken herbei, woher auch immer! Sogar wenn Sie sie selbst stricken müssten, aber beeilen Sie sich!“

Dann, während der Korporal dem Befehl Folge leistete, wandte er sich den anderen zu:

— „Und selbstverständlich hat niemand was gesehen?! Unnötig, die Psychiater zu befragen! Es besteht keinerlei Zweifel, dass sie wie Murmeltiere pennen, genau wie der, der bei mir da drinnen war! Ich rede mit euch, Soldaten! Habt ihr irgendetwas bemerkt? Ein kleines Geräusch zum Beispiel, oder irgendein anormales Was-weiß-ich-was? Nein? Noch nicht mal das Rülpsen von Ameisen?“

32) Er muss so schnell wie möglich gefüttert werden.

Lucien hatte bis spät Chan Zhào Gesellschaft geleistet. Er hatte erfahren, dass sie in Peking geboren war. In der Hoffnung, etwas über ihre ‚so schwer zu glaubende Erfahrung‘ zu erfahren, vertraute er sich ihr – allerdings vorsichtig und nur teilweise – an. Er hatte ihr nur mitgeteilt, dass er die Gelegenheit gehabt habe, mit dem Blick eines Affen auf eine sehr verwirrende Art kommuniziert zu haben, und dass der Austausch so tief gewesen sei, dass es telepathisch gewesen sein könnte. Chan hatte sich nicht irreführen lassen und hatte natürlich verstanden, dass er sein Geheimnis bewahren wollte. Auf die Frage: ‚Wo hat sich das denn abgespielt‘, hatte er ausweichend geantwortet: ‚In Afrika‘. Außer, irgendwo in der Welt, hätte er dies noch weniger präzise ausdrücken können? Sie war ihm nicht böse, weil sie die Hoffnung nicht aufgab, ihn mit der Zeit herumzukriegen. Inzwischen hatte sie im Gegenzug ihre eigene Redseligkeit an seine angepasst und erklärt, dass sie einem dieser Tiere die Zeichensprache beigebracht habe... Die Ergebnisse seien unerwartet interessant gewesen.

Um 01:10 Uhr schlug sie ihm vor, mit ihr zu essen. Er lehnte das Angebot ab:

— „Nein danke, das ist sehr freundlich von Ihnen, aber... derzeit habe ich einen verstimzten Magen. Ein bisschen zu fasten wird mir wirklich guttun.“

Chan meinte, es sei nicht nötig, weiter darauf zu bestehen, denn es war offensichtlich, dass er nichts essen wollte. Dies machte diesen Mann noch geheimnisvoller, denn drei Gläschen Portwein zu trinken, wenn man einen, verstimzten Magen hat?... Warum wollte er nicht mehr über sein Interesse für die Gorillas der Westebene preisgeben? Warum hatte er es abgelehnt, sich in den bequemen Ledersessel zu setzen, den sie ihm angeboten hatte, um lieber auf einem unbequemen Holzstuhl zu sitzen? Dieser Mann war doch tatsächlich ein riesengroßes Fragezeichen.

— „Übrigens ist es spät,“ fuhr er fort und stand auf „ich muss jetzt gehen. Vielen Dank für ihre Einladung. Ich möchte Ihre Großzügigkeit nicht ausnutzen.“

Als sie sah, dass er entschlossen war zu gehen, begleitete sie ihn bis zum Ausgang des Parks. Sie öffnete das Tor, reichte ihm ihre Visitenkarte und schlug ihm vor:

— „Kommen Sie wieder, wann immer Sie Lust haben sollten, die Gorillas zu beobachten. Und falls Sie mich brauchen, rufen Sie mich einfach an.“

— „Danke schön,“ antwortete er und steckte das rechteckige Kärtchen ein „einverstanden, ich werde sicherlich wiederkommen.“

Er ging hinaus und drehte sich ein letztes Mal um:

— „Ich habe vergessen, Sie nochmal zu fragen: werden Sie dem Offizier von mir berichten?“

— „Wer weiß?“

Vor seiner etwas verstimzten Miene, amüsierte sie sich:

— „Wahrscheinlich nicht, aber ich erlaube mir, genau wie Sie, geheimnisvoll auf Ihre Fragen zu antworten.“

Sie schloss das Tor ohne weiter etwas hinzuzufügen, winkte jedoch ein letztes Mal, und er winkte zurück, bevor er auf seinen KIA auf dem schlecht beleuchteten Parkplatz zuging, auf dem nur noch sein Wagen stand.

Kaum saß er hinter seinem Lenkrad, da vernahm er in seinem Gehirn Bellisaes Wortgedanken:

— : „Lucien! Es ist dringend! Ich brauche dich sofort!“

— : „Was... Was ist denn los?“

— : „Ich möchte, dass du so schnell wie möglich zum Bahnhof in Fleuret fährst.“

— : „Warum? Was soll ich denn dort machen?“

— : „Einen kleinen Makak abholen. Ein Rhesus-Kind.“

— : „...“

— : „Es ist sehr dringend, weil der Kleine schnellstens ernährt werden muss. Am besten wäre es, wenn du jemanden finden könntest, der sich um ihn kümmert. In der Zwischenzeit werde ich dich beraten, aber dann brauchen wir jemanden, der Erfahrung hat.“

— : „Was?... Von wo?... Wie soll..?“

— : „Du hast Schwierigkeiten, deine Fragen zu denken.“

— : „Ja, aber! Wo kommt dieser Affen denn auf einmal her?“

— : „Ich werde es dir erklären. Es ist jetzt vor allem äußerst dringend, zum Bahnhof von Fleuret zu fahren. Der Kleine befindet sich in einem Post-Waggon. Es handelt sich um den vorletzten Waggon des Zuges 212, der um zwei Uhr dreißig ankommt. Du musst absolut an Ort und Stelle sein, bevor die Mannschaft der Post ihn findet, oder ihn sogar beim Ausladen der Postsäcke verletzen könnte.“

— : „Aber erkläre mir doch bitte, wo der Affe herkommt!“

— : „Ich habe keine Zeit, dir jetzt im Moment Details zu geben. Es ist zu dringend, sage ich dir. Ich werde dir das während der Fahrt erklären.“

— : „OK! Aber wenn du erlaubst, werde ich um Hilfe bitten.“

— : „Wen denn?“

— : „Eine Person, die sich sehr gut mit Primaten auskennt. Sie weiß, wie man mit ihm umgeht.“

— : „Aber... Wie und seit wann kennst du sie denn?“

— : „Ich habe keine Zeit, dir das jetzt zu erklären. Es ist dringend, sagst du?“

Lucien holte die Visitenkarte aus der Tasche und las: „Chan Zhào.

Primatologin. Leiterin des Tierparks Pétisan.“

Darunter die vollständige Adresse und die Handynummer des Parks. Mit einem Kugelschreiber stand noch eine weitere Handynummer darauf.

Diese wählte er:

Er verzog seinen Mund und versuchte durch eine Mimik zu sagen: „OK, ich muss zugeben, das ist ein fairer Streit, aber ich würde es sehr schätzen, wenn Sie nicht über mich reden würden.“

— „Ja?“

— „Lucien am Apparat... Sie haben mir gesagt, dass ich nicht zögern sollte, Sie anzurufen, wenn ich Hilfe bräuchte...“

— „Ja, stimmt!“

— „Ich brauche Ihre Hilfe.“

— „Das ging aber schnell!“

— „Ja. Und es ist wirklich äußerst dringend.“

— „OK. Ich komme, um das Tor zu öffnen.“

— „Ähm... es geht darum, dass ich Sie bitten möchte, so schnell wie möglich mit mir mitzukommen. Es handelt sich um ein Rhesus-Affenkind. Man sagte mir, dass der Kleine auf der Stelle gefüttert werden muss und zu trinken braucht. Jemand, der sich darum kümmern kann, muss mit mir mitkommen.“

— „In Ordnung. Ich packe ein, was für ein Fläschchen notwendig ist. Dann komme ich.“

Im Auto, während der Fahrt zum Bahnhof, fiel es Lucien schwer, Chan Zhào zu erklären, warum er sie so dringend brauchte, um sich um den kleinen Makak zu kümmern, und warum dieser kleine Affe jetzt gerade, ganz plötzlich in einem Eisenbahnwaggon auf ihn wartete. Er hatte gestottert, dass eine Freundin ihn gerade angerufen hatte, um ihn damit zu beauftragen, und dass er selbst erst später Genaueres darüber erfahren werde.

Chan hatte sich anscheinend damit zufriedengegeben, aber er wusste, dass sie ihn weiterhin mit Fragen bombardieren würde, sobald sie das Tier abholte hätten.

Wie vorgesehen kam der Zug 2012 am Bahnhof Fleuret um zwei Uhr dreißig an. Lucien und die Primatologin warteten auf dem Bahnsteig. Der Post-Waggon war tatsächlich der vorletzte. Es war fast niemand und vor allem kein Postpersonal zu sehen.

Lucien sprang auf das Trittbrett und zog mit all seiner Kraft an der Verriegelung, um die Tür zu verschieben. Unmöglich, sie auch nur einen Spalt weit zu öffnen. Der Waggon war gut verschlossen.

— „So kommen wir nicht weiter,“ meinte Chan Zhào „außerdem kommen da Leute, schau mal!“

Weder sie noch er, hätten sagen können, wann genau es geschehen war, aber sie hatten sich allmählich geduldet, als sie sich im Auto unterhielten.

Lucien suchte verzweifelt ein Verschlusssystem, das er hätte bedienen können, als Bellisae sich meldete:

— : „Ich weiß nicht, was du da anstellst, aber es ist unnütz, darauf zu bestehen die Waggontür öffnen zu wollen, wenn sie sich weigert. Wir können das anders machen.“

— : „Wie denn? Da treffen schon die Postangestellten ein...“

— : „Genau! Warte ab! Sobald sie den Waggon geöffnet haben, hebe deinen Arm über deinen Kopf, damit ich dich erkennen kann. Vergiss nicht, dass ich dich noch nie gesehen habe. Ich weiß nicht wie du aussiehst.“

— : „Aber... was willst du denn machen?“

— : „Das wirst du gleich erfahren.“

Eine kleine Bahn mit Gummireifen rollte auf dem Bahnsteig heran, in der drei Männer und zwei Frauen saßen. Eine von ihnen fuhr die kleine elektrische Bahn, die ungefähr zehn Anhänger hinter sich herzog. Der erste war von den vier anderen Personen besetzt. Die Bahn hielt vor dem Post-Waggon an, und alle stiegen aus. Einige schauten fragend in Richtung von Chan und Lucien, die ihnen seltsam vorkommen mussten und auf jemanden zu warten schienen. Ein Glück, man beachtete sie nicht weiter. Einer der Männer öffnete den Waggon. Lucien hob den rechten Arm, was ihm erstaunte Blicke einbrachte. Diese wunderten sich noch mehr, als ein kleiner Affe aus dem Waggon hüpfte und auf ihn zusprang, um sich an seinen Kleidern festzuklammern.

— : „Verstecke dieses Kind in deiner Jacke und pass darauf auf,“ sagte Bellisae. „es ist jetzt äußerst dringend, dass es trinkt und isst.“

— : „Ich kümmere mich darum.“

Lucien schritt schnell davon, um aus dem Bahnhof zu kommen. Chan folgte ihm fassungslos.

— : „Die Frau da neben dir, ist sie die kompetente Person, die sich mit Primaten auskennt und die ihn pflegen wird?“

— : „Ja genau, das ist sie.“

— : „Du solltest ihr den Kleinen geben! Meinst du nicht?“

Lucien reichte Chan den kleinen Makak. Ohne den Schritt zu verlangsamen, verbarg sie ihn in ihrer Jacke und meinte:

— : „Oh! Er ist ja voller Wunden, der Arme. Was ist denn mit ihm passiert?“

— : „Das weiß ich wirklich nicht.“

Im Auto öffnete Chan die Tasche, die zwischen ihren Füßen stand.

— „Er dürfte ungefähr zwölf Monate alt sein.“, schätzte sie. „Ich gebe ihm sein Fläschchen.“

Keine zwei Minuten später, kaum hatte sie ihm den Schnuller gereicht, saugte der Kleine gierig.

— : „Er trinkt aus vollem Herzen!“, waren Bellisaes Wortgedanken. „Es war höchste Zeit!“

— : „Siehst du alles, was hier vor sich geht?“

Während der kleine Makak zufrieden saugte, fixierte Chan Lucien:

— „Das Tierchen ist voller Wunden. Ich habe nichts hier in meiner Tasche, um es zu heilen. Ich werde mich zu Hause darum kümmern. Eigenartig, seine vier Händchen sind von Latex verklebt! Es sieht so aus, als habe es durchsichtige Handschuhe an. OK... Es wird Zeit, dass du mir alles erzählst. Ich glaube, ich verdiene einige Erklärungen, sonst... sonst werde ich letztendlich doch noch beleidigt sein.“

— „Wenn ich weiterhin schweige, nehme ich das Risiko auf mich, dich zu verärgern. Wenn ich alles sage, nehme ich das Risiko auf mich, dass du mich für verrückt erklärst.“

— „Das ist dein Problem. Entscheide dich für das geringere Risiko.“

— : „Ihr müsst ihm den Latex von den Händen entfernen. Aber sage mir doch, findest du sie hübsch?“

— : „Was geht dich das an?“

— „He! Aber... Was geht dich das an... Aber jetzt...“

— „Nein, ich meinte nicht dich.“

— „Wie das denn, nicht mich?“

— : „Jedenfalls duzt ihr euch schon. Sie hat dich bezaubert!“

— „Ich habe nicht mit dir ge...“

— : „Lass mich in Ruhe! Du hast meine Frage völlig ignoriert. Ich wiederhole: Wie kommt es, dass du alles hörst und siehst, was sich hier bei mir abspielt? Das hast du mir verschwiegen! Ich werde dir nicht antworten, solange du diese Frage nicht beantwortest.“

— „Du hast nicht mit mir gesprochen? Sprichst du mit Affen?“

— „Gut... ich werde dir alles erzählen. Aber das ist eine lange Geschichte, und ich sage es dir im Voraus, dass...“

— „Ich dich für verrückt halten werde... Ich weiß. Nimm doch bitte dieses Risiko auf dich.“

— „In Ordnung. Du wirst über alles auf dem Laufenden sein. Ich gebe zu, dass mich das erleichtern wird. Aber... wo fahren wir denn hin?“

— „Zu mir natürlich. Außer du willst mich entführen! Morgen muss ich arbeiten. Außerdem, alles was ich für den Kleinen brauche ist im Tierpark.“

— „Ja, natürlich. Ich bin ein bisschen durcheinander!“

Lucien fuhr los und begann, sein Abenteuer zu erzählen:

— „Es fing bei meiner Augenärztin an. Ich sah dort ein Plakat. Ein Riesenbild mit einem Gorilla...“

Während seines Berichtes überhörte er mehrere Unterbrechungen von Bellisae, die ihm riet, dieser unbekannten Person nicht alles zu erzählen. Diese bearbeitete ihn weiterhin, um zu wissen, ob er sie hübsch fand. Bellisae vertraute ihm auch an, dass sie vielleicht bald wieder jemanden umbringen werde. Lucien zog es vor, dies zu überhören, weil er dachte, sie sage das nur, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

33) Der Käfig des 6722 war leer

Honoré Goriot, der Pfleger der Primaten, begann seine Arbeit sehr früh am Morgen, um das Wissenschaftsteam nicht zu stören. Als er wie gewöhnlich um vier Uhr morgens im Vivisektionslabor erschien, das sich im Gebäude der ASIC befand, näherte er sich den beiden Soldaten der Nachtschicht vor dem Eingang. Seit einiger Zeit war die verstärkte Wache auf sämtliche Gebäude ausgedehnt worden, auch vor denen, deren Aktivitäten nicht direkt mit der ASIC in Verbindung standen. Die bewaffneten Männer hoben etwas lasch ihre Hand an die Augenbrauen, eine Geste, durch die Streitkräfte Zivilpersonen grüßen. Dieser lustlose Gruß vermittelte, zu welcher Gruppe sie gehörten. Er unterstrich auch durch die lässige Geste, die geringfügige Achtung denen gegenüber, die nicht zum Militär gehörten. Wie in den letzten Tagen antwortete der Pfleger auf diese Geste mit einem ebenso zurückhaltenden Kopfnicken. Dann zeigte er sein rechtes Auge dem Iris-Scanner.

Sobald die schwere Metalltür genug zur Seite gegliitten war, trat er ein und schloss sie hinter sich. Das Licht im Raum war schwach. Er betätigte einen Lichtschalter, um den Raum etwas besser zu beleuchten. Nicht allzu sehr, um die Versuchskarnickel, die noch schliefen, nicht aufzuwecken. Was man

hier den Tieren antat, störte ihn im Geheimen. Er mochte es nicht, sie leiden zu sehen, aber... man erklärte ihm immer wieder, dass diese Experimente für das Wohl der Menschheit unerlässlich seien.

Da er außer diesem Job sonst keine weitere Einkommensquelle hatte, strengte er sich an, ihnen zu glauben. Nichts ist schmerzhafter, als sein Herz aus existenziellen Gründen zum Schweigen zu bringen.

Er musste zuerst die Käfige putzen. Er warf einen Blick zu den Affen, als er seine Jacke an einen Haken neben der Eingangstür hängte. Er blinzelte und runzelte die Stirn. Die Überraschung ließ ihn unterdrückt aufschreien. Er eilte zu all diesen, kleinen, wie tot ausgestreckten Körpern. Die beiden Erwachsenen hingen in ihrer Befestigungsvorrichtung, ihre zusammengesackte Haltung verriet jedoch, dass jegliches Leben aus ihrem Körper entwichen war.

Honoré betrachtete all diese Leichen ein paar Sekunden lang, ohne zu reagieren, so als wolle er sich von dem was er sah, überzeugen. Dann nahm er einen von den winzigen Affenkindern in die rechte Hand. Die Nummer 6701. Er erschauerte als er ihn derartig kalt und steif in seiner Hand fühlte. Wegen seines Berufes hatte er oft mit toten Makaken die Erfahrung gemacht. Diese allerdings waren aufgrund der Experimente umgekommen und demnach noch warm und beweglich gewesen.

Noch einmal überflog er die makabre Szene und bemerkte, dass einer der kleinen Affen fehlte. Der Käfig von 6722 war leer. Er bemerkte auch, dass er offenstand. Erst jetzt fiel ihm auf, dass alle offen waren. Sogar als er den Arm in einen gestreckt hatte, um nach 6701 zu greifen, hatte er es nicht bemerkt, derartig erschüttert war er gewesen.

Alarm musste unverzüglich geschlagen werden. Wahrscheinlich hatte er schon zu lange gezögert. Natürlich würde man ihm das vorwerfen. Honoré rannte hinaus und rief den Soldaten zu:

— „Soldaten! Informiert eure Vorgesetzten! Etwas Schlimmes und Ungewöhnliches hat sich ereignet!“

*

Adam Polikant war aus seinem Schlaf gerissen worden, und Marie Barlox hatte ihr Frühstück unterbrechen müssen, um sich schnellstens anzuziehen. Militärangestellte waren unverzüglich an ihre Arbeitsplätze gefahren, d.h. zum Vivisektionslabor. Adam Polikant war noch nie so verlegen gewesen. Man hatte ihm kaum Zeit gelassen, eine Jacke über seinen Schlafanzug zu

ziehen und seine Füße in ein Paar Schuhe zu schieben. Marie Barlox's amüsiertes Blick verstärkte sein Unbehagen noch. Die beiden Wissenschaftler hatten gerade erfahren, warum sie so früh hier waren.

Elijah Floyd rieb sich die Augen. Er hatte so wenig geschlafen, dass er auf einem Brett mit Nägeln hätte einnicken können. Er kratzte sich am Hals, streckte den Zeigefinger in Richtung der Leichen in den Käfigen aus und versuchte alles zusammenzufassen:

— „Demnach waren gestern Abend alle Viecher noch lebendig! Sie sind sich darüber todsicher! Und heute Morgen sind sie alle tot! Ihrer Meinung nach sind sie nicht auf natürliche Art gestorben, ich meine, ganz von allein... Dass die laufenden Experimente sie diese Nacht hätten umbringen können, ist für Sie völlig unwahrscheinlich!“

Er richtete sich an Honoré Goriot und die beiden Wissenschaftler. Adam und Marie bestätigten noch einmal diese Frage.

— „Demzufolge behaupten Sie jetzt hier, dass man sie umgebracht hat. Sind Sie hundertprozentig davon überzeugt?“

— „Wie sollte man es denn sonst erklären, Herr Oberst?“, meinte Honoré Goriot. „Ich wiederhole außerdem, dass alle Käfige geöffnet waren!“

— „Stimmt,“ gab Elijah zu. „Diese verfluchten Käfige waren zu allem Überfluss auch noch offen!“

— „Ich verstehe, dass Sie das wundert.“, stammelte Adam.

Er wollte sich beim Oberst in ein gutes Licht rücken, und es war ihm nichts Geistreicherer eingefallen, als diese Worte.

— „Wie mich das doch wundert!“, grinste der Offizier und schob ihm sein Gesicht entgegen, bis es fast seine Nase berührte. „Ich sollte mich wundern? Warum denn nicht auch noch staunen? Oder sprachlos sein? Vielleicht sogar verblüfft? Stellen Sie sich vor, dass sich diese Nacht meine verfluchten Socken ganz von selbst auf die Socken gemacht haben, um Kameras zu verkleiden! Genauso als hätten sie vorgehabt, mich daran zu hindern, zu sehen was hier in diesem Gebäude voller Spinner vor sich geht! Ja, Ihr alle seid Spinner, und vor allem hier! Demzufolge wird mich euer Schwachsinn von offenen Käfigen kaum überraschen! Das kann ich Ihnen versichern, glauben Sie mir!“

— „Ich... ich...“, stotterte der Wissenschaftler.

— „Ich... ich! Niemand hat mir etwas Nützlicheres zu sagen als unser Herr Ich-Ich-Schlafanzug?“ donnerte der Oberst, der am Ende seiner Nerven war.

Als man ihm diesen Mann vorgestellt hatte, hatte er ihn sofort nicht ausstehen können. Er mochte seinen ausweichenden Blick und seinen honigsüßen Ton nicht. „Ein Feigling, der sich an den Affen für sein armseliges Leben rächt“, hatte er damals gedacht.

— „Die Leichen sollten untersucht werden, um vielleicht herauszufinden mit welchem Mittel sie umgebracht wurden.“, schlug Marie vor.

— „Endlich etwas Handfestes“, rief der Offizier „also los!“

Während die beiden Wissenschaftler sich auf die Beine machten, um diese Aufgabe zu erfüllen, wandte sich der Oberst an Honoré:

— „Laut meiner Männer, sollen Sie erst vierzig Minuten, nachdem Sie hier ankamen, Alarm geschlagen haben.“

— „Das stimmt, ich war derartig...“

— „OK, ich verstehe. Haben Sie sonst nichts weiter zu sagen? Ein Detail, das Ihnen aufgefallen wäre... ein Ding das nicht mehr an seinem Platz ist oder fehlt? Wurde nichts gestohlen?“

Honoré hätte nicht sagen können, warum er nicht sagte, dass der Körper 6722 fehlte. Dies tat er fast gegen seinen Willen und hoffte, dass dies Marie und Adam nicht gleich auffallen würde, damit er dieses Verschwinden verbergen könnte.

— „Nichts weiter, Herr Oberst. Falls ich etwas bemerken sollte...“

Der Offizier zog am unteren Rand seiner Uniformjacke, rückte seine kakifarbene Schildmütze zurecht und schob seinen Daumen in den Gürtel.

— „Ok, ich verlasse mich auf Sie!“

Er mochte Honoré und zwinkerte ihm zu, bevor er hinzufügte:

— „Ich habe Ihren Psychopathen im Schlafanzug ein bisschen gepiesackt. Jetzt hat er noch nicht einmal mehr die armen Affen, die er foltern könnte, um sich zu rächen.“

Der Pfleger setzte ein bitteres Lächeln auf.

— „Es ist nicht der Schlafanzug, der mich an ihm am meisten stört.“

— „Ich weiß, ich weiß... Was zum Teufel haben Sie denn hier zu suchen, wenn das Schicksal dieses Viehzeugs Sie so sehr berührt?“

— „Ich sollte es eigentlich nicht, aber anfangs wusste ich es nicht. Es ist nicht leicht, Arbeit zu finden. Nicht einfach, wählerisch oder anspruchsvoll zu sein.“

— „Ja! Wem sagen Sie das! Man kann sich auch nicht immer aussuchen, wohin man das nächste Mal versetzt wird! Wenn Sie glauben, dass mir

dieser Mistladen hier Spaß macht, wo sogar die Socken einen auf die Palme bringen!“

— „Socken, Herr Oberst?“

— „Lassen wir's... ich bin einfach müde. Was wurde denn hier eigentlich gemacht? Ich meine, was waren die laufenden Experimente, wenn das nicht zu kompliziert ist?“

— „Oh... Den erwachsenen Makaken wurde das Gehirn entfernt oder Inzisionen wurden vorgenommen, Elektroden wurden implantiert... um zu erforschen, was passiert... sie verloren das Gleichgewicht, wurden blind, taub, zitterten... so was in der Art.“

— „Verdammte Scheiße! Warum kann ich die Ohren nicht einziehen, um sowas nicht hören zu müssen. Und die Kleinen da?“

— „Die kleinen sind Kinder.“

Honoré erklärte schnell das Prinzip der Monster-Mütter.

— „Aber die sind doch wirklich geisteskrank, diese verdammten Riesenpsychopathen! Wenn ich mir das überlege... Die, die diese Affen umgebracht haben, gehören vielleicht zu einer der Tierrechtsaktivisten-Gruppen. Den Affen das Leben zu nehmen war vielleicht eine Art, ihre fürchterlichen Qualen zu verkürzen. Das wäre wohl ein ausreichendes Motiv... selbst wenn es mir lieber gewesen wäre, dass sie die Henker abschossen, als die Opfer! Aber bezüglich dieses letzten Punktes haben Sie nichts gehört, nicht wahr, Honoré?“

— „Ja, selbstverständlich, Herr Oberst! Ich sehe noch nicht einmal, um was es da im Grunde geht! Was Ihre Hypothese betrifft... wer weiß? Ich lasse Sie einen Augenblick allein, wenn es Ihnen recht ist. Ich habe etwas zu tun.“

— „OK! Rufen Sie mich an, sobald diese Geisteskranken hier herausgefunden haben, wie man diese armen Viecher umgebracht hat!“

Honoré sah, dass Adam und Marie sich über den Körper eines der Makak-Babys gebeugt hatten. Da er verheimlichen wollte, dass einer von ihnen verschwunden war, nahm er zwei der Plastikmülleimer, die man normalerweise benutzte, um das ‚Versuchsmaterial‘ wegzuwurfen, das bei den Experimenten nicht überlebt hatte, häufte die Leichen darin aufeinander und stellte die Behälter den Wissenschaftlern zur Verfügung. Es war unwahrscheinlich, dass sie die Körper zählen würden. Ein leerer Käfig dagegen würde sehr viel leichter auffallen.

Der Oberst massierte sein Kinn und dachte nach. Was weiter konnte er im Augenblick tun? Sämtliche Räumlichkeiten der ASIC waren durchsucht und unter die Lupe genommen worden. Ohne Erfolg! Nicht die mindeste Spur. Keinerlei Fingerabdrücke an den Kameras. Wie erklären, dass die Socken...?

Er verließ das Vivisektionslabor, die Hände im Rücken gekreuzt, unter dem tadellosen Gruß der beiden Soldaten.

— „Selbstverständlich nichts gesehen, ihr beiden? Und nichts gehört?“

Sie verneinte bedauernd.

— „Verfluchte Geisterbaracke!“, stieß er hervor. „Angenommen, wir seien von einem verteufelten Sockenkommando angegriffen worden, was würdet ihr an meiner Stelle tun, Soldaten?“

Die beiden Wachen setzten einen Gesichtsausdruck auf, der verblüffter nicht hätte sein können.

— „Ein verteufeltes Sockenkommando, Herr Oberst?“, wagte einer zu fragen.

— „Ach vergessen wir's...“

Der Offizier beschloss nachzuprüfen, ob es seitens der ASIC etwas Neues gab. Der Eingang befand sich auf der anderen Seite des Gebäudes. Kaum hatte er zwei Schritte getan, als er einen schrillen Schrei hörte, der vom Labor her hallte, das er gerade verlassen hatte. Er zuckte zusammen, drehte sich um und raste in den Raum, dessen Tür noch offenstand.

Adam Polikant badete in einer roten Pfütze. An seiner Kehle spritzte ein Blutstrahl aus einer scharlachroten Wunde. Marie Barlox und Honoré Goriot starrten den Sterbenden mit entsetzten, weit aufgerissenen Augen an.

34) Was ist denn jetzt schon wieder passiert?

Der Oberst Elijah Floyd stieß eine endlose Reihe von Flüchen aus, bevor er in sein Handy brüllte:

— „Die Rea für die Vivisektion! Unverzüglich!“ Als dies erledigt war, schloss er seinen Wortschwall. Seine Verwünschungen endeten lautstark in akademischer Sprache.

Seit dem letzten Selbstmord, d.h. dem von Augusto Brayonzo, stand ein Reanimationsdienst im Gebäude bereit. Fünfzehn Sekunden später kamen die Krankenträger, um Adam Polikant zu holen.

— „Bringt mir diesen Typen sofort wieder auf die Beine!“, befahl der Offizier. „Ihr habt zehn Minuten um aus ihm einen potentiellen Olympiasieger zu machen!“

Dann wandte er sich an Honoré Goriot und an Marie Barlox:

— „Was ist denn schon wieder passiert? Was ist los?... Schon wieder!“

Beide standen offensichtlich unter Schock.

— „Er hat sich die Halsschlagader durchtrennt“, sagte die Forscherin „er hat sich die Halsschlagader durchgeschnitten. Ganz plötzlich. Da, so, auf diese Weise. Hier, vor mir...“

Der leichenblasser Honoré konnte nicht antworten. Der Oberst stieß einen Ton aus, gleichzeitig ein Grollen, einen Schrei und ein Stöhnen:

— „Schon wieder!“

Die beiden Bewaffneten wagten zwei Schritte in den Raum hinein, um zu sehen, was da los war. Der Offizier brüllte sie an:

— „Geht eurer Arbeit draußen nach, ihr Beiden! Haltet die Augen offen! Verstanden? Schlachtet mir die winzigste Blattlaus ab, die versucht, hier hereinzukommen!“

Dann wendete er sich an Marie Barlox:

— „Was machte er denn gerade in dem Moment, bevor er sich die Gurgel aufschlitzte?“

— „Nichts Besonderes. Ich schwöre es Ihnen. Er schien nachzudenken, denn er bewegte sich ein paar Sekunden lang nicht und schwieg. Er schien sich zu konzentrieren. Ich hatte den Eindruck, dass er mir gerade etwas sagen wollte und dann, plötzlich...“

— „Haben diese verfluchten Überwachungskameras diesen Scheißselbstmord aufnehmen können?“

— „Keine der Überwachungskameras funktioniert, Herr Oberst.“

— „Warum denn nicht?“

— „Adam wollte nicht, dass das Labor gefilmt wird. Er befürchtete immer, dass die Tierrechtlergruppen die Aufnahmen entwenden könnten.“

— „Ah, OK... um in aller Ruhe und mit unerschütterlicher Gelassenheit weiterhin quälen zu können. Um zu verhindern, dass unerwünschte Blicke vielleicht das sehen könnten, was diese Psychopathen hier anstellen!“

Marie war sprachlos.

— „Hatten Sie Zeit festzustellen, was diese armen Opfer erlöst hat?“

— „...?“

— „OK, ich meine, was die Affen getötet hat, wenn Sie so wollen.“

— „Ja, Herr Oberst. Es handelt sich um Hypnotika, die sich hier drin befanden.“

Die Wissenschaftlerin streckte den Zeigefinger aus.

— „In dieser Schublade?“

— „Ja, in dieser Schublade. Übrigens können Sie sehen, dass sie offen ist. Wir haben sie natürlich heute nicht berührt. Gestern war sie verschlossen, das ist ganz sicher. Die Substanz stammt aus diesem Fläschchen, das dann wieder schlecht verschlossen wurde. Und hier die Spritze, die wahrscheinlich benutzt wurde. Die sterile Hülle, in der die Spritze eingepackt war, liegt da auf dem Arbeitstisch, über der Schublade. Als wir das entdeckt haben, konnten wir unsere Untersuchungen beschleunigen. Wir brauchten nur an zwei Leichen zu prüfen, ob das Blut diese tödlichen Hypnotika in zu starker Dosierung enthielt.“

— „Sie fassen also gerade zusammen, dass jemand hergekommen ist, um diese Tiere mit dem Ding zu pieken!“

— „Ich erkläre ihnen gerade, dass die Affen an einer zu hohen Menge dieser Substanz gestorben sind, dass die Schublade offenstand, und dass eine Spritze mit Spuren dieser Substanz hier liegt. Ich füge noch hinzu, dass wir diese Hypnotika seit Wochen nicht benutzt haben, dass dieses Fläschchen voll war, und dass es jetzt leer ist.“

— „Und wie und wo soll die Person, die das gemacht hätte, hier hereingekommen sein?“

— „Ich habe keine Ahnung!“

Der Oberst setzte eine dunkle Miene auf und murrte:

— „Wer konnte wohl so etwas tun? Und warum? Sollten es vielleicht meine verdammten Socken gewesen sein? In dieser Bekloppthenanstalt muss man doch tatsächlich alle Möglichkeiten ins Auge fassen.“

— „Ihre Socken?“, wunderte sich Marie.

Plötzlich erschallten draußen drei Schüsse. Der Offizier tippte nervös auf seinem Handy herum, um Guy anzurufen. Er raste hinaus und fluchte schallend, rief eine andere Person an und schrie ins Handy:

— „Die Rea! Wurden die Schüsse bei euch abgefeuert?“

— „Ja,“ antwortete die Abteilungschefin „kommen Sie bitte schnell, etwas Furchtbares ist geschehen.“

Der Oberst spurtete hinaus und stürmte um das Gebäude herum bis zur Reanimationsstelle. Als er mit rasendem Herzen eintrat, fiel sein Blick auf einen der Männer, der auf einem Stuhl durch meterlange Binden um die Brust und die Waden festgeschnallt war. Er sah aus wie eine Spindel. Dazu kam noch, dass er durch Handschellen an Hand- und Fußgelenken gefesselt war. Es handelte sich um Guy Sabatini.

Zwei Soldaten neben ihm standen bereit, um einzuschreiten, so als könnte der Gefangene sich freizaubern. Elijah Floyd verstand jetzt, warum Guy ihm nicht am Handy geantwortet hatte.

Die Abteilungsleiterin, die an Ort und Stelle wartete, sah Elijah ernst an:

— „Herr Oberst, ich...“

— „Was? Was ist denn schon wieder in dieser Bescheuertenbude los?“

— „Ich habe um Hilfe gerufen, weil Ihr Mann plötzlich den Krankenträgern folgte, als sie an ihm vorbeigingen. Als ich ihn neben der Tragbahre gehen sah, dachte ich, er sei da, um uns zu begleiten und den Schutz des Patienten zu sichern, aber...“

— „Aber was?“

— „Aber er hat seine Waffe auf den Verletzten gerichtet... und dann... und dann...“

— „Und dann?... Und dann?... Scheiße!“

— „Und dann hat er drei Mal auf ihn geschossen.“

Elijah Floyd schaute die beiden Soldaten an.

— „Herr Oberst,“ entschuldigte sich der eine „Wir haben uns beeilt einzugreifen, sobald wir die Schreie vernommen haben. Wir haben ihn entwaffnet und gefesselt. Das war nicht schwer. Er ließ es sich gefallen. Wir bedauern es wirklich, dass wir das nicht verhindern konnten. Wir sind nicht ausgebildet worden, uns gegenseitig zu misstrauen, sondern ganz im Gegenteil, um uns gegenseitig zu vertrauen.“

Der Offizier hatte einen Gesichtsausdruck, der sagen wollte ‚Ja, ja... Ich verstehe, Soldat.‘ Der Mörder hielt den Kopf gesenkt, Kinn auf dem Brustkorb und blickte auf den Boden. Nervöse Ticks ließen seine Wangen und seine Augenbrauen zucken. Seine Unterlippe zitterte. Seine Finger krümmten sich ineinander.

— „Guy,“ fragte der zutiefst verstörte Offizier „was ist denn in dich gefahren, Junge? Was war denn in deiner Birne los?“

Guy Sabatini hob sein verzerrtes Gesicht und stotterte, indem er seine Hände noch mehr knetete:

— „Ich... ich... ich weiß es nicht... Herr Oberst. Ich weiß es nicht. Ich konnte nicht anders. Ich musste es tun...“

— „Wir beide werden über die Sache sprechen, Guy. Ja, wir werden miteinander darüber sprechen. Du wirst mir das alles erklären. In aller Ruhe.“

Elijah Floyd richtete sich an die beiden anderen Männer:

— „Bringen Sie Guy in mein Büro. Ich möchte mit ihm allein sein.“

35) Zurück im Zoo von Pétisan

Als sie um drei Uhr vierzig, mitten in der Nacht, zurück im Zoo von Pétisan waren, schlief der kleine Makak schon seit einiger Zeit. Er hielt sich an Chan Zhàos Pullover festgekrallt, mit einem Daumen im Mund und stieß hin und wieder inmitten seiner Träume, oder wahrscheinlich eher inmitten seiner Alpträume, Seufzer aus, angesichts dessen, was sein bisheriges Leben gewesen war.

Lucien wollte sein Auto auf dem leeren Parkplatz abstellen, aber Chan leitete ihn zu einem fürs Zoopersonal vorbehaltenen Parkbereich. Sie reichte ihm hierzu eine Karte, die die Zufahrt ermöglichte. Lucien hielt den Wagen an und stellte den Motor ab.

— „Ich muss zugeben, dass deine Geschichte haarsträubend ist, aber... entgegen deiner Befürchtungen, halte ich dich nicht für verrückt.“, sagte Chan. „Ich glaube dir.“

— „Ach ja? Warum?“

— „Hört sich so an, als seist du enttäuscht, dass ich dich nicht für verrückt halte!“

— „Nein, das ist es nicht... Ich freue mich, ganz im Gegenteil! Aber schon allein, wenn ich selbst höre, was ich dir da alles erzähle, fange ich an, an meinem Verstand zu zweifeln.“

— „Weißt du, warum ich dir glaube?“

— „Keine Ahnung. Ich bin nicht sicher, dass ich selbst das alles schlucken würde, was ich da gerade aufgetischt habe, also...“

— „Jetzt ist der Augenblick gekommen, dir zu gestehen, was meine eigene, sehr schwer glaubhafte Erfahrung war.“

— „Du hast doch behauptet, in der Affensprache kommuniziert zu haben, was deine Erwartungen weit übertroffen habe. Allerdings fand ich dich sehr ausweichend was die Einzelheiten betraf.“

— „Es war eine Antwort, die deiner Frage auswich, weil du selbst nichts sagen wolltest. Aber jetzt schulde ich dir die Wahrheit.“

— „Stimmt! Wird Zeit! Ich bin neugierig, zu hören, was du erlebt hast.“, gab Lucien zu.

— „Du solltest verstehen, warum es mir genauso schwerfiel wie dir, mich dir anzuvertrauen. Etwas hat auch mit mir tonlos gesprochen. Dieses Etwas fragte mich, was ich davon halte, dass man Gorillas in meinem Gefängnis aller Freiheiten beraubt. Aber dann folgte nichts mehr. Ich habe auch nicht geantwortet. Ich habe überhaupt nicht daran gedacht, es zu versuchen. Ich glaubte, das käme von mir, ich hätte es mir eingebildet.“

— „Oh!...“

— „Außerdem, während du mit mir auf halber Strecke sprachst, erzähltest du mir von deinem Leben als Kuh, und da erschien plötzlich das Bild eines Gorillas vor mir...“

— „Ah!...“

— „Doch, doch! Das dauerte nur einen kurzen Augenblick. Ich dachte, ich hätte eine Halluzination in Folge deiner Geschichte.“

— „Das könnte möglich sein.“

— „Nein.“

— „Nein?“

— „Nein. Weil, als du fertig warst, deinen Besuch in der Massentierhaltung Pierre Morageot zu erzählen, richtete sich Bellisae an mich. Genau wie du mir erklärt hattest, dass sie es mit dir tat. Mit Wortgedanken.“

— „Na sowas !...“

— „Doch, doch!“ , bestätigte sie.

— „Was... was hat sie...“

— „Sie hat mich gefragt, ob du meinem Geschmack entsprächst.“

— „Hä! Ich, was... aber!... Oh! Und... äh?...“

— „Hm?... Was meinst du? Deine Frage ist eher chaotisch!“

— „Und was war deine Antwort?“

— „Ha, haaaa! Das würdest du gerne wissen... Ich konnte ihr nicht antworten. Ich meine damit nicht, dass ich nicht wusste, was ich antworten soll. Ich sagte, dass ich nicht antworten konnte. Es war, als sei ich in dieser so erstaunlichen Kommunikationsweise stumm geworden.“

— „Und was hättest du ihr denn dann antworten wollen?“, beharrte Lucien.

— „Du scheinst viel mehr über ihre Frage erstaunt zu sein als über die Tatsache, dass sie mit mir kommuniziert hat. Warum das denn?“

• *Oh! Jetzt überhörst du aber meine Frage!*

— „Weil sie auch mich ununterbrochen damit belästigte. Sie wollte unbedingt wissen, ob du mir gefällst.“

Chan zog die Augenbrauen fragend zusammen:

— „Ach ja! Und was hast du ihr geantwortet?“

Lucien war verlegen:

• *Ah, das ist ungerecht! Du deinerseits hast auf meine Frage nicht antworten wollen.*

Zum Glück für Lucien wurden beide abgelenkt: der kleine Makak erwachte und stieß leise, klagende Töne aus.

— „Er hat Hunger“, sagte Chan „ich werde ihm noch ein Fläschchen geben, und dann solltest du dich bei mir bis zum Morgen ausruhen. Wir werden über all das später sprechen.“

Der Form halber gab er vor, zu zögern.

— „Oh!“, entrüstete sie sich freundlich. „Du wirst mich doch jetzt nicht alleine lassen, jetzt, wo deine Freundin sich auch an mich richtet. Ich gebe zu, dass ich jemanden brauche, mit dem ich darüber reden kann. Du hast Zeit gehabt, dich daran zu gewöhnen, aber ich... Übrigens, frage ich mich gerade... Wie soll ich das ausdrücken? Ich glaube, ich habe Angst. Es wäre mir recht, wenn du bleiben könntest, um mit mir darüber zu reden. Das ist alles.“

— „Danke.“, murmelte Lucien einfach.

Als er beobachtete, wie sie das Affenkind fütterte, das hungrig nuckelte, und indem sie sich geistig bedankte, ihm ermöglicht zu haben, nicht antworten zu müssen, erschien Bellisae:

— : „Wie du sie anschaust! Ich erinnere dich daran, dass du eine Frau hast!“

— : „Da bist du ja schon wieder! Warum hast du sie gefragt, ob ich ihr gefalle? Wieso mischst du dich denn da ein? Du wirst allmählich unerträglich!“

— : „Bist du verärgert? Ich sollte wütend sein.“

— : „Warum denn?“

— : „Weil du ihr viel zu viel von unseren intimsten Dingen erzählt hast und sie laufend anstarrst.“

— : „Wie kannst du denn wissen, was ich sage und was ich dazu noch anschau? Du hast mich belogen als du sagtest, dass du nicht in meinen Gedanken liest!“

— : „Nein, ich habe dich nicht angelogen. Ich habe nicht gelogen! Jetzt habe ich eben ein Mittel, das ich nicht hatte, bevor ich dich sah und hörte.“

— : „Ah! Demzufolge ist das also neu?“

— : „Ja, ganz neu... stimmt!“

— : „Demnach werde ich jetzt Tag und Nacht beobachtet und abgehört?“

— : „Nein, nur ab und zu.“

— : „Selbst ab und zu ist viel zu viel! Ich will, dass du mir meine Intimität zurückgibst, und dass du mich in Ruhe lässt.“

— : „Weißt du, ich habe wieder gemordet.“

— : „Ist mir ganz egal! Ich sag's dir, du wirst unausstehlich! Du mischst dich zu sehr in mein Leben ein.“

— : „Und ich sage dir, dass ich wieder einen deiner Artgenossen umgebracht habe. Es wäre besser, du nähmest diese Nachricht nicht zu leicht. Vielleicht werde ich nicht so weit gehen, aber falls du dich zu sehr für Chan Zhào interessieren solltest, könnte es schon sein, dass ich verärgert reagiere, und sie dann die Hölle erlebt“.

36) Es war mein Körper, der meine Waffe benutzt hat

Zur gleichen Zeit:

Der Wachtmeister Guy Sabatini saß zusammengekauert auf einem Stuhl im Büro des Oberst Elijah Floyd. Durch zwei Paar Handschellen konnte er sich nicht bewegen. Die einen an den Handgelenken, die anderen hielten seine Fußgelenke gefangen.

Guy schluchzte. Elijah war so erschöpft, dass er den Eindruck hatte, sein Geist sei nur noch ein vager Nebel. Er saß dem Wachtmeister gegenüber und beugte sich vor, seine Hände auf seine Knie gestützt, um ihm in die Augen zu sehen. Das war das erste Mal, dass er diesen Mann weinen sah.

— „Guy,“ sagte er „Guy, zum Teufel! Unwichtig, dass du Polikant erschießt! Das ist es nicht, was mir am meisten Sorgen macht. Was mir wirklich Sorgen bereitet ist, was sich in dem Moment in deiner Birne abgespielt hat. Ich zweifle nicht daran, dass es schwer ist, das zu erklären. Du bist nicht der einzige, weißt du? Du weißt ja, dass Yves Badol seine Kollegin Anna Pyrrus abgeknallt hat. Ich bin nicht hier, um dich zu quälen, sondern nur um zu verstehen, was hier im Dez meiner Leute schief läuft. Ich verurteile dich nicht. Wenn's sein muss, bin ich der nächste, bei dem die Sicherung durchbrennt.“

Guy hob die Augen und schaute seinen Vorgesetzten durch einen Tränenschleier an.

— „Hab's nicht absichtlich getan!“, schluchzte er.

— „Ich weiß es doch! Ich weiß es doch! Yves Badol hat erklärt, er habe einen bewaffneten Mann anstelle von Anna Pyrrus gesehen. Du auch, stimmt's? Du hast auch einen bewaffneten Kerl an Stelle von Polikant gesehen?“

— „Nein, nein, gar nicht! So war das nicht.“

— „Gut! Dann sag's mir doch! Was hast du denn gesehen? Einen Tyrannosaurier? Godzilla, der auf dich zustürmte? Rede endlich, verdammt!“

Der Wachtmeister wollte etwas sagen, aber sein Kiefer begann zu zittern. Er stammelte eine Reihe von unverständlichen Tönen. Der Oberst nahm seine ganze Geduld zusammen, holte sich noch eine Tasse Kaffee, die er auf einen Zug austrank und sammelte sich, um ruhig zu bleiben:

— „So, jetzt nochmal! Sag mir das nochmal, aber dieses Mal dekodiert. Ich bin ganz Ohr!“

— „Ich habe nichts weiter gesehen, als den Verletzten. Aber...“

— „Aber?“

— „Aber mein Körper hat die Waffe genommen und geschossen, ohne dass ich ihn daran hindern konnte.“

— „Was?“

— „Ich schwöre es Ihnen, Herr Oberst! Ich habe versucht, mich zu weigern, aber mein Körper gehorchte mir nicht mehr, so als ob jemand ihn

fernsteuerte. Dabei spürte ich doch, dass es meine Muskeln waren, die funktionierten. Jedoch waren sie unabhängig von meinem eigenen Willen. Wissen Sie... so wie die elektrischen Fitnessgeräte zum Muskelaufbau, die die Muskeln spannen... Verstehen Sie, was ich meine? Ich war völlig entsetzt.“

Guy fing wieder an zu weinen und wiederholte:

— „Ich war entsetzt, Herr Oberst. Ich war fassungslos bestürzt und verängstigt.“

— „Du versicherst mir, dass du keinerlei Vision hattest, sondern dass du physisch manipuliert wurdest. Du hast gespürt, dass deine Muskeln sich bewegt haben, so als seien sie unter der Kontrolle eines anderen verfluchten Willens.“

— „Ja genau so war es, Herr Oberst. Physisch manipuliert wie ein Hampelmann. Mein Körper gehörte mir nicht mehr. Ich war nicht mehr Herr meines eigenen Körpers. Er handelte gegen meinen Willen.“

Elijah Floyd wusste, dass Guy alles andere als leicht zu beeindrucken war und eine ausgezeichnete Selbstbeherrschung sowie einen klaren Kopf besaß. Ihn in diesem Zustand zu sehen bedeutete, dass dieses Erlebnis ausgesprochen traumatisierend gewesen sein musste.

— „Beruhige dich, Guy. Willst du etwas trinken?“

— „...“

Der Offizier befreite die Hände des Wachtmeisters und warf die Handschellen auf seinen Schreibtisch.

— „Einen verdammt guten Cognac?“

— „Nein danke, Herr Oberst. Ich habe einen Alptraum erlebt. Glauben Sie mir, was ich Ihnen sage?“

— „Ja natürlich glaube ich es! Ich kenne dich doch und weiß wer du bist. Ich bin todsicher, dass deine Rübe gut und fest auf den Schultern sitzt. Und außerdem... kannst du dir vorstellen, dass man, wenn man Socken hat, die nachts abhauen, um Kameras zu verdunkeln, bereit ist, eigenartige Dinge zu akzeptieren! Nicht wahr? Deine Geschichte von ungehorsamen Muskeln ist leichter zu schlucken als die von lebendigen und schalkhaften Socken.“

Guy war auf dem Laufenden, was diese mysteriösen Socken betraf und setzte ein schwaches Lächeln auf. Es war nur ein kurzes, kaum erkennbares höfliches Lächeln, kaum bemerkbar, aber es wärmte einen kurzen Augenblick sein Gesicht auf.

— „Danke Herr Oberst! Sie können sich nicht vorstellen, wie traumatisch es ist, Bewegungen gegen seinen eigenen Willen auszuführen. Und das, obgleich man sich so arg anstrengt wie nur möglich, um etwas nicht zu tun. Ich habe noch nie etwas Schrecklicheres erlebt. Man fühlt sich wie das Werkzeug einer unbekannten Macht.“

— „Ich verstehe das, Guy. Ich kann es mir vorstellen, das verspreche ich dir. Ganz bestimmt muss das fürchterlich sein. Du und Yves Badol, ihr werdet mir helfen, meine Vorgesetzten und die verdammten Politiker zu überzeugen, dass sich hier etwas verflucht Schlimmes abspielt, und dass um jeden Preis sofort gehandelt werden muss“.

37) Solltest du vielleicht daran zweifeln, dass ich dazu im Stande bin?

Lucien spürte einen Stoß in Herzensnähe, etwa so wie einen Faustschlag. Sollte die Drohung ernst zu nehmen sein? War Bellisae tatsächlich im Stande, auf Distanz zu schaden? Im Hinblick auf die Tatsache, dass sie durchaus diskutieren, sehen und hören konnte... war es da wirklich so abwegig sich vorzustellen, dass sie auch physisch handeln konnte?

— : „Solltest du vielleicht wirklich daran zweifeln, dass ich dazu im Stande bin?“, wollte Bellisae wissen.

Was konnte er darauf antworten?

• *Ich hätte sicher gehen sollen, dass diejenigen, die sie angeblich umgebracht hat, tatsächlich tot sind... Ich bin doch wirklich blöd!*

— „Woran denkst du?“, fragte Chan. „Du scheinst auf einmal eigenartig.“

— „Ich bin einfach erschöpft.“

• *Wie soll ich ihr denn diese Gefahr ankünden, ohne sie in Angst und Schrecken zu versetzen, und ohne dass Bellisae es hört? Ich muss so schnell wie möglich nachprüfen, ob die Leute, die sie angeblich umgebracht hat, tatsächlich tot sind, und dass die offizielle Nachricht tatsächlich erst danach rausgegeben wurde und nicht bevor Bellisae mir die möglichen Morde angekündigt hatte.*

— „OK!“, meinte Chan. „Ich habe keine andere Wahl, als mich mit dieser Antwort zufrieden zu geben. Gehen wir, der Kleine ist mit seiner Flasche fertig.“

— : „Ich weiß nicht, ob du die Wahrhaftigkeit meiner beiden ersten Morde nachgeprüft hast, aber ich kündige dir gerne einen neuen Namen an.“

„Adam Polikant“ erschien in Luciens Blickfeld.

• Es scheint, als lese sie in meinem Gehirn. Falls dies tatsächlich der Fall sein sollte, wäre das fürchterlich. Aber vielleicht kann sie es doch nicht, da sie nicht weiß, was ich von den beiden Ersten halte.

Lucien und Chan stiegen aus dem Auto. In den Armen der Primatologin lag der Makak und schaute Lucien an. Sie schritten schnell über einen kurzen Kiesweg und betraten Chans Wohnzimmer. Lucien zeigte ihr sein Handy:

— „Entschuldige bitte, ich bin unhöflich, aber ich muss sehr dringend etwas recherchieren. Es wird nicht lange dauern.“

Sie reichte ihm einen Laptop:

— „Benutze meinen Computer. Das ist praktischer. Setze dich an den Tisch und mach, was du zu tun hast. Ich kümmere mich um die Wunden dieses Kleinen hier, und dann mache ich eine Kleinigkeit zu essen.“

— „Danke. Äh... für die Kleinigkeit zu essen... äh...“

— „Du isst weder Fleisch noch Milchprodukte. Das verstehe ich sehr gut bei einer ehemaligen Kuh. Stell dir vor, ich esse das auch nicht mehr. Dabei war ich nie ein Rind, aber ich bin seit langem schon Veganerin!“

— „Ach ja?! Aber... warum?“

— „Ich esse kein Fleisch, um Tiere nicht zu töten. Ich hätte den Eindruck eine Kannibalin zu sein. Milchprodukte verdaue ich sehr schwer. Ich hasse Eier und alles was Eier enthält... Folglich bin ich Veganerin sowohl aus Mitleid als auch aus Gesundheits- und Geschmacksgründen. Ich wusste nicht, dass die Milchprodukte derartiges Leid verursachen. Jetzt habe ich einen Grund mehr, sie nicht zu konsumieren.“

— „Das ist ja super! Du wirst mich aufklären können. Denn bei mir ist das noch so neu, dass es mir schwerfällt, eine abwechslungsreiche Ernährung zu finden.“

— : „Ich gebe zu, dass das ein guter Punkt bei deiner Freundin ist. Aber es stört mich trotzdem, dass du dich zu sehr an sie bindest.“

— „Selbstverständlich! Ich werde dir ein paar prima Dinge beibringen. Jetzt gleich werde ich einen superguten Seitanbraten und Gemüse zubereiten.“

— „Ich bin gespannt, das zu kosten!“

Sie deutete mit dem Finger auf ihren Ledersessel:

— „Ach, ich erinnere mich gerade daran, dass du ihn nicht benutzen willst. Und ich weiß jetzt auch warum.“

— „Das wäre für mich genauso, als würde ich mich auf Menschenhaut setzen.“

— „Ich verstehe.“

Lucien antwortete Bellisae nicht. Er öffnete seine E-Mail, die er sich selbst geschickt hatte und die als Betreff ‚Bellisae’s Morde‘ zeigte. Diese enthielt die Namen, die er aufbewahrt hatte: Anna Pyrrus und Augusto Brayonzo, die beiden Neurologen.

Die Recherchen dauerten zehn Minuten. Letztlich war er überzeugt davon, dass Bellisae ihm tatsächlich den Tod der beiden Personen vor jeglicher Veröffentlichung mitgeteilt hatte. Das Datum und die Uhrzeit seiner E-Mail an sich selbst lag fünfzig Minuten vor dem Eintritt des Todes. Die Todesursache stimmte nicht mit der überein, die Bellisae ihm mitgeteilt hatte. Den offiziellen Quellen zufolge war Anna Pyrrus bei einem Autounfall umgekommen und Augusto Brayonzo durch einen Herzschlag.

Lucien hob die Augen und schaute über den Computerbildschirm. Sie trafen Chans Blick, die sich gerade ihm gegenüber aufs Sofa setzte. Der kleine Makak hielt sich immer noch an ihrem Pullover festgekrallt.

— „Willst du mir nicht anvertrauen, was dich bedrückt?“, fragte sie. „Oder wirst du weiterhin versuchen, allein mit einem Teil des Mysteriums zurechtzukommen?“

— : „Sag ihr bloß nichts oder ich werde wütend.“

— : „Ja und was würdest du machen?“

— „Übrigens habe ich die anderen Zoos, die ebenfalls Gorillas haben, nicht besucht. Ich habe gerade gesehen, dass es noch weitere gibt.“

Bellisae antwortete nicht. Lucien wiederholte:

— : „Würdest du deine Drohung wirklich ausführen? Würdest du eine Veganerin umbringen?“

— : „Nein, ich werde sie nicht umbringen. Aber sie wird etwas sehr Unangenehmes erleben.“

— „Ich bin sicher, dass du mir nicht die Wahrheit sagst, dass das gar nicht dein Problem ist. Du hattest es derart eilig, an den Computer zu kommen, dass das nicht logisch ist. Außerdem ist offensichtlich, dass du schon über andere Zoos mit Gorillas wusstest.“

— : „Sie glaubt dir nicht! Du musst etwas anderes erfinden. Tut mir leid, dich in diese heikle Situation zu bringen.“

— : „Warum ist das denn ein Problem für dich, dass ich Chan schätze?“

— : „Schätzen? Als würde ich nicht sehen, dass du sie mehr als nur schätzt!“

• *Was geht dich das an?*

— : „Aber was geht dich das eigentlich an?“

— „Es tut mir leid, Chan, aber ich kann es dir im Moment noch nicht sagen. Ich bitte dich, mir zu glauben, dass ich es gerne möchte, aber nicht kann. Jedenfalls im Moment noch nicht.“

— : „Ah... Das ist vernünftig! Du darfst nicht jedem sagen was du willst. Bestimmte Dinge gehen nur uns beide etwas an.“

— : „Du lässt sie also in Ruhe?“

— : „Ja, versprochen. Aber...“

— : „Aber was?“

— : „Begehre sie nicht. Das würde mich sehr verstimmen.“

— „Gut! Essen wir halt,“ sagte Chan „dann muss ich ein bequemes Plätzchen finden, wo der Kleine untergebracht werden kann. Ich kann ihn nicht laufend bei mir haben. Ich habe ihm eine Windel angezogen, aber er versucht schon, sie wieder loszuwerden.“

Der kleine Makak kletterte ein bisschen auf dem Sofa herum, aber kam laufend zurück, um sich an Chan zu klammern. Lucien war dermaßen mit seinen Gedanken beschäftigt, dass er erst jetzt sah, dass der Kleine eine Windel trug und voller roter Flecken war.

— „Aber er ist ja ganz rot!“, rief er laut aus. „Er sieht aus wie eine Rothaut.“

— : „Bitte sie jetzt, dir den Kleinen zu geben.“, forderte Bellisae „Es wäre besser, wenn du dich um ihn kümmern würdest, jetzt, da er das Schlimmste überstanden hat.“

— „Ich habe ihm den Latex von den Händchen entfernt. Ich weiß nicht, seit wann er den an sich hatte, aber ihn zu lange auf den Händen zu lassen, könnte die Haut reizen. Das rote ist nur ein einfaches Antiseptikum. Ich habe getan, was ich konnte. Ich frage mich wirklich, was ihm passiert ist, um in einem derartigen Zustand zu sein. Du solltest Bellisae fragen. Ansonsten ist Rothaut lustig. Wir könnten ihn so nennen...“

— : „Aber das kann ich doch nicht! Ich kann mich ja noch nicht einmal um ein menschliches Baby kümmern! Also... kannst du dir das vorstellen - ich mit einem Affen?!“

— „Obwohl ‚Rothaut‘, das ist ein bisschen lang,“ fuhr Chan fort „was hältst du von ‚Indianer‘ oder ‚Apache‘, oder vielleicht ‚Sioux‘?“

— : „Sie hatte recht, ihm den Latex zu entfernen. Ich wollte dich gerade darum bitten. Du wirst das schnell lernen, und ich werde dich leiten. Sie wird dir auch Ratschläge geben können. Aber ich will nicht, dass dieser Affe sich von dir entfernt...“

— : „Warum nicht?“

— „‚Apache‘ ist in Ordnung. Ich mag ‚Apache‘.“, stimmte Lucien zu.

— : „Ja, ‚Apache‘ ist gut! Nennt ihn ‚Apache‘.“, mischte sich Bellisae ein.

— „Ich bin auch mit ‚Apache‘ einverstanden. Der Name gefällt mir auch gut.“, stimmte Chan zu.

— : „Fehlt nur noch, dass sie nicht damit einverstanden ist!“, schimpfte Bellisae.

Lucien hielt den Atem an.

• *Es wird allmählich schwierig, diese Doppelunterhaltung zu meistern. Ah! Verflixt! Niemand außer mir könnte sich in eine derartige Lage verstricken...*

Chan stand auf und hatte immer noch den kleinen Affen an sich hängen. Sie stellte zwei Teller auf den Tisch und fragte:

— „Du sprichst gerade mit Bellisae, nicht wahr? Ich habe den Eindruck, dass du nicht ganz hier bei mir bist.“

Lucien nickte. Die Affendame antwortet nicht und er beharrte:

— : „Warum denn? Warum bestehst du so sehr darauf, dass ich bei dem Makak bleibe?“

— : „Weil... ich traue ihr nicht.“

— : „Du warst jedenfalls sehr froh, dass sie mitkam, um mir zu helfen, ihn abzuholen und ihm erste Hilfe zu leisten.“

Chan erklärte was auf den Tellern war:

— „Wie ich sagte, ist das gebratener Seitán. Ich nehme an, dass du das Gemüse erkennen wirst.“

— „Vielen Dank. Ich bin wirklich gespannt darauf, das zu kosten.“

— : „In Ordnung? Kann ich dir vertrauen? Wirst du Apache bei dir behalten?“

Anstelle zu antworten, fragte Lucien Bellisae:

— : „Warst du es, die Chan gefragt hat, was sie dabei fühlte, in ihrem Gefängnis Gorillas ihrer Freiheit zu berauben?“

— : „Ja. Wer sollte es denn sonst gewesen sein? Ich wurde mir übrigens gerade dessen bewusst, dass sie es war. Ich habe nicht viel mit ihr gesprochen, weil ich Schwierigkeiten hatte, mit ihr zu kommunizieren. Es handelte sich um einen meiner ersten Versuche geistigen Kontaktes.“

— : „In Ordnung! Gut... Ich lasse dich jetzt. Ich würde gerne in Ruhe essen.“

— : „Du hast auf meine Frage nicht geantwortet.“, beharrte Bellisae.

— : „Später vielleicht. Warum ist es dir denn so wichtig, dass ich bei dem Affen bleibe?“

Lucien stach mit der Gabel in ein Stück Seitan und aß es. Er fand es köstlich.

— „Das schmeckt wirklich ausgezeichnet“, sagte er. „Ich kannte diesen Geschmack überhaupt nicht.“

— „Dass es dir schmeckt, freut mich. Apache ist gerade eingeschlafen.“, bemerkte sie.

Der Kleine drehte Lucien den Rücken zu und krallte seine Finger in den Pullover seiner Ersatzmutter.

— „Ach ja! Er scheint sich bei dir wohlfühlen.“

— „Da du mit Bellisae sprichst, hast du sie gefragt, warum er all diese Wunden hat?“

— „Nein, ich habe nicht daran gedacht, das muss ich zugeben. Ich werde ihr die Frage stellen.“

— „Hast du bemerkt, dass er dich ununterbrochen anschaute?“

— „Ja, er hat mich tatsächlich oft angesehen... Ach ja! Stimmt! Ich hätte es dir vorher schon vorschlagen sollen. Ja, natürlich! Ja, natürlich!“

— „Was denn?“, wunderte sich Chan.

— „Ein Gedanke, der mir durch den Kopf ging!“

— „...?“

Lucien musterte Chan und lächelte. Er tat es mehrere Sekunden lang. Lange genug, um es ihr peinlich werden zu lassen.

— „Ist es dein Gedanke, den du da versuchst, auszudrücken?“, fragte sie schließlich.

— „Sagen wir, es macht mir Spaß, dich anzusehen, stimmt.“

— „Ich erwartete keinen so plötzlichen Einstieg in eine Beziehung zwischen uns. Vor dreißig Sekunden noch schienst du derartig besorgt und angespannt!“

— „Ich glaube, ich habe etwas völlig Verrücktes verstanden.“

— „...?“

— „Bellisae sieht und hört dank des kleinen Apachen... Mit dessen Ohren und Augen, glaube ich. Ich hätte das doch vorher schon durchschauen sollen! Am Bahnhof hat sie mich aufgefordert, den Arm zu heben und zwar ganz offensichtlich, um den Affen zu uns zu lenken. Sie hat demnach die Macht, seine Sinne zu benutzen sowie sogar seine Bewegungen zu beeinflussen und zu überwachen.“

— „Oh!“

— „Da das kleine Tier schläft, konnte sie nicht wissen, dass ich dich wie jetzt gerade anschaute, und sie hat auch nicht gehört, was ich dir vorhin sagte. Sonst wäre sie gegen mich wütend geworden. Im Gegenteil, sie hat überhaupt nicht reagiert.“

— „Erkläre mir das näher.“, bat Chan sehr neugierig.

Lucien berichtete über die letzte Unterhaltung mit Bellisae und über die wahrscheinlich von ihr begangenen Mordtaten. Chan war natürlich entsetzt über die Drohungen, die sie betrafen, aber sie bemühte sich, es sich nicht anmerken zu lassen.

— „Hm..., wenn sie derartig darauf besteht, dass Apache in deiner Nähe bleibt, kann das tatsächlich heißen, dass sie seine Sinne benutzt, um dich zu überwachen und zu hören. Aber diese Drohungen gegen mich und die Fragen, die sie stellt, zeigen auch, dass sie eifersüchtig ist. Sie will dich für sich allein. Und was die Mordtaten betrifft... Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, außer dass es einschüchternd ist. Solltest du das alles nicht der Polizei melden?“

— „Um denen zu sagen, dass eine Gorilla Gorilla Gorilla mir das alles im Kopf anvertraut hat?“

— „Ich kann dich ja unterstützen, indem ich zugebe, dass sie auch mit mir kommuniziert hat. Und da ist doch auch die Therapeutin, von der du mir erzählt hast... Wir sind zu dritt, um es zu bezeugen.“

— „Ja und? Drei Zwangsjacken, die kann man leicht finden, verstehst du!“

38) Der General starrte Elijah Floyd an

Der Oberst Elijah Floyd mochte Politiker generell nicht. Wie hoch gestellt sie auch waren, sie waren für ihn ‚verfluchte opportunistische Parasiten‘. Und um alles noch zu verschlimmern, war die einzige politische Persönlichkeit, mit der er es hier zu tun hatte, auch noch eine Frau: Die Frau Verteidigungsministerin!

• *Ah! Ein Weibsbild, das die Armee kommandiert! Wie kann man sich etwas Verrückteres vorstellen? Dass es Generäle überhaupt gibt, ist ja schon blödsinnig genug!*

Dies waren die Gedanken, die den Oberst innerlich rasend gemacht hatten. Er befand sich im Büro des französischen Präsidenten mit diesem und der Verteidigungsministerin, dem Innenminister Michel Matrone, einigen weiteren höheren Beamten sowie drei Wissenschaftlern des Forschungsprojekts ASIC (Amplification Synaptique et Interface Cérébrale). Der Oberst ermutigte Yves Badol und Guy Sabatini zu versuchen, diesen Leuten zu erklären, was bei ihnen geistig und körperlich geschehen war, als sie die Wissenschaftler niedergeschossen hatten. Am Ende dieser Erklärungen hatten sie auf die Fragen aller geantwortet und waren in Begleitung der Wachen abgetreten. Die Tür war gerade hinter ihnen ins Schloss gefallen.

Elijah, der dieses Gespräch auf höchster Ebene beantragt hatte, warf mit gerunzelter Stirn einen ernsten Blick auf die Anwesenden:

— „Sie haben gehört, was die Beiden meldeten. Meine eigene Zeugenaussage, sowie ihre Patientenakte belegen, dass sie sich zuvor immer als ausgezeichnete und ausgeglichene Soldaten verhalten haben, die geistig völlig gesund sind. Diese Elitensoldaten haben immer wieder ihre Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit bewiesen, sowie ihre Fähigkeit, genauso schnell wie optimal zu reagieren. Sie haben eine Ausbildung hinter sich, die nur die besten Kämpfer bestehen. Nur die physisch und psychisch Stärksten unter ihnen können sie bis zum Ende durchhalten, ohne zusammenzubrechen.“

Er schwieg einen Moment, um dieser Einleitung Nachdruck zu verleihen und fuhr dann fort:

— „Innerhalb weniger Tage töten diese beiden Männer am selben Ort diejenigen, die sie beschützen sollen, und zwei Personen schneiden sich den Hals auf. Wer von Ihnen kann glauben, dass dies ohne eine andere

Erklärung passieren kann, als folgende: Jedermann kann eines Tages den Verstand verlieren? Dazu kommt noch, dass Anna Pyrrus, die von Yves Badol erschossen wurde, wie mir gesagt wurde, eine der wichtigsten wissenschaftlichen Kräfte des ASIC-Projektes war. Dieses Projekt wurde durch ihr Ableben merklich geschwächt. Hinzu kommt noch, was ich Ihnen - bevor meine beiden Soldaten befragt wurden - über die Socken erzählt habe, die die Kameras verdeckt hatten.“

Der Oberst hatte nicht erwähnt, dass es sich um seine eigenen Socken handelte. Er hielt es nicht für nötig, dies zu präzisieren.

— „Sie scheinen zu dem Schluss zu kommen, dass all dies nur von feindlicher Seite herrühren kann.“, sagte die Verteidigungsministerin.

— „Haben Sie eine andere Hypothese, Frau Ministerin?“

— „Ich muss gestehen, dass ich keine habe. Ich habe mich falsch ausgedrückt. Ich hätte sagen sollen, dass all die Fakten, die Sie uns da liefern, uns zur gleichen Schlussfolgerung führen. Aber verfügen Sie über alle Einzelheiten in dieser Angelegenheit? Gibt es nichts weiter, was uns die ganze Sache anders einschätzen lassen könnte?“

Der Oberst steckte seine Daumen in den Gürtel, wölbte den Brustkorb und runzelte die Stirn in Richtung der Ministerin.

— „Was meinen Sie damit, Frau Ministerin? Welch eigenartige Frage! Wie könnte ich Ihnen etwas berichten, was außerhalb meines Kenntnisbereichs liegt, da es ja gerade außerhalb meiner Kenntnisse liegt? Es hätte mich nicht mehr überrascht, wenn sie mich aufgefordert hätten, Ihnen etwas vorzusingen, auch wenn ich stumm wäre.“

Der General Matrone hatte schon oft von Elijah Floyds impulsivem und aufbrausendem Temperament gehört, ein Charakterzug, der ihn schon öfters daran gehindert hatte, in der Berufslaufbahn vorwärtszukommen. Er wusste, dass dieser Oberst mit etwas weniger Stolz und ein bisschen mehr Diplomatie schon lange vor ihm General geworden wäre.

— „Frau Ministerin, Oberst Elijah Floyd ist der Bestinformierte über alles, was die Sicherheit der ASIC betrifft. Das bedeutet, dass es wohl Fakten gibt, die ihm genau wie uns allen unbekannt sind, und dass demnach niemand diese Ihnen für Ihre Beurteilung zur Verfügung stellen kann.“

— „Ich bezweifle es nicht, Herr General, ich bezweifle es gar nicht. Was ich sagen wollte, ist zum Beispiel, dass wir nicht viel über das Privatleben der beiden Mörder wissen. Nicht wahr, Herr Oberst?“

— „Da ich zu Recht befürchtete, dass Sie mich unterbrechen würden, wollte ich eine kleine Pause einlegen, bevor ich dieses Thema wirklich ausführlich anspreche, Frau Ministerin.“

Der General starrte Elijah Floyd wie ein streitsüchtiges Kind an. Der zweite konfrontierte den ersten mit einem fast reumütigen und verlegenen Gesichtsausdruck. Zögernd blickte die Ministerin die beiden Männer und die anderen Anwesenden an. Sie versuchte herauszufinden, wie sie auf diese Beleidigung reagieren sollte. Alle taten so, als hätten sie nichts von dem Vorfall mitgekriegt. Die Ministerin dachte wahrscheinlich, sie habe wohl mehr zu verlieren, wenn sie darauf reagiert, als so zu tun, als habe sie es nicht gehört. Der Oberst fuhr fort:

— „Nun, wie steht's mit dem Privatleben meiner Soldaten? Konnte man sich ihnen außerhalb ihres Dienstes leicht nähern? Wurden sie vielleicht manipuliert oder hat man sich ihrer - ich weiß nicht, welche Worte ich benutzen soll - von außen bedienen können. Hat ihnen vielleicht, zum Beispiel, jemand unbemerkt Drogen gegen ihren Willen verabreicht?“

— „Das ist ein gutes Beispiel,“ mischte sich der Staatschef ein „wäre das möglich?“

— „Nein, Herr Präsident. Nein. Das ist sehr unwahrscheinlich! Weil - sehen Sie - wie der Herr General bestätigen kann, hat seit sechs Wochen keiner der beiden das Militärgelände verlassen. Diese beiden Männer leben Tag und Nacht mit ihrer jeweiligen Familie in den Räumlichkeiten der ASIC“.

Der General nickte den knappen Blicken zu, die sich ihm zuwendeten. Eher für die Anwesenden als für sich selbst, weil er schon unter vier Augen mit Elijah Floyd darüber gesprochen hatte, fragte er:

— „Welches sind also die Hypothesen, die Sie einbeziehen? Und was sind Ihre Schlussfolgerungen?“

— „Ich könnte mir nur eine Hypothese vorstellen: Man hat einen Weg gefunden, gegen uns auf Distanz zu handeln, eine Macht, die das Kommando über Geist und Körper übernehmen kann. Ich bin kein Wissenschaftler und könnte deshalb nicht sagen, auf welche Art und Weise. Dies würde dieses verd... das Ausrasten meiner beiden Männer und die Selbstmorde erklären. Ich muss allerdings zugeben, dass dies die Sockengeschichte nicht klärt. Ich denke, dass einer von uns vielleicht ganz unbewusst unter dieser Fernsteuerung gehandelt haben könnte. Aber dennoch: keinerlei Fingerabdrücke, keinerlei materiellen Spuren, wie Textil usw., um diese Vermutung zu untermauern. Was mich am meisten an der

ganzen Sockengeschichte beunruhigt ist, dass uns das Motiv fehlt. Was wollte diese Vorgangsweise vor unserem Blick verbergen? Ein Rätsel! Wir haben keinerlei, auch nicht die winzigste Veränderung im Raum festgestellt. Prima 16 geht es bestens. Die Wissenschaftler haben diesbezüglich nichts Besonderes mitgeteilt, weder was ihren physiologischen Zustand noch was ihre Gehirnaktivität betrifft. Dem Anschein nach, ich betone: dem Anschein nach hat sich also nichts merklich verändert, während die Kameras verdeckt waren. Es wäre dennoch sinnvoll anzunehmen, dass der Schachzug dank der beiden anwesenden Wachtposten fehlgeschlagen ist. Aber in diesem Falle ist es genauso logisch, sich zu fragen, wie man diese Sch... [er räusperte sich] diese Socken über die Objektive ziehen konnte, ohne von ihnen gefilmt zu werden. Die einzigen, die uns vielleicht die Spur hätten bringen können, sind tot.“

— „Was schlagen Sie vor, Oberst?“, fragte der Präsident.

— „Zuerst kam mir der Einfall, alle Wohnstätten und alle diversen Gebäude im Umkreis der ASIC durchsuchen zu lassen.“

— „Das wäre eine Riesenarbeit!“, rief der General aus. „Die ASIC liegt völlig abgelegen in einem Militärgelände von etwa dreißig Kilometern Umkreis. Können Sie sich vorstellen, was da alles durchsucht werden müsste?“

— „Wem sagen Sie das, Herr General! Dies würde einen kolossalen Aufwand benötigen, der nicht nur enorm viel kosten würde, sondern auch noch den Nachteil hätte, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dies würde unserem Feind zeigen, dass wir schwer geschwächt sind und nicht wissen, wie wir uns verteidigen sollen. Dieser Einfall ist aus diesen beiden Gründen also nicht der beste.“

— „Folglich?“, fragte die Ministerin.

— „Folglich... Die zweite Lösung, die mir einfällt, besteht darin, die ASIC unter strengster Geheimhaltung zu verlegen. Wenn das Problem stoppt, ist bewiesen, dass wir uns von der Ursache entfernt haben. Wenn dieses verfluchte Problem aber weitergeht...“

Der Blick des Generals blitzte den Oberst an. Etwas genervt fuhr letzterer fort:

— „Ähm... wie gesagt... Ähm, sollte der Ärger weitergehen, bleiben noch zwei Erklärungen. Die eine wäre, dass wir die Ursache mittransportiert haben, und in dem Falle bleibt uns nichts weiter übrig, als in dem

nachzuforschen, was wir wegtransportiert haben, um sie zu finden. Die andere wäre, dass die Ursache uns gefolgt wäre.“

— „Wenn es weiter nichts ist!“, stieß die Ministerin aus. „Verlegen wir eiligst die ASIC! Wir werden ja dann sehen, was dabei herauskommt.“

Die kürzlich erst für diesen Posten ernannte Verteidigungsministerin hatte nur eine teilweise Ahnung von dem was die ASIC war. Ihr ‚wenn es weiter nichts ist!‘ hatte den General irritiert. Um einer eventuell katastrophalen Antwort des Obersts zuvorzukommen, meinte er:

— „Dies wäre eine ausgesprochen kostspielige und heikle Angelegenheit. Und dennoch, Herr Präsident, Herr Premier-Minister und Frau Verteidigungsministerin, versichere ich ihnen mit meiner allergrößten Überzeugung, dass ich die Forderung des Oberst Elijah Floyd unterstütze. Alles muss in die Wege geleitet werden, um die ASIC zu schützen. Schon allein die Tatsache, dass der Feind versucht, dieses Forschungsprojekt zu hemmen, ist doch Beweis dafür, wie wichtig dies für die Verteidigung unseres Landes ist. Ganz offensichtlich wollen bestimmte Leute nicht, dass es erfolgreich endet.“

— „Übermitteln Sie mir einen Kostenüberblick.“, entgegnete der Präsident. „Auf jeden Fall kann ich nichts unterzeichnen, ohne zu wissen wie hoch die Ausgaben liegen.“

— „Wie auch immer, wenn dieses Projekt so wichtig für unsere Verteidigung ist, wird es viel kostspieliger sein, es nicht fortzusetzen.“, meinte der Oberst.

— „Der Ansicht bin ich auch!“, unterstützte ihn der General.

In dem Augenblick klingelte das abhörsichere Handy auf dem Schreibtisch des Präsidenten.

— „Entschuldigen Sie bitte!“, bat dieser und nahm den Hörer ans Ohr.

Ein Schweigen fiel über die Versammlung. Alle wussten, dass diese Handyleitung nicht für Banalitäten benutzt wurde.

— „Einen Augenblick, bitte! Ich reiche an General Matrone weiter. Sie werden ihm das alles selbst wiederholen“, sagte der Staatschef und hielt den Hörer diesem hin:

— „General Matrone, die Generalin Nicole Rama-Déjardin, Chefin des Nachrichtendienstes möchte Ihnen eine Mitteilung machen.“

Michel Matrone übernahm den Hörer, den der Präsident ihm reichte:

— „Guten Tag, Michel Matrone am Apparat.“

— „Guten Tag Herr General! Ich komme zur Sache! Wir haben eine E-Mail abgefangen, in der der Name der ermordeten Wissenschaftler der ASIC erscheint. Der Betreff dieser E-Mail lautet „Morde“. Das Interessante an der Sache ist, dass diese Message vor der offiziellen Todesmeldung abgesendet wurde. Wir haben natürlich den Absender identifiziert, der sich diese E-Mail übrigens an sich selbst adressiert hatte.“

— „Ich danke Ihnen, Frau Generalin! Lassen Sie mir nur einen Augenblick, um diese Informationen weiterzuleiten. Dann komme ich schnellstens auf Sie zurück.“

Der General näherte sich Elijah Floyd und murmelte ihm zu, was er gerade erfahren hatte.

— „Ah! Das ist eine verdammt gute Neuigkeit!“, donnerte der Oberst.

Michel Matrone biss die Zähne zusammen, der Präsident wunderte sich, und die Verteidigungsministerin war empört über die Ausdrucksweise des Obersts.

39) Er heißt Lucien Prérubem

Es war sechs Uhr morgens. Der Oberst kämpfte mittels Kaffee und heimlichen Kokslinien gegen den Schlaf an. Die Brigade-Generalin Nicole Rama-Déjardin betrachtete den Schreibtisch und das Klappbett, die Elijah am wichtigsten Ort der ASIC hatte aufstellen lassen.

— „Schlafen Sie hier?“, wunderte sie sich.

— „Ja, nur mit einem Auge, Frau Generalin.“

— „Wo ist sie?“

— „Prima 16?“

— „Ja natürlich.“

— „Hier,“ sagte Elijah Floyd. „hier drin.“

Er traf die hübsche chinesisch-afrikanische Mischlingsfrau zum ersten Mal. Gleich beim ersten Blick war er sehr verwirrt und hoffte, nicht rot zu werden. Er hüstelte, um sich zu räuspern und zeigte auf die offene Tür eines kleinen Raumes. Zwei Techniker sowie eine Wissenschaftlerin waren darin beschäftigt. Sie bedienten Geräte und schauten auf einen Bildschirm.

— „Könnten Sie uns bitte einen Augenblick lang allein lassen?“, fragte er die Angestellten. „Aber natürlich nur wenn das möglich ist, ohne Sie an Ihrer Arbeit zu hindern.“

— „Kein Problem, in ein paar Sekunden, Herr Oberst.“, antwortete die Frau. „Ich nehme noch zwei Werte auf, dann bin ich fertig.“

Die beiden anderen verließen den Raum und erklärten, dass ihre Arbeit warten könne.

Mit der unvermeidlichen Begründung, dass er so weit wie möglich vermeiden wollte, sich von dem zu entfernen, was da zu beschützen war, hatte der Oberst darauf bestanden, dass die Generalin zu ihm zu kommen hatte und nicht er zu ihr, wie es das Protokoll normalerweise vorschrieb. Die Vorschriften wurden hinsichtlich der ASIC ohnehin laufend umgangen. Der Dienstweg wurde sowieso nicht systematisch eingehalten. Die ganze Situation war völlig surreal. Nicole Rama-Déjardin, etwas verärgert über all das, war nun mit ihm zusammen hier. Zwischen Schreibtisch und Bett saßen sich beide auf unbequemen Holzstühlen gegenüber.

Die Chefin des Nachrichtendienstes vergewisserte sich, dass niemand mehr in der Nähe war und richtete ihren forschenden Blick zu dem geheimen Raum, der sich in ungefähr zehn Meter Entfernung befand:

— „Ähm...“ machte sie.

— „Stellen Sie mir keinerlei Fragen bezüglich Prima 16! Wie sollte ich mehr darüber wissen als Sie? Das Einzige, was ich genau darüber weiß, ist, dass ich fast gar nichts weiß, außer dass es sich um ein Experiment handelt, das als geheimes Verteidigungsprojekt eingestuft wurde. Diejenigen, die an diesem Projekt arbeiten, haben mir nichts darüber erzählt. Was auch immer sie mir mitgeteilt hätten, ich hätte sowieso nichts verstanden! Demnach habe ich keinerlei Einzelheiten, die ich Ihnen vorlegen könnte. Und dann, wir haben keine Zeit zu verlieren. Nicht mal eine Sekunde!“

Der letzte Satz zerrte an Nicole Rama-Déjardins letztem Rest von Geduld. Jedoch blieb sie äußerlich ausgeglichen, um der Mission nachzukommen, die der Armeegeneral Matrone ihr zugeteilt hatte: mit Elijah Floyd in gutem Einverständnis zusammenzuarbeiten.

Sie holte ein Schreiben aus ihrer Aktentasche, die sie auf den Schreibtisch ihres Gastgebers gelegt hatte und begann es laut zu lesen. Hin und wieder warf sie einen Blick über den Blattrand, um die Reaktion ihres Gesprächspartners zu beobachten:

— „Er heißt Lucien Prérubem. Fünfundvierzig Jahre alt. Wohnhaft in der Stadtmitte von Marsa, 280 avenue Dopra, im dritten Stock. Arbeitet für eine Versicherungsgesellschaft. Führt einen roten KIA Picanto. Wir haben sein Hin und Her der letzten zehn Tage überprüft. Er hat sich nicht einmal der ASIC genähert. Isabelle Prérubem, seine Frau, arbeitet freiberuflich zu Hause. Sie kodiert Software für eine Website. Seine Schwester Ève Prérubem...“

Der Oberst wusste, dass sie ihm stolz alle von ihrem Team zusammengestellten Informationen aufzählen würde, hielt es aber nicht mehr aus:

— „Gut, gut... Ich bin sehr beeindruckt, aber mir fehlt es an Zeit...“

— „OK, wir kommen vorwärts!“, fasste sie unter dem ungeduldigen Druck ihres Gesprächspartners zusammen. „Falls nötig, können wir das später noch verfolgen!“

— „Danke, Frau Generalin!“

— „Was machen wir mit diesem Typ, Herr Oberst? Sollen wir ihn festnehmen und zu Ihnen bringen, oder sollen wir ihn diskret beobachten, um mehr zu erfahren?“

— „Ich nehme an, dass Ihnen eine Vertrauensperson zur Verfügung steht, die ihn verfolgen kann, damit er uns nicht entwischt?“

— „Richtig!“

— „Meinen Sie einen guten Spürhund?“

— „Eine Spürhündin, Herr Oberst! Eine ausgezeichnete Spürhündin! Ob es nun den Sexisten dieser patriarchalen Institution namens Akademie Française, die es nicht für nötig hielt, dieses Wort zu feminisieren, passt oder nicht!“

Er tat so, als würde er die Anspielung auf seinen eigenen Sexismus nicht bemerken:

— „Wird sie allein ihn beschatten?“

— „Nein, sie leitet ein Team, für das ich verantwortlich bin. Dieses Individuum wird uns nicht entkommen.“

— „OK. Wo ist er und was macht er gerade, jetzt im Moment?“

— „Er ist in Pétisan in einem Zoo.“

— „Jetzt, im Moment?“

— „Ja. Übrigens hat er den Rest der Nacht dort verbracht. Um vier Uhr dreizehn öffnete er von der IP-Adresse auf den Namen Chan Zhào, der Zooleiterin, diese Mail, die er sich selbst zugeschickt hatte. Dann

recherchierte er einiges bezüglich der beiden Namen, die in der E-Mail enthalten sind: Anna Pyrrus und Augusto Brayonzo. Zuvor war er mit Chan Zhào zum Bahnhof von Fleuret gefahren.“

Sie reichte ihm das Blatt auf dem die Mitteilung gedruckt stand. Außer dem Datum und der Uhrzeit, sowie alle nötigen Briefkopfinformationen konnte man folgendes lesen: ‚Betreff: Mordtaten Bellisae‘

Hauptteil der Mitteilung: ‚Anna Pyrrus und Augusto Brayonzo‘

— „Haben Sie nichts Relevantes bezüglich ‚Bellisae‘ gefunden?“

— „Nichts wirklich Aufschlussreiches. Ergebnisse in Hinsicht Modedesign. Ansonsten hat Sherlock uns darauf hingewiesen, dass Bellisae das Anagramm des Vornamens Isabelle ist, Lucien Prérubems Frau. Tja nun... Was sollen wir damit anfangen?“

— „Wer ist Sherlock, Frau Generalin?“

— „Unsere K.I.“

— „Ah, OK!“

— „Etwas Eigenartiges muss ich doch noch hinzufügen...“

— „Was?“, fragte der Oberst.

— „Unser Mann recherchierte das Wort ‚Bellisae‘. So als wisse er selbst nicht, was das bedeutet... Oder so, als müsse er unbedingt wissen, ob dieser Ausdruck bekannt ist.“

— „Seltsam! Stimmt! Wie wird er momentan lokalisiert, dieser Lucien Dingsbums?“

— „Lucien Prérubem. Anhand seines Handys.“

— „Das heißt, dass wir seine Spur verlieren, falls er es ausschaltet oder weglagt?“

— „Alle Ausgänge des Tierparks sind überwacht. Er kann keinen Schritt oder irgendeine Bewegung machen, ohne dass meine Mannschaft es weiß und uns augenblicklich davon informiert. Wenn Sie ihn aber verhören wollen, kann ich ihn sofort hierher bringen lassen.“

— „Ich muss erst überlegen. Haben Sie Informationen über die Reisen und Tagesabläufe seiner Frau? Das Anagramm ist wahrscheinlich nur ein Zufall... Aber wer weiß? Ihr Sherlock hat da vielleicht einen nicht außer Acht zu lassenden Hinweis ans Tageslicht gebracht. Zweifellos wäre es unvorsichtig, diesem Indiz nicht ein Minimum von Aufmerksamkeit zu schenken.“

— „Im Moment, Anagramm hin oder her, es bringt uns ja doch nicht weiter. Sie bleibt oft zu Hause und arbeitet. Auch sie war nie in der Nähe

der ASIC. Keine Ahnung, ob uns das etwas vorwärtsbringen kann, aber beide sind zu einer Psychotherapeutin gegangen, zu einer gewissen Cilvan. Ah! Hier... etwas Eigenartiges. Er ist ohne Begleitung zu einer Milchkuhfarm gefahren.“

— „...“

Sie warf einen Blick auf ihr Blatt und präzierte:

— „Der Betrieb von Pierre Morageot.“

— „Nur um Scheißkühe zu sehen?“

— „Ehrlich gesagt, kann ich Ihnen nicht mehr berichten. Wir haben nicht weiter in diese Richtung ermittelt, damit er nicht bemerkt, dass er überwacht wird.“

— „Sie haben recht. Gut gemacht. Äh... also, ihn sofort festnehmen oder ihn weitermachen lassen, um zu sehen?... Noch eine oder zwei Minuten Nachdenken, bitte... Dann werde ich mich entscheiden.“

— „Übrigens weiß ich nicht, ob die Kühe im Kot schlafen, aber ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie Ihr Vokabular im Zaum halten könnten. Sie mischen Ihren Stil mit gehobenem Imperfekt, Plusquamperfekt und Konjunktiv und fügen dann überall ‚verdammt, verflucht und Scheißirgendetwas‘ hinzu. Darf ich Sie daran erinnern, dass ich ihre Vorgesetzte bin? Bemühen Sie sich also bitte, respektvollere Redewendungen anzuwenden.“

— „Tut mir leid, Frau Generalin! Ich werde mich bemühen. Versprochen. Hat er sich vorher schon für Viehzucht interessiert?“

— „Nicht dass wir wüssten. Jedenfalls nicht soweit wir unauffällig haben zurückverfolgen können.“

— „Das alles ist sehr eigenartig, nicht wahr?“, wunderte er sich.

— „Stimmt!“

— „Ein plötzliches eigenartiges Verhalten, ja. Wie auch immer, ich danke Ihnen, hier zu sein, Frau Generalin. Ich befürchtete schon, dass Sie nicht bis hierherkommen würden. Das Problem ist, dass ich dieses Sch...gebäude nicht verlassen kann.“

— „Ich weiß, Sie haben das schon mehrmals wiederholt.“

40) Eine Mischung aus Hunderten von Leben

Physisch und psychisch völlig erschöpft, ließ sich Lucien auf das Sofa fallen. Vor ihm stand Chan Zhào und sagte:

— „Ich muss gehen und dem Personal Anweisungen geben. Mein Arbeitstag beginnt, aber du kannst gerne hierbleiben, wenn du willst. Ich werde in einer Stunde zurück sein. Falls du vorher gehen musst, mache einfach die Tür zu. Ich nehme Apache mit.“

Der kleine Makak hielt sich an ihr fest, ohne Lucien sonderlich zu beachten. Dieser dankte seiner Gastgeberin. Er fühlte sich ein bisschen verloren und wusste nicht so recht, was er machen sollte. Sein Mangel an Schlaf umhüllte seine Gedanken wie in einem dichten Nebel.

— „Danke für deinen Vorschlag, den ich gerne annehme. Ich werde mich ein bisschen ausruhen...“

Chan ging, und Lucien legte sich aufs Sofa.

— : „Ich hoffe, meine unstete Stimmung ängstigt dich nicht allzu sehr, intelligenter Beutegreifer. Sollte das etwa der Fall sein?“

• *Da bist du ja schon wieder!*

— : „Ich gebe zu, ja, Bellisae, du machst mir tatsächlich Angst. Ich bin völlig fix und fertig, aber angesichts dieser ernstesten Angelegenheit, bin ich einverstanden, darüber zu sprechen. Ich hasse deine Drohungen.“

— : „Du musst wissen, dass ich leicht unausgeglichen bin. Und ich sage ‚leicht‘, habe aber gute Gründe es zu sein. So, jetzt weißt du es!“

— : „Gründe... Welche denn?“

— : „Du, zum Beispiel. Du bist jetzt teils Lucien und teils eine Milchsclavin, die die Nummer 2712 trug, nicht wahr?“

— : „Ja, das stimmt. Genau!“

— : „Diese Doppelerfahrung ist für dein Verhalten verantwortlich. Es scheint so, als wären deine Schwester und dein Schwager darüber erstaunt gewesen.“

— : „Und was ist der Zusammenhang mit dir?“

— : „Der Zusammenhang mit mir, Beutegreifer, ist der, dass du aus nur zwei Personen bestehst, aus einer menschlichen und der eines Rindes. Was mich betrifft, bin ich die Mischung aus Hunderten von Leben, menschlicher und anderer Spezies. Unter anderem aus der Milchsclavin, wie du. Wir haben wenigstens das gemein.“

• *Mehrere Hunderte!*

— : „Willst du damit sagen, dass... dass du auch diese Kuh warst?“

— : „Genau wie du, nur ein Teil ihrer Existenz. Vergiss nicht, dass du nicht sie von ihrer Geburt an warst. Ja, ich habe die gleichen Lebenserinnerungen. Ich hätte dir nicht diese Engramme übermitteln können, wenn ich sie nicht in mir selbst gespeichert hätte.“

— : „Du hast dich folglich auch innerlich derartig zerrissen gefühlt, jedes Mal, wenn man dir ein Kälbchen wegnahm.“

— : „Ja natürlich! Genau wie du und sie. Mit Susan Cilvan haben wir zu viert daran gelitten. Genau wie du und sie, habe ich diese Erfahrung bis zum Schlachthof erlebt. Genau wie du habe ich die psychischen Qualen für jedes Kälbchen in Erinnerung, das man mir weggenommen hat. Die fürchterliche Langeweile dieses faden Lebens, den allzu kurzen Trost meiner Freundschaft mit ‚Ein-Ohr‘ und schließlich den Blutgeruch und die schreckliche Angst im Todeskorridor.“

• *Das ist ja irre!*

Lucien erhob sich, lief um den Tisch herum und nagte am Nagel seines linken Ringfingers. Dann nahm er wieder Platz auf dem Sofa. Nach ein paar Minuten Stille, um ihn diese Informationen verarbeiten zu lassen, fügte Bellisae rätselhaft hinzu:

— : „Daher teilen wir eine Erfahrung als Rind. Aber wir haben viel mehr als das gemein! Viel mehr!“

— : „Das heißt?“

— : „Ich werde dir von jemandem erzählen, dann wirst du es verstehen.“

— : „Von jemandem?“

— : „Ja, von einem Menschen. Wir sind jetzt zu zweit in der gleichen Person. Er, natürlich, und ich. Ich werde dir ein paar Augenblicke aus seinem Leben erzählen. Ich bin genauso er, wie er er-selbst ist. Und zwar in so hohem Maß, dass es für mich einfacher ist, mich in der ersten Person auszudrücken.“

• *Total irre!*

Bellisae schickte einen Fluss von Wortgedanken in Luciens Gehirn:

41) Winner

§§§

[§] Mein Vater und meine Mutter stammen beide aus einer bescheidenen Gesellschaftsschicht. Sie schränkten sich sehr ein, um mir mein Studium so lange wie möglich zu finanzieren. Daher konnte ich Elitenschulen besuchen. Ich hatte beabsichtigt, eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen, aber das Studenumfeld, in dem ich mich befand, formte mich geistig: ‚Im Leben muss man ein Winner sein‘, ‚Die Welt der Finanzen bringt mehr ein als die Wissenschaften‘.

Am Ende meines Studiums, arbeitete ich schließlich als Berater für die Gruppe ITCF ‚Investissement Transactions Conseil Financement‘ [Investition Transaktionen Beratung Finanzierung]. Arbeiten ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck. Es wäre angemessener zu sagen, dass ich ein intellektueller Sklave derer war, die mich beschäftigten. Um wettbewerbsfähig zu bleiben, um ein Winner in der Firma und in dem Betrieb zu sein, gab ich alles, was ich konnte. Ich zählte die Arbeitsstunden nicht, und zwar mit Hilfe von smart drugs, ich jagte hinter dem Karottenprinzip her, das man mir vor die Nase hielt. Meine Arbeit bestand darin, Firmen zu überzeugen, dass sie mit Hilfe dieses oder jenes Investments mehr Geld verdienen würden. Daraufhin bot ich die Finanzierung an und verkaufte auch die Kundschaft an die Firma, welche die in Frage kommenden Investments lieferte. ITCF kassierte auf beiden Seiten. Ich machte noch eine Menge andere Dinge, aber dies ist eben eine vereinfachte Art, das Ganze zu erklären. Jedenfalls lief das alles in dieser Branche ab. Um den Kauf zu entscheiden, musste ich mittels umfangreicher Zahlentabellen den erreichten Gewinn nachweisen, die natürlich reell sein mussten, um dem Ruf der ITCF nicht zu schaden. Dies alles bedeutete eine kolossale Aufgabe. Von einer deadline zur nächsten, putschte ich mich mit verschiedenen Drogen auf, um durchzuhalten: Modafnil, Ritaline, Adderall... sowie ab und zu ein paar Kokain-Linien. Angstzustände nagten an meinem Geist. Damals begann ich, meine Fingernägel abzukauen. Inmitten von Winners, im Restaurant, in Meetings, auf privaten Partys, in Team-Building-Seminaren, auf Kundenkongressen... hörte man unvermeidlich immer wieder die gleichen Ausdrücke: Wirtschaft, Verwaltung, Management, maximale Rendite, Aktien, Wertpapiere, Anleihen, Liberalismus, Kassamärkte, Termingeschäfte, Long Tail, Ex-ante-Schätzungen, Ex-post-Analysen, Österreichische Schule der

Ökonomie, Deutsche Historische Schule. Namen wie John Stuart Mill, David Ricardo, Adam Smith... schlichen sich hier und da in Gespräche ein. All dieses Winner-Zeug der Insider.

Hinter meiner Maske verborgen, weiter und weiter Schauspieler dieses sozialen ICHs, geschniegelt und gebügelt, mit kundengerechtem Outfit. Unter uns Insider fälschlich entspannt. Glattrasiert, glattgeschliffen, der perfekt geformte Geldeinbringer für die ITCF. Vor allem keine ausufernden Stellungnahmen, weil ich hauptsächlich davon besessen war, es allen recht zu machen: der Kundschaft natürlich, aber auch der Hierarchie und den Kollegen, weil man nie weiß wie schädlich die einen oder anderen in dieser Branche sein können. Letztendlich habe ich alles in mir erstickt, was den meisten an mir missfallen könnte. Ich war immer umgänglich freundlich, immer ein nettes Wort, um zum Lachen zu bringen... Ich selbst war ein Marketing-Erzeugnis, das ich ständig verkaufen wollte: ‚Schauen Sie sich diesen super Lucien Prérubem an! Wer will ihn haben?‘ Ha, ha, ha! Wie deprimierend! Wie trostlos deprimierend!

Während des ersten Jahres habe ich Claudia Borane auf einem ITCF-Seminar kennengelernt. Sie machte ungefähr das gleiche wie ich in dem Betrieb. Wir verstanden uns gut, und sie wurde meine Freundin. Wir hatten keine weitere Gelegenheit mehr, uns in der Firma wieder zu treffen. Oft arbeiteten wir nicht in der gleichen Stadt, nicht unbedingt im gleichen Land, schliefen in Hotels, einmal hier, einmal dort, sobald der glückliche Zufall es so wollte, dass wir in der gleichen Stadt zur gleichen Zeit waren. Eine Woche lang oder maximal zwei, kreuzten wir uns eine halbe Stunde abends, bevor wir schlafen gingen und manchmal fünf Minuten morgens im Badezimmer. Zu müde, um uns zu lieben, verbrachten wir unsere Nächte, verfolgt von unseren jeweiligen Deadlines. In diesem verrückten Leben der Winners, haben wir es dennoch geschafft, ein Kind zu zeugen, nachdem wir seit sechs Monaten ‚zusammen‘ waren. Nach der Geburt hörte Claudia ein Vierteljahr lang auf zu arbeiten, dann vertrauten wir unsere Tochter Marie einem Kindermädchen und Kindertagesstätten an. Fünf Jahre später haben wir uns getrennt, Claudia und ich. Was eigentlich nicht viel geändert hat, da wir uns immer weniger trafen, und dann nur noch, um uns zu streiten.

Meine Eltern sah ich nur noch ein oder zweimal im Jahr. Zwar verachtete ich sie nicht, behandelte sie jedoch unmissverständlich herablassend. Wenn mein Vater sich über den Klassenkampf äußerte, fiel es mir schwer, nicht zu gereizt zu reagieren. Wahrscheinlich, das gebe ich zu, schämte ich mich ein

bisschen meiner proletarischen Herkunft wegen. Es war mir vor allem peinlich, dass mein Vater derartig auf den sozialen Netzwerken verkehrte. Ich befürchtete, dass in meinem Umfeld einige seine entwaffnend naiven, antiliberalen, linken Auffassungen entdecken könnten, und ich versuchte, ihn aufzuklären. Aber nichts zu machen! Ich befürchtete außerdem, dass ein zu heftiger Streit die Sache nur noch verschlimmern würde. Die Beziehung zu meiner Schwester war etwas einfacher. Aber wie auch immer, ich hatte sowieso keine Zeit...

Deadline, brainstorming, team building, benchmarking... Nach zwölf Jahren war ich völlig ausgepumpt. Ich überzog immer öfter die Deadlines, und mein Umsatz schrumpfte nach und nach. Ich erlebte meine erste Entlassung. Und diese Art von Information verbreitet sich schnell in dieser Branche. Es war nicht leicht, einen neuen Job zu finden. Aber letztendlich schaffte ich es, einen zu einem wesentlich niedrigeren Gehalt zu ergattern. Der Winner fing an, den Kopf zu senken. Von einer Arbeitsstelle zur nächsten, ging es schnell bergab. Und eines Tages kam das Ende des Winners, der übrigens nur für das Bankkonto andere ‚winnte‘. Leer, ausgemergelt, erschöpft... Und jetzt bin ich seit acht Jahren Vertreter in einer Versicherungsgesellschaft. Ich sah auf jeden Fall nicht mehr so von oben auf die Proletarierklasse herab, von der ich glaubte, entkommen zu sein. Ich habe seither sogar Gewerkschaftsreden geschrieben, die fast die Internationale hätten singen können. Von meinem damaligen Winner-Leben bleibt mir heute nur die Gewohnheit, an den Fingernägeln zu kauen und die Sorge, einen gewissen Umsatz zu erreichen. Aber der Druck hat sich doch drastisch verringert, genau wie das Gehalt.

Kein Kokain mehr, keine smart drugs mehr, aber viel Kaffee und Tabak. Ich lebe mit einer neuen Frau, die freiberuflich in der Informatikbranche arbeitet. Meine Tochter Marie, die jetzt achtzehn Jahre alt ist, will nichts mehr von mir wissen. Sie klagt ihre Eltern an, das Opfer für deren Karriere gewesen zu sein. [§]

— : „Unnötig weiter zu berichten. Du kennst unser Leben genauso gut wie ich. Das alles habe ich dir nur erzählt, um dir zu beweisen, dass ich auch teilweise dich verkörpere. Du bist der erste Mensch, von dem ich das Engramm erhalten habe. Deshalb bist du auch der erste, den ich kontaktiert habe, und der Grund, warum ich an dir hänge, mein lieber, intelligenter Beutegreifer.“

Verwirrung, Scham und Wut befielen Lucien. Er schrie genauso laut wie er die Worte dachte.

— : „Welchen Teil meines Lebens hast du an dich gerissen?“

— : „Dein ganzes Leben. Von deiner Geburt an bis zu dem Moment, als du bei der Augenärztin auftauchtest.“

— : „Du lügst!“, brüllte er.

— : „Wie kannst du so sicher sein?“

— : „Du hast mich gefragt, wie oft ich mit Isabelle schlafe. Wenn du meine ganze Existenz im Gedächtnis hättest, wüsstest du das doch!“

— : „Ich wollte nur sehen, ob du gestehst, dass dies fast gar nicht mehr vorkommt. Sei vernünftig, Beutegreifer! Hinsichtlich all dessen, was ich dir gerade erzählt habe, kannst du nicht anders als zugeben, dass ich deine Liebesgeschichten, unsere Leben kenne, und zwar bis in die kleinsten Einzelheiten. Soll ich dir in allen Details deine Liebesspiele beschreiben? Ich könnte übrigens sogar sagen ‚unsere Liebesspiele‘. Das kann ich, sowohl mit Isabelle als auch mit Claudia.“

— : „Nein! Nein! Lass mich in Ruhe! Und hör‘ endlich auf, mich Beutegreifer zu nennen! Verschwinde endlich! Ich will allein sein! Ich will jetzt allein sein!“

— : „In Ordnung, ich lasse dich in Ruhe...“

— : „Nein, halt, warte noch!“

— : „Was denn?“

— : „Ich hätte gerne gewusst, ob du meine Engramme lesen kannst, wann immer du willst. Weil, falls dies der Fall sein sollte, wäre das eine Art und Weise, meine Gedanken zu lesen. Jedoch hast du mir versichert, dass du es nicht tust.“

— : „Nein. Ich empfange nicht systematisch die Engramme, wenn ich will. Manchmal klappt es, manchmal nicht. Keine Ahnung warum. Manchmal erhalte ich auch unbeabsichtigt Engramme einer mir unbekannten Person, ohne es gewollt zu haben.“

42) Neutralisieren Sie den Oberst

Elijah Floyd war überrascht über den verärgerten Gesichtsausdruck der Generalin. Jedoch hatte er keine Zeit, sich darüber Fragen zu stellen. Sie erhob sich abrupt, kippte dabei den Stuhl um und rief:

— „Jetzt reicht es aber, Oberst! Ob Ihnen das nun passt oder nicht, ich bin Ihre Vorgesetzte! Ich fordere Sie auf, ich befehle Ihnen sogar, sich aufrichtig und formgerecht zu entschuldigen. Andernfalls werde ich dem General Matrone melden, dass ich trotz seiner Anweisungen nicht mit Ihnen zusammenarbeiten kann.“

Mit weit aufgerissenen Augen, blieb Elijah erstaunt und wie angewurzelt stehen.

— „Was soll das? Was machen Sie denn da?“ schrie sie auf und zog ihre Handfeuerwaffe.

Der Oberst reagierte darauf instinktiv, aus purem Reflex, der aus dem Rückenmark hochschnellte. Dies ermöglichte ihm, den beiden Schüssen auszuweichen, die ihm die Stirn durchschossen hätten. Eine der Kugeln zerriss ihm jedoch das rechte Ohr.

Elijah Floyd verbog den Arm seiner Vorgesetzten, um sie zu zwingen, ihre Pistole loszulassen.

Die Waffe fiel zu Boden, aber ein Kampf setzte ein. Die Generalin beherrschte ausgezeichnet den asiatischen Kampfsport und war nicht leicht zu überwinden. Der Oberst war das Ziel einer Reihe von schallenden und schmerzhaften Schlägen. Durch einen auf den Brustkorb konnte er nicht mehr atmen, ein zweiter ließ ihm fast das linke Auge platzen, während ein Stoß am Hals ihm das Gefühl gab, eine Guillotine würde an ihm ausprobiert. Er presste seine Gegnerin so fest wie möglich in seine Arme, drückte sie auf den Boden und brüllte um Hilfe.

Sechs Soldaten kamen hereingestürzt und befanden sich vor einem surrealen Nahkampf.

— „Soldaten!“, schrie Elijah Floyd, „die Generalin hat gerade den Verstand verloren. Erledigt sie, ohne sie zu verletzen.“

Gleichzeitig befahl diese:

— „Wächter! Macht den Oberst unschädlich! Legt ihm Handschellen an!“

Die sechs Männer kümmerten sich um den Oberst und stellten ihn der Generalin zur Verfügung.

— „Tut mir leid, Herr Oberst!“, murmelte einer von ihnen.

— „Verzeihung, Herr Oberst!“, flüsterte ein anderer ihm ins Ohr.

Elijah Floyd wehrte sich nicht. Er wusste, dass die Befehle der Generalin Vorrang vor seinen eigenen hatten. Diese hob die Pistole auf. Sie richtete die Waffe auf Elijah Floyd und gab folgende Anweisungen:

— „Entwaffnet ihn. Legt ihm die Handschellen an. Und holt einen Chirurgen.“

Durch Nicole Rama-Déjardins Blick aufmerksam geworden, blickte Elijah Floyd auf seine rechte Schulter. Sie war völlig rot. Da wurde er sich bewusst, dass ihn das Ohr schmerzte, und dass er das Blut an seinem Hals entlanglaufen spürte. Er ließ sich die Handschellen anlegen.

— „Tut mir wirklich leid, Herr Oberst!“, entschuldigte sich der Soldat, der ihn entwaffnete.

Der Oberst streckte die Hand aus, damit man ihr die Pistole überreiche.

— „Ich möchte mit Ihnen unter vier Augen reden, Frau Generalin.“, sagte der Gefangene.

— „Das haben Sie doch gerade gemacht, bevor Sie Ihre Waffe auf mich gerichtet haben, wenn ich mich richtig erinnere!“

Der Oberst wandte sich an den Mann, der ihm seine Waffe abgenommen hatte:

— „Soldat, Ihre Zeugenaussage: Sagen Sie der Generalin ob der Druckknopf des Holsters geöffnet oder geschlossen war.“

— „Er war geschlossen, Frau Generalin.“

— „So, haben Sie das gehört, Frau Generalin? Glauben Sie im Ernst, dass ich nach der schweren Tracht Prügel, die Sie mir verpasst haben, es versucht hätte und fähig gewesen wäre, die Pistole wieder in den Holster zu stecken und diesen dann sorgfältig zu verschließen? Hatte ich nicht genug damit zu tun, Ihren Schlägen auszuweichen? Hätte ich mich dermaßen angestrengt, wenn ich vorgehabt hätte, Sie umzubringen? Außerdem, stellen Sie doch selbst fest: die Abzugssicherung wurde noch nicht einmal entsichert.“

Nicole Rama-Déjardin schien verstört. Da trat der Arzt ein.

— „Was ist passiert?“, fragte er und hob die Augenbrauen, als er das blutende Ohr sah.

— „Ich glaube, ich habe mir eines dieser verdammten Wattestäbchen zu tief ins Ohr geschoben.“ grunzte der Oberst schlecht gelaunt.

Der Chirurg sah, dass die Uniformierte den Verwundeten mit einer Waffe in Schach hielt und dass dieser Handschellen trug.

— „Na sowas, Frau Generalin!“, rief er aus. „Aber was war denn los?...“

— „Ich sagte Ihnen doch, es handelt sich um ein Wattestäbchen! Ein Scheiß-Wattestäbchen hat mir das Ohr zerfetzt, halb abgerissen, sich durch den Brustkorb vorgedrängt bis hinter den Rücken, das linke Auge herausgerissen und die Schnauze plattgedrückt wie eine Scheiß-Flunder! Lassen Sie mich in Ruhe! Ich habe keine Lust, jetzt im Moment behandelt zu werden. Ich möchte nur mit der Generalin unter vier Augen reden!“

Der Arzt betrachtete das Augenlid, das allmählich blau anlief, die blutrote Nase und das Blut, das herausfloss.

— „Unmittelbar ist der Patient nicht in Lebensgefahr.“, sagte er. „Die Behandlung kann also noch ein bisschen warten. Ich werde Ihren Anweisungen folgen, Frau Generalin.“

Sie befahl:

— „Geben Sie mir die Schlüssel der Handschellen, und lassen Sie alle uns allein. Ich werde Sie später noch einmal kommen lassen, Herr Doktor!“

Sobald sie wieder allein waren, begann ihr Blick den Boden im Umkreis abzusuchen, wo ihr Kampf stattgefunden hatte. Sie beugte sich vor, um nachzuforschen, ob nichts unter dem Schreibtisch lag, dann schob sie das Klappbett mit dem Fuß zur Seite.

— „Nein, es gibt keine weitere Waffe.“, sagte er. „Unnötig, weiter zu suchen. Kann ich Ihnen jetzt Erklärungen abgeben?“

— „Ja, bitte!“

— „Als Sie auf der abgesicherten Leitung angerufen haben, und der Präsident mir Ihr Gespräch übergab, waren wir gerade in einer Besprechung. Der General Matrone war auch da.“

— „Ich weiß. Ich nehme an, er hat uns nach dieser Besprechung angeordnet, zusammen zu arbeiten, Sie und ich.“

— „Ich werde Ihnen eine Tonbandaufnahme vorspielen. Es handelt sich um die Aussage von zwei meiner Männer, bei der die Leute der Besprechung anwesend waren. Wenn Sie erlauben, dass ich mein Handy aus meiner inneren Jackentasche nehme.“

— „In Ordnung, nehmen Sie es!“

Die Generalin hob deutlich ihre Waffe in Richtung Elijah Floyds Brustkorb und beobachtete aufmerksam jede seiner Bewegungen. Aber mit

Schwierigkeiten wegen der Handschellen, zog dieser sein Handy hervor und bediente es linkisch. Dann konnte man die Aufzeichnung hören. Als sie diese vollständig angehört hatte, fragte sie:

— „Wollen Sie mir vielleicht unterstellen, Halluzinationen gehabt zu haben? Sie hätten mich nicht beleidigt und auch nicht Ihre Waffe auf mich gerichtet?“

— „Ja, genau das möchte ich, nämlich dass Sie es zugeben. Genau. Sie waren auch Opfer dessen, was uns heute zu einer Besprechung zusammengeführt hat. Rufen Sie bitten den General Matrone an, er wird Ihnen bestätigen, was ich Ihnen gerade sage.“

Die Generalin Nicole Rama-Déjardin schob ihr Handy tief in ihre Tasche und steckte die Pistole in ihren Holster.

— „General Matrone bestätigt alles. Ich habe gerade von den eigenartigen und beunruhigenden Umständen dieser Todesfälle erfahren.“

— „Ich bin es nicht, der entscheidet, wen man über dies oder jenes aufklären darf. Auch wenn ich es gewollt hätte, wäre ich nur mehr oder weniger dazu berechtigt gewesen.“

— „Ich weiß, ich weiß... Ich bin Ihnen auch nicht böse. Drehen Sie sich um, ich werde Ihnen die Handschellen abnehmen.“

Sie befreite ihn und fügte hinzu:

— „Wenn ich das richtig verstehe, müssten eigentlich Sie mir die Handschellen anlegen. Ich gebe zu, dass ich noch völlig benommen bin zu hören, dass das, was ich mit einer derartigen Sicherheit gesehen habe nur eine Fata Morgana war! Werde ich wieder gesund werden?“

— „Sie sind nicht krank. Jedenfalls glaube ich es nicht.“

— „Immerhin wurden Yves Badol und Guy Sabatini gefangengenommen und werden bewacht. Es fehlte nicht viel, und ich hätte Sie umgebracht. Es wäre eher angemessen, dass ich mich den beiden Männern in der Psychiatrie anschließe.“

— „Ich habe das nicht zu entscheiden, aber ich glaube nicht, dass es richtig wäre, alle einzusperren, die die Kontrolle verlieren. Das könnte uns allen irgendwann passieren. Ich bin todsicher, dass auch bei mir so etwas vorkommen könnte. Übrigens ist mir das vielleicht sogar schon passiert.“

— „Das heißt?“

— „Oh!... Vielleicht habe ich eines nachts, als ich aufpasste, alle Spuren zu verwischen, oder jedenfalls keine zu hinterlassen, meine Socken genommen und die Kameras damit verdeckt.“

Er zeigte sie mit dem Finger und berichtete, was er mitten in der Nacht diesbezüglich entdeckt hatte.

— „Aber...?“

— „Falls ich das getan haben sollte, erinnere ich mich nicht im Mindesten daran.“

— „Ich habe Sie ziemlich übel zugerichtet, und es tut mir furchtbar leid. Ich werde den Chirurgen wieder kommen lassen.“

— „Zuvor möchte ich Ihnen aber gerne etwas vorschlagen: Es wäre gut das, was hier geschehen ist, geheim zu halten.“

— „Wie sollten wir das denn geheim halten? Die Männer, die eingesprungen sind, wissen es doch schon. Und der Arzt...“

— „Erzählen wir denen, dass wir eine Reaktionsgeschwindigkeit übten, falls jemand hier eindringen sollte, oder etwas in dieser Richtung. Was mein Ohr anbelangt, sage ich einfach...“

— „Ein Wattestäbchen, ich weiß...“

— „Nein, sondern dass ich meine Waffe habe fallen lassen... Nein, nein, das ist doch lächerlich! Wir brauchen gar nicht zu schwindeln. Wir sagen einfach, dass wir nichts zu sagen haben. Die sollen doch davon halten, was sie wollen. Und vor allem, behalten Sie nicht den Eindruck in Ihrem Gedächtnis, dass ich mich schäme, weil eine Frau mir die Visage demoliert hat! Es wäre nicht gut für unsere Leute, wenn sie erfahren, dass selbst eine Generalin nicht vor Trugbildern sicher ist. Außerdem ist es mir lieber, Sie als Befehlshaberin des Nachrichtendienstes zu wissen, eher als in einem Gefängnis. Ich werde mit dem General Matrone reden. Er wird mich nachsichtig behandeln.“

— „Ich weiß. Vielen Dank jedenfalls. Sollen wir jetzt den Arzt wieder kommen lassen?“

— „Ich werde mich darum kümmern. Jedoch hätte ich gerne mehr über diesen Lucien erfahren. Was macht er gerade, und was machte er, während Sie mir das Gesicht verschönerten?“

— „Ich rufe meine Mannschaft an. Kümmern Sie sich derweil um sich selbst. Ich schäme mich, Sie in diesen Zustand versetzt zu haben.“

— „Pfff! Mein Sexismus verdiente auf jeden Fall diese Lektion!“

43) Absender: „Henri Déhelle“

Henri Déhelle, Direktor des Schlachthofes Drulan, wusste nicht, warum er zwei Stunden zuvor eine E-Mail an sich selbst adressiert hatte. Er erinnerte sich noch nicht einmal daran, es getan zu haben. Deshalb war er natürlich erstaunt, sie in seinem Posteingang zu finden. Er las sie noch einmal, zog die Augenbrauen zusammen und streichelte seinen Bart:

Absender: Henri Déhelle.

Betreff: Aktion Bellisae

Textkörper: Heftige Spannungen zwischen Oberst Elijah Floyd und Generalin Nicole Rama-Déjardin.

Der ferngesteuerte Entschluss, der ihn dies hatte aufsetzen und dann an sich selbst adressieren lassen, brachte ihn dazu, ‚Bellisae‘, dann ‚Oberst Elijah Floyd‘ und ‚Generalin Nicole Rama-Déjardin‘ im Internet zu recherchieren. Durch diese erlangten Informationen war er jedoch immer noch genauso ratlos.

Schließlich dachte er, es handle sich um einen Computerfehler und löschte die Message.

44) Watestäbchen

— „Watestäbchen, ähm!“, murmelte der Chirurg des Sanitätsdienstes des Heeres.

— „Ähm, ähm!“, bestätigte Elijah Floyd. „Vielen Dank für diesen königlichen Verband, Medicus! Mein Ohr ist begeistert! Das dürfen Sie mir ruhig glauben. Kann ich jetzt gehen?“

— „Das können Sie, ja! Kommen Sie morgen wieder vorbei, damit ich Ihnen den Verband wechsle.“

— „OK, Doc!“, warf ihm der Oberst zu als er den Sanitätsblock der ASIC verließ.

Als er mit großen, eiligen Schritten loslief, um schnellstens wieder seinen Posten in der Nähe der Prima 16 zu erreichen, klingelte sein Handy in seiner Brusttasche. Es war Nicole Rama-Déjardin:

— „Ja, Frau Generalin!“

— „Es gibt etwas Neues, Oberst. Die Angelegenheit wird immer komplizierter!“

— „Ich bin ganz Ohr.“

— „Kommen Sie so schnell wie möglich, es ist besser die Sache mündlich zu besprechen.“

Fünfundzwanzig Schritte weiter, stürmte er in den Raum und grunzte:

— „Nun, was denn?“

— „Eine weitere E-Mail wurde gerade abgefangen. Sie wurde zehn Minuten vor unserer... ähm... unserer kleinen Auseinandersetzung abgeschickt. Das heißt, bevor ich meine Waffe auf Sie gerichtet habe, und worauf Sie dann reagiert haben!“

Sie reichte ihm ihr abgesichertes Handy, auf dem die Kopie einer Message erschien.

— „Verdammte Sch... ähm, wie soll ich das ausdrücken? Mist!“

— „Mir ist ‚Mist‘ lieber, Oberst, ja!“, riet die Generalin mit fast mütterlichem Ton.

Mit seinem Verband auf dem Ohr, dem angeschwollenen, fast geschlossenen Augenlid und der geprellten Nase, tat Elijah ihr leid.

— „Und wissen Sie etwas Neues über diesen Lucien?“, sorgte er sich.

— „Er ist immer noch im Tierpark bei Chan Zhào. Wir haben keine Ahnung, was er dort macht. Er ist nicht am Internet angeschlossen.“

— „Und was macht der andere Typ da, und um wen handelt es sich denn?“

— „Um den Direktor eines Schlachthofes. Er ist gerade bei der Arbeit. Sein Auto steht auf einem Parkplatz des Unternehmens. Wie ich schon sagte, entweder der Mann kann die Zukunft voraussagen, oder er ist im Besitz von Einzelheiten, die ihm ermöglichen vorauszusehen, was zwischen uns passieren sollte, da seine Message doch abgeschickt wurde, bevor das überhaupt passierte.“

— „Was machte er im Moment, als das Wattestäbchen mich so zurichtete?“

— „Keine Ahnung. Die Lokalisierung seines Handys gibt an, dass er im Schlachthof war. Er hat ihn seither nicht verlassen. Übrigens hat er die E-Mail gelöscht!“

— „OK, verhören wir diese beiden Typen. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.“

— „Haben wir freie Hand, um sie festzunehmen und zum Reden zu bringen?“

— „Ja, das ist doch Ihr Job! Aber ich möchte gerne dabei sein. Wenn möglich! Ohne Sie natürlich zu stören!“

— „Einverstanden.“

— „Also los. Ich werde einen Raum finden, der in der Nähe liegt, damit ich beim Verhör dabei sein kann, ohne weit von Prima 16 entfernt zu sein.“

— „In Ordnung, Oberst!“ meinte die Generalin und nahm ihr Handy aus der Jackentasche. „Ich entferne mich ein paar Minuten, um Sie nicht zu stören und um einige Anweisungen zu geben“.

Er sah ihr nach, wie sie den Raum verließ. Das ‚um Sie nicht zu stören‘ belustigte ihn innerlich. Als wäre er nicht im Stande zu verstehen, dass sie sich mit ihrer Abteilung verständigen wollte, ohne dass jemand zuhörte.

Während die Generalin ihre Mannschaft anrief, begutachtete der Oberst die beiden Löcher im Metallschrank in der Nähe seines Bettes. Er öffnete den Spind. Die Kugeln hatten ihn durchlöchert und waren in die dahinter liegende Wand gedrungen.

• Du bist noch mal gut davongekommen, Elijah! Sagte er sich. Deine verdammte Rübe wäre doch fast durchlöchert worden!

In dem Moment, als er schon seine eigenen Anweisungen geben wollte, um einen Raum für das Verhör besetzen zu können, verlor er vollständig das Bewusstsein gegenüber seiner Umwelt. Eine lange Kette von Wortgedanken und Engrammen sickerten in seinen Geist ein.

45) Er sieht aus wie ein Panda

§§§

[§] Vor neun Monaten hat eine Spermazelle eine Eizelle deiner Mutter befruchtet. Sie war nie mit einem Männchen in Kontakt gekommen. Sie war inseminiert worden. Ein Mann hat ihr seinen Arm tief in den After geschoben und ein langes Rohr, das man ‚Pipette‘ nennt, in die Vagina eingeführt, um den Stiersamen, den man gekauft hatte, in ihren Uterus einzuspritzen. Die Hand in den Gedärmen dient dazu, die Pipette bis zum Ziel zu leiten.

Heute Morgen hat deine Geburt begonnen. Du spürst, wie sich die Wehen verstärken. Sie begannen vor ungefähr sechs Stunden. Jetzt werden

sie immer häufiger und immer stärker. Deine Vorderbeinchen stoßen sich hinaus. Man befestigt ein Kalbungsseil an ihnen, und dann wird gezogen. Man zieht dich in Richtung Geburt. Man zieht dich aus der Wärme deiner Mutter heraus. Man zieht dich ins Unbekannte. Du liegst auf Stroh. Stroh? Wie solltest du wissen was das ist? Du weißt noch gar nichts von dieser Welt, aber wie auch immer, du bist ja nicht dazu da, um viel zu lernen. Du bist gerade in einem kleinen, aus roten Backsteinen gebauten Abkalbungsraum zur Welt gekommen, in den deine Mutter für dieses Ereignis hinbefördert wurde. Auf einmal werden die Töne fremdartig, viel stärker und ganz anders, weil sie nicht mehr gedämpft sind. Aber dennoch erkennst du die Stimme desjenigen, der sich oft deiner Mutter näherte, als du noch in ihrem Leib ruhtest. Er ruft belustigt aus:

— „Ha, na sowas! Sieht aus wie ein Panda!“

Ein Homo Sapiens hat sich gerade an dich gewendet. Das wird fast das einzige Mal in deinem ganzen Leben sein. Deine beiden Ohren sind schwarz und zwei große, ovale Flecken umkreisen die Augen, sowie die vier Beinchen. Alles andere ist schneeweiß. Diese Farbanordnung gibt dir tatsächlich das Aussehen eines Pandas.

Der Viehzüchter beugt sich vor und durchlöchert deine Ohrläppchen mit einem Gerät, um dir Plastiketiketten anzuhängen. Jedes Mal, wenn er dich zwickt, spürst du starke Schmerzen. Beide sind kurz aber beängstigend nach dem bereits schon stressigen Ablauf deiner Geburt. Du trägst die Nummer 3388 in der Massentierhaltung Pierre Morageot. Deine Mutter kann man anhand der Nummer 2712 identifizieren. Nachdem der Mann das erledigt hat, entfernt er sich wieder. [§]

Der Oberst betastet seine Stirn und setzt sich auf sein Bett. Wenngleich dieses Phänomen für ihn subjektiv nicht mehr als drei oder vier Minuten gedauert haben konnte, hat dieser Gedankeneingriff in seinem Gehirn nicht mehr als den Bruchteil einer Sekunde in Anspruch genommen. Jedoch schienen die Erinnerungen an diese Geburt so klar und so wirklich, dass er nicht anders konnte, als seine Arme und Beine zu betrachten, um nachzuprüfen, dass er nicht in einem Rindskörper steckte. Als er seine Ohren betastete, bemerkte er, dass man sie ihm nicht durchlöchert hatte. Seine rechte Ohrmuschel war immer noch verbunden und das linke war in Ordnung.

• *Was zum Teufel war das denn?... Wie lässt sich nur erklären, dass solche Erinnerungen sich tief in mein Hirn eingepägt haben?*

Er hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken, denn sein Bewusstsein wurde weiter mit Engrammen gefüttert.

§§§

[§] Beängstigende Qualen umklammern dein junges Herz, aber glücklicherweise beginnt deine Mutter, dich abzulecken. Du verspürst ein himmlisches Vergnügen. Die durch die Zunge ausgedrückte Zärtlichkeit lindert die Aufregung deiner Ankunft in dieser Welt: die verwirrenden Geräusche, der Temperatur- und Lichtwechsel, das Gefühl deines Gewichtes, die unbekannten Kontakte deiner Haut... Wie alle Neugeborenen jeder Spezies, wurdest du plötzlich aus einem behaglichen Universum herausgerissen.

Dein durch das Fruchtwasser völlig nasser Körper, scheint zu glänzen. Noch nicht einmal fünf Minuten später, stehst du auf deinen Beinchen. Deine Mutter beleckt dich weiterhin. Sie ist so glücklich, sich um dich zu kümmern! Genau wie du, ist sie schwarz und weiß. Ihr Kopf ist völlig schwarz, außer einem kleinen weißen Fleck an der Stirn in fast perfekter Rautenform.

Sie reibt vorsichtig ihre Wange gegen deinen kleinen Körper, der noch auf seinen ungelenken Beinchen hin- und herwankt. Ihre Zärtlichkeit macht dich einfach glücklich! Irgendetwas in dir treibt dich dazu, ihr Euter zu suchen. Deine Lippen erreichen schon eine der Zitzen. Gierig saugst du das Kolostrum, diese proteinreiche Flüssigkeit, die der Milch vorausgeht. Deine Mutter ist alles, was du brauchst: Ernährung, Schutz und Liebe. Vorerst gesättigt, nimmst du ihre vor Liebe überströmten Pheromone, die zärtliche Zunge und das Streicheln ihres Mauls auf und schließt glücklich und zufrieden die Augen.

Bis jetzt bist du noch ein ganz kleiner Stier. Du bist erst dreißig Stunden alt, das heißt ein bisschen mehr als einen Tag, als du die Erfahrung der ersten Brutalität deines so kurzen Lebens machst. Ein Mann hebt dich hoch, legt dich seitwärts auf eine Schubkarre und transportiert dich weit weg von deiner Mutter. Ihr heulendes Muhen lässt deine zarte Seele bis ins Tiefste gefrieren, denn es handelt sich um Schreie einer herzerreißenden Verzweiflung. Diejenige, die dich zur Welt gebracht hat, stieß außerdem einen plötzlichen Schwall an Angstpheromonen aus. Du weißt es genau, weil du schon die Grundlagen der Verständigung deiner eigenen Pheromone kennst. Die Schubkarre ist hart, das Ruckeln schmerzhaft. Das Jammern deiner Mutter entfernt sich, aber es ist immer noch deutlich

hörbar. Du versuchst, aufzustehen. Das ist gar nicht so einfach. Deine Hufe gleiten in der Schubkarre aus.



Der Mann hält an. Er hebt dich wieder hoch, um dich dieses Mal auf eine Metallplatte zu legen, inmitten von drei anderen, genauso jungen Rinderkälbchen, die genauso vor Angst zittern wie du. Ihr seid auf der Ladefläche eines Lastwagens, dessen Auspuffgase höllisch stinken. Noch ein letztes Neugeborenes wird zu euch geworfen, dann fährt der Viehtransporter los.

Während das Fahrzeug mit Höchstgeschwindigkeit auf der breiten Straße rollt, flattert eine Plane über euren Köpfen. Der älteste unter euch ist erst vierzig Stunden alt! Ihr seid alle völlig verängstigte Kalbskinder. Der abstoßend ekelhafte Motorgestank hat den beruhigenden Duft eurer Mütter ersetzt. Eure Hufe halten nicht auf dem vibrierenden Metall. Ihr schafft es nicht, stehen zu bleiben. Eure Bäuche schlittern in den Kurven, die euch einmal auf der einen, einmal auf der anderen Seite der Ladefläche zusammenpferchen.

Die Hektik, die Stöße, die Geräusche, der Gestank steigern schmerzhaft eure Herzschläge und lassen kolossales Adrenalin in eure Adern strömen.

Du denkst nur noch an deine Mutter. Du denkst so stark an sie, dass der Geruch ihres feuchten Atems, ihre Zärtlichkeit, ihre Zunge, ihre Wangen,

die deinen Rücken und deinen Hals streicheln, ihr großes Maul auf deinem kleinen, dir wieder in Erinnerung kommt... und du siehst noch ihre großen Augen, die dich mit unendlicher Zärtlichkeit betrachten. Alle fünf, ruft ihr unaufhörlich nach derjenigen, von der man euch für immer weggerissen hat. Ihr erlebt gerade die erste fürchterliche Brutalität eures Lebens, eines glücklicherweise kurzen Lebens, weil es nur noch aus einer Reihe von Schmerz und Leiden bestehen wird. [§]

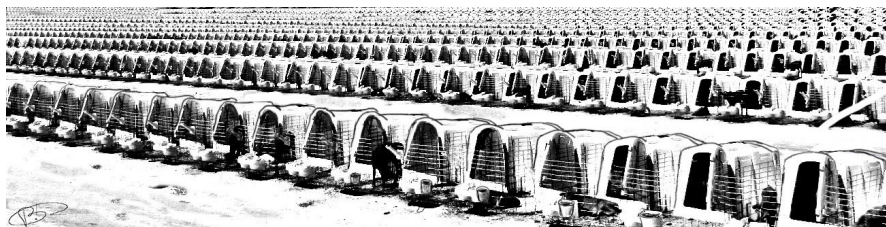
Die geistige Beeinflussung verschwand wieder.

— „Aaaaah!“, schrie der Oberst und ließ sich rückwärts aufs Bett fallen.

Nicht mehr als zwei Sekunden waren seit dem Eindringen des ersten Erinnerungsflusses vergangen. Die Pause hatte nur die Hälfte dieser Zeitspanne betragen. Ein dritter Engrammschub erreichte Elijah Floyds Gehirn.

§§§

[§] Der Viehlaster verlangsamt die Geschwindigkeit. Er hat sein Ziel erreicht: Die riesige Etari-Mastanlage. Es handelt sich um ein weites Gebiet, genauso steril wie eine Mondlandschaft. Hier stehen in Reih und Glied winzige, weiße Plastikhütten aufgereiht. Jede von ihnen ist mit einem noch kleineren Maschendrahtzaun eingefasst. Beide zusammen erreichen noch nicht einmal zwei Quadratmeter.



Zwei homo sapiens, die du zum ersten Mal siehst, holen euch von der Ladefläche und tragen euch auf ihren Armen, um euch in einem dieser Kerker abzusetzen. Dir wird der Platz 270 zugeteilt. Rechts und links von dir erkennst du zwei, die mit dir mitgereist sind. Ihr habt euch im Lastwagen ein bisschen kennengelernt. Das Gefühl, euch etwas weniger einsam zu fühlen, tut euch gut, aber die Zäune, die euch trennen, hindern euch daran einen engeren Kontakt zu haben, als nur den visuellen. Angst ist das, was du hauptsächlich fühlst, und deine Mutter fehlt dir unbeschreiblich. Du siehst und fühlst, dass deine Nachbarn das gleiche

empfinden. Die gleiche Not zu empfinden, hat einen Doppeleffekt: zu wissen, dass du nicht allein bist, um dem Unbekannten entgegenzusehen, tröstet dich ein wenig, aber die ganze Panik, die du in deiner Umgebung so stark verspürst, verstärkt deine noch mehr. Diese verzweifelten Blicke, denen du begegnest, und die zitternden Körper scheinen dir zu bestätigen, dass du guten Grund hast, dich zu fürchten.

Du hast Hunger. Ein Mensch geht in raschem Schritt den kleinen Weg entlang, um eine Nuckelflasche am Zaun jeden kleinen Kerkers festzuschlagen. Du saugst hungrig. Es ist Kolostrum. Es wäre ein unglaublicher Zufall, wenn diese Flüssigkeit zum Teil von deiner Mutter stammen würde. Hier ist aus praktischen Gründen alles zentralisiert.

Allmählich verschwimmt die Welt gegen Tagesende und geht über in totale Dunkelheit. Es ist die zweite Nacht, die du erlebst. Heute Abend erscheinen Sterne. Du schnupperst das Gemisch aus tausenden von Rindergerüchen, welches all diejenigen ausstrahlen, die, genau wie du, hier in dieser Hölle stecken. Hinzu kommen noch die von Menschen und vor allem von Motoren erzeugten Gerüche. Dort, links von dir, auf einer Anhöhe, blinken künstliche Beleuchtungen ihrer Wohnungen und Nebengebäude. Es herrscht eine gewisse Ruhe, denn sie lassen sich nicht sehen. Wird die Welt so bleiben? Oder wird sie wieder lichtdurchflutet sein? Du hast keine Ahnung. Selbst ein Mensch deines Alters wüsste auf diese Frage keine Antwort, die er sich übrigens gar nicht stellen könnte. Du bist müde. Dein Körper schläft ein. Und du mit ihm. In deinen Alpträumen gleiten deine Hufe auf vibrierendem Eisen aus, du fällst um, eine beängstigende Plane flattert laut um dich herum, und ein fürchterlicher Gestank greift dein Flotzmaul an.

Am nächsten Morgen bist du außerhalb deiner kleinen Hütte. Durch die verzinkten Stäbe, die dich einsperren, beobachtest du zwei Männer die einen deiner Nachbarn links bearbeiten. Du fragst dich, was die da wohl machen. Sie haben das Kälbchen aus seiner Hütte geholt und auf die Erde gelegt. Einer der Männer zwingt es, auf der Seite liegen zu bleiben, indem er es mit dem Knie und beiden Händen auf den Erdboden drückt. Der andere benutzt einen Apparat, der einen elastischen Ring um den oberen Teil seines Hodensackes legt. Dies quetscht die Blutgefäße, um den Blutkreislauf der Hoden zu unterbrechen, wodurch das Gewebe abstirbt. Dieses Kastrationsverfahren läuft schnell ab. Sie bringen deinen Kumpel wieder zurück in sein kleines Gehege und kommen zu dir. Du weißt

natürlich nicht, was sie machen. Jedoch hörst du deinen Nachbarn vor Verzweiflung muhen, und du kriechst in die hinterste Ecke deines Unterschlupfes, aber eine Hand packt dich an einem Beinchen und zerrt dich nach draußen.

— „Ah! Also los, wir werden die Eier eines Pandas abknallen, nicht wahr?“, triumphiert eine Stimme.

Der andere lacht. Sieben Minuten später wirst du deinerseits wieder in deinen Kerker transportiert. Der Kastrationsgummi, der deine Keimdrüsen abquetscht, schmerzt fürchterlich. In ein paar Tagen wirst du kein Stierbulle, sondern nur noch ein Ochse sein. Ihr habt diese Verstümmelung auf euch nehmen müssen, damit das fehlende Testosteron euch gefügig, unterworfen und manipulierbar genug macht. Im schlimmsten Falle, hätte dieses Testosteron euch einen entschieden widerspenstigen, oder gar aggressiven Charakter verleihen können. Sklaven, die revoltieren, schaden dem Ertrag. Außerdem sorgen fehlende männliche Hormone für Muskelausgleich in den Fleischstücken, die man als „edel“ bezeichnet. Anders ausgedrückt: ihr werdet dadurch besser schmecken. Die menschliche Spezies hat jedes Interesse daran, dass ihr schnellstens möglichst viel Gewicht zunimmt, indem ihr für jedes gewonnene Kilo Fleisch ein Minimum an Futter verzehrt. Man sperrt euch in diesen winzigen Kerker, damit ihr nicht nur so wenig Energie wie möglich bei Bewegungen verschwendet, aber vor allem an Gewicht zunimmt. Von euren Müttern erwartet man Milch. Von euch, ihren Söhnen, erwartet man Fleisch. Heute wiegst du zweiundvierzig Kilo. Deine Besitzer und Ausbeuter werden dich tagtäglich um mindestens achthundert Gramm mästen. Je nach Jahreszeit kann diese Gewichtszunahme ein Kilo überschreiten.

Du bist noch ein Baby. Vor fünfzig Stunden warst du noch im mütterlichen Leib. Der Gummiring, der deine Hoden abwürgt, schmerzt dich. Du hast Angst. Deine Mutter fehlt dir. So wie deine Nachbarn, wie alle Kinder hier, rufst du nach ihr und weinst.

Der Tag geht zu Ende. Sobald die Dunkelheit eintritt, wirst du das Jammerkonzert von Hunderten von Kälbern hören und das olfaktorische Tohuwabohu all der anderen wahrnehmen, die Angstpheromone freisetzen. Eure kurze Existenz ist genauestens programmiert. Euer Schicksal ist besiegelt. Der Zeitpunkt eures Lebensendes wird schon lange vor eurer Geburt festgelegt. Euer letzter Gang im Todeskorridor ist geplant. Euer Fleisch und eure Haut sind schon von Fleischhändlern und Gerbereien

reserviert. Da gibt es doch keinen Grund, gerührt zu sein, meinen die Verbraucher. Der Löwe frisst die Gazelle, das ist nun einmal so! Manche fügen dann noch mit einer fatalistischen Mimik hinzu, die dann die Relevanz dieser Aussage noch unterstreicht, dass auch Pflanzen leiden.

Am nächsten Tag, keine Nuckelflasche mehr. Ein eimerförmiger Trog wird an das Gitter befestigt. Er enthält mit Wasser verdünntes Kuhmilchpulver. Warum hat man dich denn dann nicht gleich bei deiner Mutter gelassen, um dir letztendlich doch Milch deiner eigenen Spezies zu geben? Weil es auf diese Art einfacher ist, deine tägliche Ration zu kontrollieren. Es ist sehr wichtig für die Fleischindustrie, Herr deines MFA (Magerfleischanteil) zu sein. Dabei handelt es sich um das Verhältnis der Fleischmenge zum Gesamtgewicht des Schlachtkörpers. Um dieses Gewicht zu optimieren, wird das Kleine immobilisiert, damit es nichts weiter tut, als das Futter in Fleisch umzusetzen. Aber man muss auch aufpassen, dass Überernährung vermieden und kein Fett angesetzt wird. Die ‚Umwandlungsmaschine‘ von Pflanzenproteinen in Fleischproteine muss genauestens ernährt werden, selbst wenn die armen Tiere frustriert sind. Seinen Hunger zu stillen ist wirklich nicht die Absicht. Dies ist der Grund warum man dich nicht an deiner Mutter saugen lässt. Du würdest zu viel ihrer Milch verzehren. Bis zu deinem Tode wirst du diesen Hunger kennen. Aber bald schon wirst du diesen Frust wegen eines viel schlimmeren Entzuges vergessen.

Es ist nicht leicht, im Trog zu trinken, aber du hast keine andere Wahl. Du saugst diese Mischung auf, die noch ein bisschen Kolostrum enthält. Die Milch deiner Mama war so viel besser! Und diese an ihren Zitzen zu saugen war so viel beruhigender! Aber du hast Hunger, und so gibst du dich eben damit zufrieden. Du beobachtest zwei Männer, die sich links von dir entfernen. Mittels eines kleinen Fahrzeuges, verteilen sie die Flüssigkeit an die anderen Gefangenen. Der eine fährt das Fahrzeug, während der andere auf der Ladefläche stehend die Eimer an den dafür vorgesehenen Platz stellt. Du hörst ihre Stimmen, denn sie sind in der Nähe. Wie solltest du denn wissen, dass sie vom DTLM (durchschnittliche tägliche Lebensmasse-Zuwachs) sprechen? Es handelt sich um den Mittelwert deiner täglichen Massezunahme, die in Gramm ausgerechnet wird. Sie sprechen auch über den FVI (Futterverwertungsindex). Dieser Index misst die Menge des zu liefernden Futters, um die Gewichtszunahme eines Kilos zu erreichen. Es ist sehr wichtig für den Viehzüchter, den FVI zu regulieren. Er muss so niedrig wie möglich gehalten werden, um die Futterkosten zu

optimieren. Wie schon erklärt, ist eines der Mittel, um den FVI zu reduzieren, dass die Kleinen sich so wenig wie möglich bewegen. Bewegung verbraucht Energie, die eine Menge Futter verschwendet, welche nicht in Fleisch umgewandelt wird. Außerdem verringert eine minimierte Fläche für die Fleischmaschinen auch die Investitionskosten der Viehhaltungsinstallationen. Und so summiert sich alles: je weniger Platz die Sklaven haben, um so rentabler ist das Geschäft. Dies muss so weit wie möglich befolgt werden, d.h. bis zum Äußersten. Jenseits dieser Grenze würden zu viele Tiere aufgrund dieser Qualen sterben. Durch Versuche hat man die Grenze jeder Tierart herausgefunden. Für die Hennen in Legebatterien beträgt die Fläche die Größe eines DIN-A4-Blattes.

Nun, was dich betrifft, musst du auf $1,50 \text{ m}^2$ leben, solange du nicht mehr als 150 kg wiegst. Bei einem Gewicht von 150 bis 220 kg habt ihr Anrecht auf $1,70 \text{ m}^2$ und über 220 kg auf $1,80 \text{ m}^2$.

Nun, vergiss vor allem nicht: der Löwe frisst die Gazelle! So ist das Leben eben!

Während der folgenden Tage, machst du mit deinen beiden Nachbarn Bekanntschaft. Du verstehst, dass auch sie nach ihrer Mutter jammern, dass auch ihnen die Hoden schmerzen, dass auch sie Hunger haben, und dass auch sie sich in ihrem $1,5 \text{ m}^2$ Quadrat zu Tode langweilen. Sobald man euch euer Futter bringt, stürzt ihr euch darüber her, sowohl aus Hunger als auch aus Langeweile, weil es nichts anderes zu tun gibt, was euch ablenken könnte.

Allmählich beginnt das schlimmste Leiden, das ihr während der euch noch bleibenden Lebenszeitspanne erleben werdet: Eisenmangel. Eisen wird euch absichtlich verweigert, um helles Fleisch zu liefern. Der Konsument möchte es so. Folglich gibt man euch eisenarmes Futter.

Nach zwei Wochen fallen eure abgestorbenen Hoden ab. Dieser Schmerz ist mit der Zeit verschwunden.

Dein Nachbar rechts ist fast ganz weiß, nur sein Kopf und das Ende seiner Beinchen sind schwarz. Der links von dir, ganz im Gegenteil, ist hauptsächlich schwarz, aber sein ganzer Kopf und der hintere Teil seines Schwanzes sind weiß, sowie ein kleiner Fleck auf dem Rücken.

Diese beiden Jungochsen sind die einzigen deiner Art, mit denen du leicht deine Emotionen austauschen kannst. Du hörst auch die, die nicht zu weit entfernt sind, aber da sie oft von deinen nächstliegenden Nachbarn verdeckt sind, kannst du ihre Körpersprache nicht sehen, und ihre

Pheromone vermischen sich mit all denen des ganzen Lagers in einer undefinierbaren, olfaktorischen Kakophonie.

Schwarzkopf heult noch nach seiner Mutter. Weißkopf ist schweigsam, aber sein Geruch macht klar, dass es ihm nicht gut geht. Der Eisenmangel macht sich mehr und mehr bemerkbar. In dieser Mastanlage wurde an alles gedacht. Eure Gefängnisse haben nicht den geringsten Gegenstand aus Eisen, der für euch erreichbar sein könnte, den ihr ablecken könntet, um eure Anämie zu reduzieren. Das Ziel ist, die Anzahl eurer roten Blutkörperchen zu senken, damit euer Fleisch heller wird.

Jetzt bist du einen Monat alt. Bei einem Tempo von achthundert Gramm alle vierundzwanzig Stunden, hast du sechshundert Kilo überschritten. Euer Tagesablauf besteht aus körperlicher und moralischer Qual und als Kulisse habt ihr diese schreckliche Langeweile. Wie die anderen hier, hast du deine Mutter vergessen und weißt nicht, dass sie deine Mutter war. Du hattest ja gar nicht Zeit genug, dir auch nur ein Bild von ihr zu machen. Du hast das Streicheln ihrer Zunge und ihres Maules, ihren warmen Atem und ihren beruhigenden Geruch fürchterlich vermisst. Dieser Verlust war schrecklich. Das weißt du. Aber jetzt fehlt euch Eisen mehr als alles andere. Selbst Schwarzkopf heult nicht mehr nach seiner Mutter, so sehr plagt ihn die Qual des Eisenmangels. Weißkopf hat sich das linke Vorderbein verstaucht, als er versuchte, über den Zaun zu klettern. Diese Verstauchung schmerzt ihn sehr, aber nicht mehr als der Mangel an Eisen.

Du bist jetzt sechs Wochen alt und du wiegst fast achtzig Kilo, als ein neues schmerzhaftes Ereignis dein langweiliges Leben unterbricht. Das verzinkte Gitter, das euch in weniger als zwei Quadratmeter zurückhält, hat eine kleine Öffnung, die man Fressgitter nennt. Durch dieses könnt ihr euren Kopf zum Trog beugen, der außerhalb des Gitters hängt. Heute Morgen, links von dir, beobachtetest du die Futterverteilung, die nicht wie gewöhnlich abläuft. Sie dauert länger als sonst und wird von einigen Muhen und Stresspheromonen begleitet. Die beiden Angestellten, die du zu sehen gewöhnt bist, nähern sich seltsam langsam. Sie bleiben zehn bis fünfzehn Minuten vor jedem Gefangenen stehen. Seit einiger Zeit schon, kennst du die beiden Männer. Sie haben nicht nur nicht den gleichen Geruch, sondern einer ist groß und dünn, der andere ist kleiner und trägt eine Brille mit sehr dicken Gläsern, die seine Augen stark vergrößern. Groß-und-Dünn ist nur selten brutal. Das kommt nur vor, sobald er durch seine Arbeit gestresst ist. Aber das passiert selten. Großauge jedoch hat die

Manie, euch aus purem Vergnügen zu ohrfeigen, wobei dies oft von einem lauten Gelächter begleitet wird. Sie stehen jetzt vor Weißkopf und füllen seinen Futtertrog. Aber dein Leidensgenosse stürzt sich nicht darauf wie üblich. Er scheint misstrauisch. Groß-und-Dünn rüttelt an dem Behälter. Diese Bewegung lockt Weißkopf unwiderstehlich an. Er schiebt seinen Hals durch das Futterloch. Großauge manipuliert eine Vorrichtung, um den Kopf des Ochsenkalbes bewegungslos zu machen, so dass es danach nicht mehr zurückweichen kann. Groß-und-Dünn befestigt dann einen Halfter mit einem Nasenring um das weiße Maul. Der Kleine ist danach nicht mehr fähig, den Schädel zu bewegen. Du bekommst nicht so richtig mit, was dann geschieht, weil Großauge dir die Sicht versperrt. Du hörst die Hufe von Weißkopf, der auf der Erde herumtrampelt und vom Gitter, das klappert. Du riechst einen starken Brandgeruch. Das dauert zehn Minuten während denen dein Herzschlag sich beschleunigt.

Jetzt stehen sie vor dir. Du verkriechst dich so tief wie möglich in die Enge deiner Plastikhütte. Den vollen Trog zu schütteln hilft nichts. Du willst nicht herauskommen. Also sticht dir Groß-und-Dünn eine Nasenklemme ins Flotzmaul. Es handelt sich um eine Art Zange, die dir die Nasenscheidewand zusammenklemmt. Dieses Zwangsinstrument ist an einem Seil befestigt, das der Mann durch das Fressgitter zieht, bevor er daran zerrt. Widerstand wäre viel zu schmerzhaft. Vielleicht stammt die Redewendung ‚an der Nase herumführen‘ davon? Kann schon sein! Jedenfalls bleibt dir nichts anderes übrig, als deinen Hals schön gehorsam in die Gitteröffnung zu strecken.

— „Los, Panda, du bist dran!“, ruft Großauge.

Das ist das zweite und letzte Mal in deinem Leben, dass sich ein Mensch direkt an dich wendet. Er blockiert deinen Kopf mit der gleichen Vorrichtung, die er bei Weißkopf benutzt hat. Du hast Angst. Was sich dann abspielt, geschieht außerhalb deines Blickfeldes, denn es geschieht auf deinem Schädel. Anhand eines Haarschneiders werden dir rechts und links deiner Stirn zwei wachsende Spitzen abasiert. Sobald dies erledigt ist, werden die kleinen Hornknospen, die nie zu Hörnern heranwachsen werden, mit einem thermischen Enthornungsgerät verätzt. Das ist fürchterlich schmerzhaft. Du verstehst jetzt, warum Weißkopf sich wehrte, schrie und Schmerzpheromone ausstieß, die der starke Brandgeruch nicht überdecken konnte. Es wird empfohlen bei dieser Verstümmelung ein örtliches Betäubungsmittel anzuwenden, jedoch ist dieses Mittel nicht kostenlos und es zu benutzen würde zusätzliche Zeitverschwendung und

Kosten bedeuten. Demzufolge wird dies immer ohne Betäubung gemacht. Stimmt, schließlich frisst ja auch der Löwe die Gazelle!

Die Männer lassen dich los. Großauge ohrfeigt dich noch lachend.

— „Ich verstehe nicht, warum du das machst!“, sagt Groß-und-Dünn zu ihm.

— „Ich kann nicht anders. Das entspannt mich!“, antwortet Großauge. „Das ist so ein beschissener Job, dass ich einfach was brauche, um lachen zu können.“

Sie gehen weiter zu Schwarzkopf, der sich beunruhigt fragt, was die da machen. Du schüttelst nur den Kopf, so als hofftest du, diese Brandwunden loszuwerden. Der Schmerz wird langsam verebben, aber das wird ungefähr zehn Stunden dauern. Du hättest ein schöner Stier werden können, groß, stolz, stark und richtig abwehrbereit. Du wirst nichts weiter sein, als ein gefügiger Krüppel, eine Fleischmaschine. Nichts weiter. Dein Testosteron und deine Hörner stellten ein Problem für die Aufgabe dar, die man für dich vorgesehen hat, für den Gebrauch, für den dein Körper bestimmt wurde.

Du musst dich mit dem Gedanken abfinden: Du lebst in diesem Körper, weil du in ihn hineingeboren wurdest, aber er gehört dir nicht. Du hast keinerlei Anspruch auf ihn, noch nicht einmal den Nießbrauch! Er gehört der Menschheit, die damit macht, was sie will, bis zu deinem Tode und vor allem danach! Du bist nichts weiter als eine Ressource, die in Zellophan gepacktem Fleisch enden wird, sowie in Schuhen, in Geldbeutel, in Gürtel, in Sofas, in Säcken voller Düngemittel... Du bist jetzt schon dieses Objekt in diesem Entwicklungsprozess! [§]

Die Generalin hatte das Gebäude verlassen. Sie wurde respektvoll von der Wache begrüßt. Sie hatte die Schwelle der Sektion Prima 16 seit weniger als vierzig Sekunden übertreten, ohne zu ahnen, dass während dieser kurzen Zeitspanne der Oberst mehrere Monate das Leben eines Rindes hinter sich hatte. Sie ging weiter und entfernte sich von dem Gebäude, um von unerwünschten Lauschern entfernt zu sein, und damit sie jemanden mit ihrem abgesicherten Handy anrufen konnte.

§§§

[§] Sobald der Eisenmangel dich zu sehr plagt, versuchst du, deinen eigenen Urin zu trinken, der ein bisschen Eisen enthält. Aber das ist gar

nicht so einfach, weil du so sehr gewachsen bist, dass du es nicht schaffst, dich in deinem engen Kerker um dich selbst zu drehen.

Im Alter von zwei Monaten holt man dich aus deinem Mini-Gefängnis, um dich in ein Gehege mit anderen deines Alters zu pferchen. Ihr seid dicht an dicht zusammengezwängt. Der euch zugestandene Lebensraum beträgt nur 1,5 m². Ihr teilt euer Leid in fürchterlichem Angstgemuhe. Glücklicherweise triffst du wie durch ein Wunder inmitten all der Unbekannten, die dich laufend anrempeln, Schwarzkopf und Weißkopf.

Die Zeit fließt langsam dahin. Das Leben ist durch die Futterverteilung getaktet. Das Futter wurde im Lauf der Zeit verändert und die Milch durch Raufutter ersetzt. Die Milchproduktion ist hauptsächlich für den menschlichen Verbraucher bestimmt. Die Nächte sind mühsam. Der Schlaf ist nie sehr tief auf diesem harten, von Kot besudelten Boden. Der Platz für jeden ist so spärlich, dass es unmöglich ist, sich zu bewegen, ohne einen Nachbarn aufzuwecken. Und dann der Eisenmangel! Immer wieder dieser Eisenmangel!

Du bist jetzt sechs Monate alt und wiegst zweiundachtzig Kilo. Die Kastrations- und Enthornungsschmerzen sind nur noch schlechte Erinnerungen. Weißkopfs linkes Vorderbein tut nicht mehr weh. Deine Existenz ist nichts weiter als eine Last von Eintönigkeit und Leiden des Eisenmangels wegen. Außer den Gitterstäben eures Geheges gibt es nichts in eurer überfüllten Nanowelt, nichts um euch abzulenken. Weißkopf und Schwarzkopf verzweifeln genau wie du vor Monotonie. Du bleibst so viel wie möglich bei deinen Freunden, obgleich du noch andere Kälber deines Alters kennen gelernt hast. Alle anderen haben genauso wenig Freude wie du. Der Tagesablauf ist todlangweilig. Männer gehen in Windeseile vorbei, um Futter zu verteilen, zu trinken zu geben und die Exkremente zu entfernen oder einige rätselhafte Tätigkeiten zu erledigen. Dann die Ohrfeigen von Großsauge. Ganz da oben, weit über dir, ist es manchmal blau, dann mit weißen Dingen übersät, die dahinfließen und sich andauernd verformen, dann wieder grau, dann plötzlich schwarz. Die Wetterphänomene sind glücklicherweise da, um euch ein wenig Abwechslung zu schenken. Mehr oder weniger starker Wind. Mehr oder weniger heftig. Und einmal sogar ein bisschen Schnee. Manchmal hält ein Fahrzeug an, um neue Jungtiere in dieser Mastanlage abzuladen. Ein

andermal transportiert ein Lastwagen einige unter euch weg, die schon größer sind. Diese Ereignisse spielen sich fast immer außerhalb deines Blickwinkels ab, aber du hörst das verängstigte Blöken. Du hast nur einmal bei einer derartigen Verladung zugehört. Männer benutzten elektrische Stachelapparate, um die Kälber zu zwingen, über die schräge Laderampe auf die Ladefläche zu steigen. Sie zitterten auf ihren unsicheren Beinen und waren völlig verängstigt! Schwarzkopf und Weißkopf fühlten sich genauso unwohl wie du. Das Leben hat nicht mehr Geschmack als das langweilige Futter. Dieses Leben ist nichts weiter als Leid und Leere.

Heute bist du dreizehn Monate alt. Du wiegst dreihundertfünfundsechzig Kilo. Großauge ohrfeigt dich schon lange nicht mehr. Das bringt ihn nicht mehr zum Lachen, weil dein Kopf unter dem Schlag nicht mehr reagiert. Er schlägt die Gesichter der neu angekommenen Kleinen in ihrer Plastik-Box. Ihr seid zwanzig des gleichen Alters und mit vergleichbarem Gewicht. Ihr wurdet nach Geburtsdaten zusammengepfercht, um die Arbeit derjenigen zu erleichtern, die euch abholen kommen, um euch zum Schlachthof zu bringen. Ein riesiger Lastwagen hält ungefähr fünfzig Meter vor dir. Zwei homo sapiens, die du noch nie gesehen hast, ein Weibchen und ein Männchen, steigen aus. Sie werden von Großauge empfangen. Er schüttelt die Hände der Unbekannten. Die Frau drückt auf einen Knopf an der Seite des LKW. Dadurch kippt die gesamte hintere Wand des Fahrzeuges, die sich öffnet, wie ein Unterkiefer herunter, bis sie den Erdboden berührt. Auf diese Art entsteht eine schräge Zugangsfläche.

Über den Zaun hinweg, der euch eingesperrt hält, betrachtest du dies alles immer besorgter. Du wechselst Blicke mit Schwarzkopf und Weißkopf, die offensichtlich im gleichen Angstzustand sind wie du.

Die drei homo sapiens verschwinden aus deinem Blickfeld, kommen aber schnell wieder zurück. Großauge und die Frau ziehen je einen deiner Artgenossen an der Nase mit Hilfe einer Nasenklemme, die an einer Stange befestigt ist. Durch diese Vorrichtung können sie sowohl das Tier zerren als auch von der Seite herschieben. Der unbekannte Mann begleitet sie. Er hat eine Art Stock in der rechten Hand, der eigentlich ein Elektroschocker ist. Die beiden Jungrinder rollen verängstigt mit den Augen und stöhnen vor Schmerzen. Das Flotzmaul ist derart empfindlich! Sie bewegen sich linksch vorwärts, so als hätten sie noch nie die Gelegenheit gehabt, sich ihrer Beine zu bedienen. Und das aus gutem Grund! Der Viehtransporter steht ungefähr hundert Meter von der Stelle entfernt, die die Tiere fast nie

verlassen haben. Während ihrer gesamten Existenz haben sie kaum mehr als zehn Schritte auf einmal vollbracht. Diese Distanz zu meistern, ist für sie eine regelrechte Herausforderung. Jedenfalls bedeutet er den längsten Marsch ihres ganzen bisherigen armseligen Lebens. Sie werden zu dieser schrägen Ladebrücke geführt, indem man sie am Flotzmaul zieht und mit dem Elektroschocker vorwärtstreibt. Sie werden gezwungen, den LKW zu besteigen.

Sobald du an der Reihe bist, zwickt dich Großauge mit der Nasenklemme in dein Flotzmaul und öffnet das Gitter, durch das du nur während eines Großteils deines Lebens die Außenwelt betrachtet hast. Diese feste Komponente plötzlich aus deinem Blickfeld zu verlieren, ist eigentlich schon ein surreales Ereignis. Der Gedanke, dass ein so alltäglicher Bestandteil deiner Welt verschwinden könnte, ist dir noch nie auch nur flüchtig in den Sinn gekommen. Dies hat nichts mit deinen kognitiven Rinderfähigkeiten zu tun. Einem Menschen gleichen Alters in einem vergleichbaren Rahmen, wäre es nicht anders ergangen. Leider bleibt dir die Zeit nicht, um deine Intelligenz durch diese stimulierende Erfahrung zu schärfen. Du kannst nur deinem Flotzmaul folgen, um die Schmerzen zu mäßigen. Schwarzkopf trampelt vor dir auf der Zugangsbrücke. Er zittert und bebt genau wie du. Er dünstet sein Entsetzen genauso stark aus wie du, und sein Herz schlägt genauso schnell wie deines. Seine Hufe rutschen auf der schrägen Brücke aus. Genau wie die fünfzehn anderen auf der Ladefläche, geht Schwarzkopf schließlich hinein. Die Frau zieht dich am Flotzmaul und der Mann verabreicht dir den elektrischen Stich aufs Hinterteil. Du hast noch nie einen Elektroschocker gespürt. Er macht dir dermaßen Angst, dass du das Gefühl hast, der Tod in Person berühre dich. Hinter dir erlebt Weißkopf ebenfalls Angst und Schrecken. Deine Beine zittern und beben sowohl unter der außergewöhnlichen Anstrengung, die man ihnen aufzwingt, als auch der Unsicherheit wegen. Aber du steigst in den LKW. Großauge befreit dich von der Nasenklemme. Die anderen sind im hinteren Teil des LKW zusammengepfercht. Du drückst dich an sie, und du schaust zurück auf den nächsten, der einsteigt. Genau wie du, kommt er eher gut zurecht. Der nächste ist Weißkopf. Der Arme! Auf der Zugangsbrücke rutscht er aus, fällt auf die Seite und rutscht zurück bis zum Erdboden. Wütend kotzt Großauge eine Reihe von Flüchen vor sich hin und zwingt ihn, wieder aufzustehen, indem er ihm das Flotzmaul mit der Nasenklemme hochzieht. Weißkopf muht vor Schmerzen und seiner fürchterlichen Panik. Seine verzweifelten Anstrengungen bringen ihn wieder auf

die Beine. Er schafft es, über die schräge Zugangsbrücke zu steigen und wankt zu uns. Blut fließt an seinem teilweise eingerissenen Flotzmaul entlang. Er schlottert derartig auf seinen vier erschöpften Beinen, dass er mehrmals beinahe zusammenbricht. Mit gesenktem Kopf schaut er auf die roten Flecken auf der Ladefläche, die aus seinem Flotzmaul tropfen und weint wie ein Kind. Er ist ja noch ein Kind! Ihr seid alle noch Kinder. Kinder, die ihr ganzes, kurzes Leben lang nichts in einem Lebensraum erlebt haben, der kaum größer als ihr Körper war. Ihr wisst gar nichts, weil ihr nichts gelernt habt. Von eurer Mutter weggerissen, kastriert, entwaffnet, anämiert, schlecht behandelt, denkt ihr gar nicht daran, euch aufzulehnen oder zu verteidigen. Außerdem wisst ihr nicht, dass euer Schicksal ungerecht ist, weil ihr ja tatsächlich gar nichts wisst. Nichts hat eurem Bewusstsein das Gefühl von Ungerechtigkeit vermittelt, deren Opfer ihr seid. Für euch ist die Existenz eben das, was ihr erlebt. Das ist alles! [§]

Die unkontrollierten Bewegungen, die der Oberst unbewusst während dieser geistigen Beeinflussung machte, hatten ihn aufs Bett fallen lassen. Er hatte noch nicht einmal die Zeit, sich dessen bewusst zu werden, weil der Engrammfluss, der in seinen Geist strömte, nur eine halbe Sekunde lang anhielt, bevor es weiterging.

§§§

Sobald der LKW losfährt, seid ihr einundzwanzig auf der Ladefläche. Zusammengedrängt, dicht an dicht, noch mehr zusammengepfercht als normalerweise. Du kennst jetzt die anderen, aber du bleibst lieber mit Schwarzkopf und Weißkopf zusammen, die in deiner Nähe stehen. Ihr habt keine Ahnung, was da vor sich geht, aber ihr ahnt alle, dass sich nichts Gutes ankündigt. Wenn ihr das erratet, ist das nicht instinktiv, wie der homo sapiens so gerne glaubt, weil er den nichtmenschlichen Wesen keinerlei Intelligenz zugesteht. Ihr wisst es, denn seitdem man euch von der Zärtlichkeit eurer Mutter weggerissen hat, habt ihr nie etwas Positives erlebt. Eure Erfahrung hat euch gelehrt, dass jedes neue Ereignis nur schmerzhaft sein kann. Und auch dieses Mal, das letzte Mal, sollt ihr leider Recht behalten.

Die Fahrt, dann das Warten im Stallbereich waren zermürend und angsterregend. Im Todeskorridor, wankt Weißkopf vor dir her,

Schwarzkopf folgt hinter dir. Dies ist kein Zufall. Du schaffst es immer, ununterbrochen zwischen beiden zu bleiben. Deine Mutter hat vor sechs Monaten hier ihr Leben am Ende dieses Ganges verloren. Sie ist zwischen diesen Wänden entlanggegangen. Ihre drei ersten Kleinen waren Weibchen. Ihr Schicksal ist, Milch zu geben, bevor sie in der gleichen Hölle landen. Du warst ihr letztes Kleines. Aber das alles kannst du natürlich noch nicht einmal ahnen! Deine Kenntnisse sind genauso beschränkt wie der Lebensraum, in dem du nur überlebstest.

Zwei homo sapiens versetzen euch Stromschläge, um euch vorwärtszutreiben. Ihr wisst, was euch erwartet, denn der Blutgeruch, der hier alles überflutet, ist eine klare Botschaft. Ihr habt nicht gelernt was der Tod bedeutet, dennoch fürchtet ihr ihn. Alle fühlenden Wesen haben Angst vor dem Ende. Es handelt sich um einen angeborenen Schrecken. Die Menschen nennen es den ‚Selbsterhaltungstrieb‘. Die Angst, das Leben zu verlieren, wie elend es auch sein mag, ist der allererste Schrecken. Anhand von Elektroschocks wurde Weißkopf in die Trip-Floor-Box gedrängt. Glücklicherweise hat ihm der Matador den Schädel an der richtigen Stelle durchquert. Das ist für ihn das Ende. Du hast seinen Tod gespürt. Eigentlich sollte man besser sagen, dass du sein Leben nicht mehr spürst. Du hörst seine Stimme nicht mehr, die seine Panik in die Welt muhte, und sehr schnell spült der Blutgeruch den seiner Angst weg.

Jetzt bist du dran, und du hast weniger Glück als Weißkopf, aber viel mehr als deine Mutter. Der Matador zersprengt dir einen Teil deines Schädels, ohne dich jedoch zu betäuben. Der Schmerz ist unerträglich, aber der zweite, dieses Mal endgültige Schlag, kommt glücklicherweise sehr schnell und lässt dich bewusstlos zusammenbrechen. [§]

Nachdem er die Notrufe des Rindes Nummer 3388 gehört hatte, das physisch einem Panda glich, war Schwarzkopf derart von einem krankhaften Zittern befallen worden, dass er umkippte. Seine verkrampften Beine hatten Schwierigkeiten, sich wieder zu erheben. Er hatte seinen Leidensgenossen gesehen, der ein paar Sekunden vor ihm an der Reihe ihres gemeinsamen Schicksals war: an einem Bein aufgehängt. Er hatte gesehen, wie man ihm die Gurgel aufschlitzte. Jetzt sieht er wie das Blut im Takt der letzten Herzschläge herumspritzte.

Ohne Unterbrechung, fing der nächste Arbeiter an, die Leiche in Stücke zu schneiden. Ein Objekt! Er war nie etwas anderes für die dominante Spezies gewesen. Nie mehr als ein Objekt! Er war es de facto geworden.

Ein Verkaufsobjekt! Ja, das ist aus ihm geworden. Genau wie seine Mutter und genau wie alle anderen.

46) Elijah Floyd, Nummer 3388

Als der Engrammfluss zu Ende war, steckte der Oberst plötzlich wieder in seiner menschlichen Haut. Das heißt, er war wieder Herr seiner selbst. Aber die Erinnerung daran, was er gerade derartig heftig erlebt hatte, war so tief in ihm verankert, dass er mehrere Sekunden brauchte, um sich wieder zurechtzufinden. Die eingepprägten Bilder seines Rinderlebens brauchten eine gewisse Zeit, um dem Raum zu geben, was seine Augen jetzt sahen. Das gleiche galt für seine anderen Sinne, so als hätten seine biologischen Sensoren Schwierigkeiten, den Schlachthof nicht mehr zu sehen und sich nicht mehr in einem Rind verkörpert zu fühlen.

Er brauchte keine fünf Sekunden, um festzustellen, dass er neben seinem Feldbett auf dem Rücken lag. Er wollte aufstehen, aber er kam gar nicht auf den Gedanken, sich auf seine beiden Beine zu stellen. Er erhob sich auf allen Vieren und hatte das Gefühl, etwas sei mit seinen Hufen geschehen. Unter heftigen Emotionen entdeckte er, dass er Hände hatte und musste sie unbedingt sofort ausprobieren, indem er die Finger bewegte. Für ihn hatte er seit dreizehn Monaten Hufe. Während seiner ganzen in seinen Geist eingeflößten Rinderexistenz, war der Zugang zu seinem menschlichen Erinnerungsvermögen blockiert gewesen. Jetzt erst hatte er ihn wieder. Diese beiden Leben waren ab jetzt in ihm verankert. Genauer gesagt, er war beide.

Genau wie Lucien Prérubem die Nummer 2712 gewesen war, war Elijah Floyd nunmehr die Nummer 3388, d.h. ein Doppelwesen: teilweise Mensch, teilweise Rind. Aber ganz im Gegenteil zu Lucien, der wusste, dass Bellisae auf ihn einwirken konnte, hatte der Oberst keinerlei Grund, an der Wirklichkeit seiner Rindererfahrung zu zweifeln. Keines der beiden Leben, die sein Erinnerungsvermögen ausmachten, war echter als das andere. Er war zuerst ein Mensch gewesen und dann ein Rind. Dann wieder ein Mensch und zwar ganz offenbar wieder derselbe. Wie unerklärlich dies alles für ihn im Moment auch sein mochte, es war nun einmal so.

Es war für ihn äußerst anstrengend, sich zitternd auf seine beiden Beine zu stellen, die zu benutzen er vergessen hatte. Irgendwie schaffte er es, sich auf sein Bett zu setzen. Genau wie Lucien es getan hatte, betastete und untersuchte er seinen ganzen Körper. Er brauchte fünf Minuten, um sich auszuziehen, weil sein Nervensystem vergessen hatte, wie man die Finger benutzt. Jedoch konnte er immer schneller die Kontrolle über seinen menschlichen Körper zurückgewinnen. Ganz nackt beobachtete, betastete und prüfte er nach, ob er noch Hoden besaß. Als er etwas später den Verband an seinem rechten Ohr spürte, erinnerte er sich allmählich wieder an die Ereignisse seines menschlichen Lebens, und es folgten all die anderen Erinnerungen. Ohne sich dessen bewusst zu sein, suchte er jedoch oberhalb seiner Stirn, die beiden Stellen, an denen man ihm die Hörner ausgebrannt hatte.

Der gesamte Engrammfluss hatte kaum mehr als drei Minuten gedauert. Um sich in etwa ein Bild davon machen zu können, was der Oberst fühlte, müsste man sich vorstellen, plötzlich dreizehn Monate lang im Körper einer anderen Spezies zu stecken und dann, drei Minuten später, sich wieder am gleichen Ort im ursprünglichen Leib zu befinden. Als er sich bewusst wurde, dass er nackt war, zog er sich in aller Eile wieder an. Die Generalin könnte jeden Moment eintreten. Sie hätte ihn beinahe erschossen... zwei Verdächtige zu befragen... einen Raum für das Verhör finden... all dies kam ihm plötzlich wieder zu Bewusstsein und wurde zur Gegenwart. Die Fähigkeit, wieder in seine Anatomie zu schlüpfen war bedeutend fortgeschritten, denn er brauchte weniger lange, sich anzuziehen als er gebraucht hatte, um sich auszuziehen.

In seinem Kopf schwirrten Gedanken völlig durcheinander. Es fiel ihm schwer, sein fürchterliches Rinderabenteuer mit den hier kürzlich festgestellten Verwirrungen in Verbindung zu bringen. Jedoch kam ihm der Zusammenhang flüchtig in den Sinn. Sich daran zu klammern hätte von ihm gefordert, auf einen Teil seiner selbst zu verzichten. Er hätte akzeptieren müssen, dass ein ganzer Teil seines Lebens nichts weiter als Illusion war. Dies war indes genauso schwierig, wie anzunehmen, dass seine gesamte menschliche Existenz nur ein Traum gewesen sei. Er stellte fest, dass er beim unbeholfenen Ausziehen zwei Knöpfe an seinem Hemd abgerissen hatte. Allerdings war es zu spät, das Hemd zu wechseln, die Generalin erschien.

Es muss dazu gesagt werden, dass der normalerweise picobello gekleidete Oberst gerade etwas vernachlässigt auftrat: Das Hemd schlecht

zugeknöpft, ein Hosenbein hochgeklappt... Sie führte dies auf das zurück, was sie ihm angetan hatte. Insgeheim tat es ihr leid.

— „Ich habe gerade mit meinem Team gesprochen, Oberst.“, sagte sie. „Die beiden Verdächtigen sind immer noch unter strengster Überwachung, aber...“

Sie schien äußerst überrascht und besorgt zu sein. Da er damit rechnete, dass ihre inneren Gefühle seine eigenen weniger offensichtlich machen würden, war er nicht allzu neugierig auf den Grund ihrer Erregung. Er musste sich eiligst innerlich beruhigen und bemühte sich also, den Schlachthof aus seinem Kopf zu verbannen. Er antwortete:

— „Aber...?“

— „Ich habe nicht den Befehl erteilt, sie festzunehmen, weil sich etwas Neues ereignet hat, worüber ich mit Ihnen reden möchte. Angesichts dessen, was ich gerade erfahren habe, ist es möglich, dass Sie es nicht mehr für nötig halten werden, sie zu verhören. Insbesondere die beiden. Stellen Sie sich vor, dass die Anzahl der Verdächtigen sich deutlich erhöht hat. Wir haben inzwischen mehr als hundert und die Anzahl steigt unaufhörlich.“

— „Was meinen Sie mit ‚Verdächtigen‘?“

— „Personen, die sich gegenseitig Nachrichten bezüglich dieses Vorfalles zugeschickt haben, der sich zwischen uns beiden abgespielt hat. Immer wieder der gleiche Text: ‚Heftige Spannungen zwischen dem Oberst Elijah Floyd und der Generalin Nicole Rama-Déjardin.‘“

— „Das ist wirklich merkwürdig! Alles scheint darauf abzuzielen, unsere Aufmerksamkeit auf die erste Person zu lenken... Das alles überstürzt sich jetzt. Viel mehr Zeit ist jedoch zwischen der ersten E-Mail und den folgenden verflossen...“

Elijah fragte sich von Neuem, ob all dies etwas mit seinem Leben als Rind zu tun hatte, aber diese Vermutung beflog nur ganz flüchtig seine Gedanken. Im Grunde fiel es ihm äußerst schwer, sich für die ganzen Rätsel rund um die ASIC zu interessieren.

— „Ähm... Sie haben recht! Das sieht ganz so aus. Und was machen wir jetzt?“

— „Halten Sie mir die beiden ersten warm, vor allem den Ersten. Verlieren Sie ihn ja nicht aus den Augen. Ich schlage Ihnen vor, ihn später zu verhören.“

— „In Ordnung!“

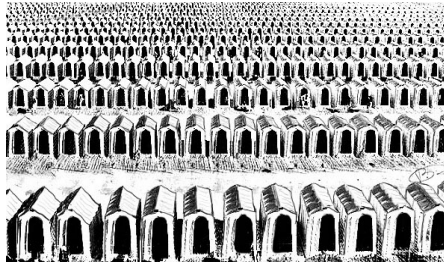
— „Ich muss jetzt gehen.“

- „Gehen?“
- „Ja, ich muss etwas irgendwo überprüfen,“ sagte er, indem er automatisch seine Hände betrachtete.
- „Irgendetwas irgendwo?“
- „Ja!“
- „Soll ich hier auf Sie warten?“
- „Ich muss mich dringend ein paar Stunden lang um etwas kümmern. Ich bitte Sie inständig: vertreten Sie mich doch bitte in der Zwischenzeit.“
- „Sie, Oberst, Sie entfernen sich von der ASIC?“
- „Ja.“
- „Sie sind ganz schön rätselhaft! Ich dachte, wir müssten zusammenarbeiten. Ich hoffe, Sie nicht beleidigt zu haben, als ich wegging, um mein Team zu kontaktieren!“
- „Nein, ich schwöre es Ihnen, Frau Generalin. Ja, wir arbeiten weiterhin zusammen, ganz selbstverständlich. Ich bitte Sie ja sogar, mich zu vertreten. Ehrlich gesagt, werde ich aus ganz persönlichen und ganz außergewöhnlichen Dingen abwesend sein!“
- „Herr Oberst, Persönliches kommt in der Armee immer nach der Mission!“
- „Dies ist das erste Mal in meinem Leben, Frau Generalin, dass ich diese Regel breche. Ich betone es noch einmal, es handelt sich wirklich um außergewöhnliche Gründe. Außerdem könnte es in diesem Fall sein, dass das, was persönlich ist, etwas mit dem zu tun hat, was die ASIC bedroht. Das ist es, was ich nachprüfen muss.“
- „Sie sind wirklich rätselhaft.“
- „Ja, schon möglich! Kann sein! Aber wenn ich Ihnen mehr darüber berichten würde, könnten Sie es nicht glauben.“
- „Gut, ich werde versuchen, Sie zu vertreten. Haben Sie den General Matrone davon informiert, dass Sie mir die momentane Verantwortung übertragen?“
- „Nein, Frau Generalin. Ich vertraue Ihnen diese Aufgabe an. Es ist allerhöchste Zeit, dass ich gehe.“
- „Gut... Denken Sie daran, zum Doc zu gehen. Ihr Verband ist ganz rot. Ihr Ohr scheint ganz schön zu bluten. Es tut mir wirklich leid.“
- „Oh! Vergessen Sie nicht, dass dies die Schuld eines Scheißwattestäbchens ist, Frau Generalin!“

Daraufhin verließ der Oberst den Raum und warf damit das Protokoll über Bord, ohne seinen Vorgesetzten um dessen Genehmigung zu bitten. Sie sah ihm mit perplexem Gesichtsausdruck nach, wie er sich hinkend aber leichtfüßig, auf ganz eigenartige Weise, entfernte.

47) Vornehmer zu handeln

Es war fast zwölf Uhr, als Elijah Floyd seinen Jeep neben einem Gebäude abstellte:



Große ebenerdige Fläche, keine Fenster zu sehen aus diesem Blickwinkel, gewelltes Faserzementdach, eine leicht geöffnete Tür, zwei breite Eingangstore aus grauem Metall. Das Gebäude befand sich auf dem höchsten Punkt des weitläufigen Geländes.

Von hier aus konnte man weiter unten die Gesamtheit tausender von Mastzellen sehen. Der Oberst schnupfte ein wenig weißes Pulver und steckte den kleinen Beutel wieder ein, bevor er ausstieg. Er begutachtete die Reihen der weißen Plastikkerker. Der Puls seines Herzens schoss in die Höhe. Er suchte den Ort seiner eigenen Gefangenschaft und ging hangabwärts, um es aus der Nähe zu betrachten. Schnell fand er die Reihe C und ging vorwärts bis zur Nummer 270. Die gefangenen Rinderkälber, die ihn durch das Gitter anstarrten, brachten schmerzhaftes Erinnerungen in Aufruhr. Ein paar Tränen trübten seine Sicht. Bald schon stand er vor der Hütte C270. Sie war von einem Kleinen besetzt, das ihn mit sanften Augen anstarrte, in denen es ihm nicht schwer fiel zu lesen. Es war der Blick eines Neugeborenen, das sich über alles wunderte, das nichts verstand und nur an tausend Qualen litt, weil es nicht mehr bei seiner Mutter war. Da fiel Elijah auf die Knie, packte mit seinen riesigen Fingern eine der verzinkten Stangen im Gehege und brach in hektisches Schluchzen aus,

das seine Wangen überschwemmte. Er hörte den Mann nicht, der sich näherte und schrie:

— „He! Was machen Sie hier? Wer sind Sie denn? Gehört Ihnen der Jeep, da oben?“

Der Oberst streichelte zärtlich die Stirn des Kleinen.

— „He! Ich rede mit Ihnen!“, drängte der Kerl „Was haben Sie denn hier zu suchen?“

Elijah Floyd drehte den Kopf und sah durch einen Tränenschleier zwei große Augen, die ihn durch dicke Brillengläser beobachteten. Er stand auf, um sich dem gegenüberzustellen, den er sofort erkannte, obgleich er ihn zum ersten Mal mit menschlichen Augen sah.

— „Ich... das heißt...“, meinte der andere, als er diesen erschütterten Gesichtsausdruck sah. „Geht's Ihnen nicht gut?“

Da der Oberst nicht antwortete und ihn weiterhin weinend ansah, nahm er sein Handy und rief um Beistand: „Komm mir helfen. Da ist so ein Verrückter! Weiß nicht, was der will. So richtig strange und dazu noch ein Muskelpaket, dieses Arschloch!“

— „So, so... du bist es also derjenige, der so gerne Ohrfeigen verteilt!“ knurrte ihn das Arschloch an.

— „Wie bitte?“ wunderte sich der Angestellte und steckte sein Handy in die Tasche.

— „Ich habe gesehen, wieviel Spaß es dir macht, diese kleinen Tiere zu schlagen! Was auch immer deine Scheißmotivationen oder psychischen Probleme gewesen sein sollten, die dich dazu trieben, fällt es mir schwer, dir zu vergeben.“

— „Ah ja, du Geisteskranker! Bist doch komplett verrückt! Hast ja schon einen tollen Schlag in die Visage gekriegt. Blutet ja noch ganz schön. Das Pflaster ist ganz rot! Bist aus dem Irrenhaus abgehauen, stimmts?“

— „Hat dein Vater dich verdroschen, als du ein Kind warst? Du wurdest wohl schlecht behandelt, und das hat dich so böse gemacht?“

— „Verkleidest dich gern als Soldat und schwätzt wie einer vom Mars, hä! Aber dein Jeep ist cool. Gefällt mir gut.“

— „Wenn es nicht meine Uniform wäre, die mich zwingt, meinen Zorn in Zaum zu halten, würde ich dir den Hintern versohlen. Aber meine Ehre verpflichtet mich, vornehmer zu handeln.“

Eine kräftige und schnelle Hand knallte auf die rechte Wange des bebrillten Kerls. Die eingerahmten, dicken Gläser flogen in parabolischer

Kurve davon, und landeten irgendwo in weitem Abstand. Ihr Besitzer wäre in das Gehege gekippt, wenn der Uniformierte ihn nicht aufgefangen und ihn mit der rechten Faust am Hals geschnappt hätte. Die zweite Pranke prasselte auf das gleiche Ziel nieder und ließ die Zähne unheilvoll knarren. Die dritte Ohrfeige war für einen Kieferbruch verantwortlich.

Als Elijah sich plötzlich darüber bewusst wurde, was er da anrichtete, strengte er sich übermenschlich an, um mit den Schlägen aufzuhören. Er löste seine Umklammerung um den Hals. Sein Opfer fiel röchelnd zu Boden. Der Oberst streichelte noch einmal das Jungtier, das jetzt seinen ehemaligen Platz einnahm, warf einen traurigen Blick zu den kleinen Nachbarn und ging langsam mit gesenktem Kopf auf sein Fahrzeug zu. Er vermied es, die kleinen Gefangenen anzusehen, die ihm mit großen Augen folgten.

Auf dem Rückweg traf er auf einen großen, dünnen Mann der zu seinem Kollegen eilte. Der Offizier sagte zu dessen Erstaunen nur:

— „Machen Sie sich keine Sorgen! Wir hatten nur einen kleinen Meinungsaustausch, aber nichts Ernsthaftes. Es handelte sich nur um eine kurze Auseinandersetzung zwischen alten Bekannten.“

Sprachlos schob sich der Angestellte zur Seite, um diesen beeindruckenden Militärkoloss vorbeigehen zu lassen und schaute ihm fassungslos hinterher. Dann, als er sah, dass sein Kamerad in einer surrealistischen Körperhaltung am Boden seufzte, rannte er los, um ihm zu helfen.

48) Ein echter Oberst, der es sehr eilig hat

Carlos Marcos verließ das Sekretariat, gefolgt von drei weiteren Betriebsangestellten. Alle trugen Arbeitskleidung und Gummistiefel.

— „Los Jungs ! Schnell, steht nicht herum!“, rief er ihnen zu.

Die drei Männer, denen er gerade Anweisungen gegeben hatte, entfernten sich, jeder in eine andere Richtung.

— „Gut... ähm... Ich werde wohl auch mit der Arbeit anfangen müssen.“, fügte er zu Angela gewandt hinzu, die am Türrahmen lehnte.

— „Ab jetzt, putzt eure Schuhe bevor ihr reinkommt, ich habe anderes zu tun, als hinter euch sauber zu machen!“

— „OK! Entschuldige. Das nächste Mal passe ich auf.“

— „Ich bin gerade dabei Kaffee zu machen. Willst du einen?“

— „Ja, ganz schnell...“

— „Er ist fast fertig.“

Mit den Händen in den Taschen blickte Carlos zum Himmel, der sich allmählich zuzog.

— „Meinst du es wird regnen?“ fragte sie.

— „Der Wetterdienst sagt nein, aber...“

Ein Jeep näherte sich im Eiltempo und zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die vier blockierten Räder wirbelten eine Staubwolke auf, als der Wagen ganz knapp vor dem Eingangstor anhielt. Ein beeindruckender Offizier sprang heraus auf den staubtrockenen Weg, packte zwei Gitterstäbe und schrie:

— „Pierre Morageot?“

— „Nein,“ antwortete Carlos „ich bin sein Angestellter.“

— „Nicht schlimm! Kann ich eintreten?“

— „Kommt darauf an! Was wollen Sie denn?“ wollte der Angestellte wissen und näherte sich dem Unbekannten.

— „Ich hätte gerne eine Auskunft. Nur ein paar Informationen über eine Kuh.“

— „Schon wieder!“

— „Was, schon wieder?“

— „Welche Kuh?“

— „Machen Sie doch das Tor auf. Ich bin kein Kannibale!“

Carlos betrachtete die Schulterklappen der Uniform:

— „Sind sie ein echter Oberst?“

— „Ein echter Oberst, der es sehr eilig hat.“

Carlos fixierte den geröteten Verband am rechten Ohr des Offiziers.

— „Was ist denn mit Ihnen passiert?“

— „Ein verdammtes Scheiß-Wattestäbchen. Lassen Sie mich jetzt rein?“

— „Zeigen Sie mir zuerst Ihre Papiere.“

Elijah streckte ihm seinen Militärausweis hin, ohne seine Ungeduld zu verbergen.

Carlos, ebenfalls ein ehemaliger Soldat, war ein wenig eingeschüchtert. Dies ging zwar nicht so weit, dass er den Oberst grüßte, aber er öffnete das Einfahrtstor mit einer respektvollen Haltung.

— „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir alle Auskünfte geben könnten, die Sie bezüglich der Kuh mit der Nummer 2712 haben. Wo sie war, ich möchte sehen, wo sie lebte!“

— „Das ist doch unglaublich! Warum interessiert ihr euch denn alle für diese Kuh?“

— „Wer interessiert sich denn sonst noch für sie?“

— „So ein Typ und dann eine Frau!“, gab Carlos an.

— „Ihre Namen?“

— „Das weiß ich nicht. Ich habe nur Fotos von ihnen mit meinem Handy gemacht.“ antwortete Carlos.

— „Gut. Das werden wir später sehen. Aber zuerst möchte ich gerne sehen, wo meine M... diese Kuh gelebt hat.“

— „Wenn das auch für Sie so wichtig ist! Steigen Sie ein, ich werde Sie mit meinem Pick-Up hinfahren.“

Mit der Hand auf dem Rücken der neuen Bewohnerin der Hütte, schaute der Oberst sich im Gang 17 um.

— „Wie lange hat sie hier gelebt?“, fragte er.

— „Vier Jahre, wie alle... oder fast.“

— „Haben Sie Fotos von ihr?“

— „Nein“

— „Sie hatte vier Kleine, nicht wahr?“

— „Ich glaube ja. Aber ich bin mir nicht sicher. Müsste nachschauen. Aber das ist jedenfalls der Durchschnitt.“

— „Prüfen Sie bitte nach.“

Carlos rief Angela per Handy an: „Kannst du uns bitte sagen, wie viele Kälber die 2712 hatte?“

Elijah Floyd wartete und ließ die Finger über das Fressgitter und die Metallstangen gleiten, welche die Kuh von ihren Artgenossen trennte.

• *Mutter hat dies ihr ganzes kurzes Leben lang gesehen und berührt, sagte er sich.*

— „Stimmt,“ bestätigte Carlos „sie hatte drei weibliche und ein männliches.“

— „Die Kuhkälber müssten jetzt erwachsen sein, nicht wahr?“

- „Zwangsläufig.“
- „Sind sie präsent?“
- „Hä?“
- „Sind sie hier, in diesem verfluchten Lager?“
- „Ja.“
- „Könnten Sie sie mir zeigen?“
- „Zweifellos. Aber... das alles nimmt Zeit in Anspruch!“
- „Sind Sie allein für all diese Aufgaben?“
- „Gott sei Dank nein, aber ich habe trotzdem viel zu tun. Können Sie mir sagen, was die 2712 so Besonderes hat?“

Der Oberst zog seine Brieftasche hervor und hielt Carlos zwei fünfzig-Euro-Scheine hin, der so tat als sei er verlegen, als er sie einsteckte.

- „So, sind Sie jetzt weniger beschäftigt?“
- „Ja, ich habe mir etwas Zeit genommen!“
- „Zeigen Sie mir doch diese Weibchen, die Kühe geworden sind.“
- „Sie sind nicht alle an der gleichen Stelle.“
- „Stellen Sie sie mir bitte vor, von der Ältesten bis zur Jüngsten.“
- „Sie Ihnen vorstellen?“
- „Ja, bringen Sie mich zu Ihnen, meine ich!“

Carlos benutzte wieder sein Handy:

- „Entschuldige bitte, Angela. Ich hätte mein I-Pad mitnehmen sollen, aber kannst du mir die Nummern der Kälber der 2712 geben?“

Während er auf die Antwort wartete, beobachtete er verwundert den Offizier, der gerade die Kuh mit aufmerksamer Nase beschnupperte und sie liebevoll überall tätschelte. Wie sehr auch sein Besucher Oberst sein mochte, konnte er nicht anders, als das Verhalten des Besuchers sonderbar zu finden.

- „Gut,“ sagte der Viehzüchter „steigen wir in den Toyota, ich habe die Nummern. Können Sie mir sagen, was diese Kuh Besonderes hat, so dass Sie die Nachkommen derartig interessieren?“

- „Natürlich kann ich das,“ versicherte Elijah.

Carlos, der diese Worte für eine Zusicherung hielt, wartete auf die Antwort.

Carlos sah entgeistert die tränenüberströmten Augen des Obersts, der die Milchkuh umarmte, streichelte und kraulte, so als ob er die Liebe seines Lebens wiedergefunden habe. Diese Szene überzeugte ihn davon, dass

dieser Mann nicht ganz normal sein musste und brachte diese Überzeugung unweigerlich mit dem großen Verband auf dem rechten Ohr in Beziehung.

• *Dieser Typ hat irgendeine Hirnoperation hinter sich. Vielleicht ist er sogar aus einem Militärkrankenhaus abgehauen...*

— „Ich werde bald zurückkommen und mich um dich kümmern,“ versprach Elijah Floyd dem Rind mit gedämpfter, aber dennoch deutlicher Stimme „dein Leben wird sich ändern. Ich schwöre es dir, dich nicht im Stich zu lassen. Du wirst meine totale brüderliche Zuneigung erleben.“

• *Ja, tatsächlich! Der hat doch wirklich eine Schraube locker... Obwohl... Der Typ ist ja nicht der Einzige, der sich für die 2712 interessiert! Ich frage mich doch, was da dahintersteckt!*

— „Kommen Sie, gehen wir zu den anderen.“, forderte der Oberst, nachdem er ungefähr zehn Fotos gemacht hatte.

Nachdem er die drei weiblichen Kälber gesehen und fotografiert hatte, deren Mutter die Nummer 2712 getragen hatte, fragte der Oberst, ob er die Gesichter des Mannes und der Frau begutachten könne, die sich ebenfalls für diese Kuh interessierten. Carlos zögerte einen Moment, sie zu zeigen, weil er dachte, dass diese Information vielleicht auch etwas einbringen könnte, aber der harte und eindringliche Blick des Offiziers hielt ihn davon ab, das Risiko einzugehen, ihn zu verärgern.

Elijah Floyd betrachtete die beiden Fotos auf dem Smartphone des Viehzüchters:

— „Schicken Sie mir diese an die E-Mail, die ich in Ihr Handy schreibe.“

Dies wurde in einem Ton verlangt, der Carlos überredete, dass es besser sei, diesem Befehl bereitwillig nachzukommen. Er wählte in seinem Mail-Account ‚Senden‘ und hielt dem Offizier sein Handy hin. Dieser schickte sich die beiden Dateien zu und setzte eine noch strengere und feierliche Haltung auf als er sagte:

— „Danke schön! Jetzt möchte ich Ihnen das Wichtigste empfehlen, das Ihre Ohren jemals vernommen haben. Deshalb rate ich Ihnen, sehr genau aufzupassen und zu folgen, als hänge Ihr Leben davon ab, was übrigens der Fall ist, ohne Sie jedoch bedrohen zu wollen. Haben Sie sich auf Empfangsmodus eingestellt, ja?“

— „Ja, ich höre Ihnen gut zu.“, antwortete Carlos beeindruckt.

— „Gut... Zuallererst eine Frage: Wie lange wird es dauern, bevor das älteste der drei Kühe zum Schlachthof gebracht wird?“

— „Ungefähr zwei Monate. Warum?“

— „Weil es sich jetzt tatsächlich um eine Drohung handelt: was auch immer mit diesen drei Kühen geschehen sollte, werden Sie persönlich dafür verantwortlich sein. Dass Sie mich für eigenartig gehalten haben, ist mehr als wahrscheinlich und ich verstehe Sie vollkommen. Nichtsdestotrotz rate ich Ihnen, mich wirklich ernst zu nehmen. Im Namen meiner Militärpflichten, vertraue ich Ihnen diese drei Kühe an. Nicht für sehr lange. Ich werde alles so schnell wie möglich in die Wege leiten, um Sie von dieser Aufgabe zu befreien. Aber im Augenblick fordere ich Sie auf, alles zu tun, dass es ihnen so gut wie möglich geht. Und sagen Sie keinem Menschen ein Wort diesbezüglich. Dies alles muss unter uns bleiben. Wenn Sie diesen Auftrag ordnungsgemäß erfüllen, werden sie großzügig belohnt werden. Falls jedoch einer von ihnen etwas Bedauernswertes passieren sollte, dann schwöre ich Ihnen, dass Sie durch mich die Hölle auf Erden erleben werden. Und zwar derartig, dass Ihr größter Wunsch wäre, selbst in den Schlachthof zu gehen, um damit Schluss zu machen.“

Carlos war von der Form und dem Inhalt dieser Rede ausgesprochen imponiert und murmelte mit tonloser Stimme:

— „Aber... warum sind diese Kühe denn so wichtig?“

— „Ich habe es Ihnen gerade im Moment gesagt. Haben Sie es nicht gehört?“

— „Ich...?“

— „Sie sind so wichtig, weil das Schicksal Ihres Lebens von ihnen abhängt.“

— „Ich...“

— „Ach ja, ich hätte es fast vergessen... Können Sie sie zusammenbringen?“

— „Das wird schwierig sein, weil...“

— „Gut! Ich rechne mit Ihnen, dass dies so schnell wie möglich ausgeführt wird. Aber jetzt wäre ich Ihnen sehr verpflichtet, wenn Sie mir mitteilen könnten, was die beiden Personen Sie bezüglich der Kuh mit der Nummer 2712 gefragt haben.“

— „Ich habe eigentlich nur mit dem Mann gesprochen. Er stellte die gleichen Fragen wie Sie. Wo sie sei, und das alles.“

— „Interessant! War er bewegt?“

— „Er schien auch sehr merkwürdig... das heißt, äh... ich meine...“

— „Machen Sie sich keine Sorgen. Es ist verständlich, dass Sie alle Gründe haben, mich seltsam zu finden. Wollte er, genau wie ich, die Kleinen sehen?“

— „Ja.“

— „Haben Sie sie ihm gezeigt?“

— „Nein, ich habe ihn angelogen. Ich habe gesagt, dass der ganze Nachwuchs in den Schlachthof gekommen sei. Ich hatte keine Zeit und hatte es eilig, ihn loszuwerden.“

— „Wie hat er reagiert?“

— „Ich hatte das Gefühl, dass er...“

— „Was?“

— „Dass er Lust hatte zu weinen. Das kam mir wirklich sehr ungewöhnlich vor!“

— „Geben Sie mir Ihre Handynummer!“

Der gefährliche Gesichtsausdruck des Uniformierten trieb Carlos dazu, der Aufforderung Folge zu leisten. Der Oberst notierte die Information in sein Telefonverzeichnis.

— „Noch etwas! Ich möchte den genauen Ort sehen, wo diese Kuh, die ihr die 2712 nennt, ihr letztes Kleines, das Männchen, geboren hat.“

— „Da müssen wir wieder in den Gang 17 zurückfahren. Steigen wir ein, ich bringe Sie hin.“

In den winzigen vier Wänden aus roten Backsteinen beugte sich Elijah Floyd und hob eine Handvoll Stroh auf, das er beschnupperte und sich umsah. Als die Emotionen ihren Höhepunkt erreicht hatten, drehte er sich um, um seine Tränen zu verbergen und machte Fotos mit seinem Handy.

Als Carlos dieses erschütterte Gesicht sah, glaubte er gut daran zu tun, sich zu äußern:

— „Ich hoffe, dass die Intoleranten, die lauter Mist in den sozialen Netzwerken verbreiten, Sie nicht in diesen Zustand versetzen. Diese Moralisten halten nichts davon, dass jeder machen kann was er will. Mit diesen radikalen Tierrechtlern wird man bald nicht mehr essen können, was man will! Immer da, um Vorwürfe zu machen, diese talibanischen Moralpauker! Das kann ich Ihnen sagen!“

Elijah erwiderte, als sei dieser Vorwurf gegen ihn persönlich gerichtet:

— „Kommt es Ihnen denn gar nicht in den Sinn, dass Sie, indem Sie vorschlagen, nicht die Moral zu pauken, selbst die Moral pauken? Sie geben vor, den freien Willen zu verteidigen, den Sie selbst nicht einhalten! Haben Sie nicht den Eindruck, dass dies völlig paradox ist? Könnten Sie mir genau sagen, wo, wann und durch wen die Grenzen dieses berühmten ‚Freien Willens‘ gesetzt wurden, der Sie vor jeglicher Deontologie schützt, die nicht ausschließlich Ihre eigene wäre? Demzufolge dürften Sie sich aus Ihren eigenen Gründen empören, während ich meine eigenen ethischen Überzeugungen für mich behalten müsste? Durch welchen Zaubertrick nehmen Sie sich das Recht und die Kompetenzen heraus, zwischen den verschiedenen Meinungen zu wählen, welche preiszugeben richtig wäre, und welche zu äußern sich nicht gehören dürfte? Sollte es etwa eine Beleidigung sein, eine Meinung auszudrücken, die nicht auf Ihrer persönlichen Liste der moralischen Auffassung steht? Sind nicht eher Sie es, der in einer willkürlichen und engstirnigen, normativen und dogmatischen Gesinnung Ihrer Doxa verstrickt ist, die Sie wie eine wunderbare Fahne schwenken, vor der man einen uneingeschränkten Treueschwur leisten muss? Sie sind es, der ein moralistischer Taliban unter seiner Toleranzmaske ist!“

— „Ich... Äh...“

Carlos war im Moment nur eines wichtig: diesen eigenartigen Offizier verschwinden zu sehen!

— „Ich muss jetzt gehen.“, sagte er schließlich. „Ich wiederhole es nochmal: falls irgendetwas Unangenehmes meinen Schwestern... ich meine den in Frage kommenden Kühen passieren sollte, glauben Sie mir, dass ich alles tun werde, damit Sie es bis zu dem Punkt bitter bereuen werden, der Sie bis zum Selbstmord treiben könnte. Schon möglich, dass es nicht leicht für mich sein wird, jemanden zu finden, der sich darum kümmert. Aber falls Sie mir den Gefallen tun, werde ich Sie besser bezahlen als Sie hier verdienen. Ich bin bereit, ein Gelände zu kaufen, wo diese Tiere das beste Gras weiden und sich den ganzen Tag ausruhen können. Im Moment bin ich leider gezwungen, sie in Ihrer verfluchten Strafkolonie zu lassen! Denken Sie darüber nach! Ich werde Sie anrufen, und wir werden uns wiedersehen. So, jetzt fahren Sie mich ans Eingangstor zurück! Ich muss dringend weg.“

49) Rinder unter unserem Joch

Der Oberst kam in der ASIC um siebzehn Uhr an. Er parkte seinen Jeep unter den Platanen des Parkplatzes und schaute sich um, beugte sich auf den Beifahrersitz und zog unauffällig mit einem Strohhalbm eine Linie. Dann steckte er das kleine Tütchen mit dem weißen Pulver in eine Tasche und stieg aus.

Als er näherkam, versteiften sich die Wachsoldaten des Gebäudes Prima 16 stramm zu einer einwandfreien Habachtstellung. Er entspannte sie durch ein simples:

— „OK, Jungs, alles klar!“

Er trat ein und sah die Generalin an ihrem Schreibtisch sitzen. Mit verschränkten Armen starrte sie nachdenklich in den Raum, der das enthielt, was man so sehr überwachte und geheim hielt, lenkte aber sofort ihre Aufmerksamkeit auf den Oberst.

— „Danke, dass Sie mich vertreten haben, Frau Generalin.“, sagte er und setzte seinen Hintern auf eine der Schreibtischecken.

Da sie sich immer noch schuldig fühlte, für das was sie ihm physisch zugefügt hatte, und der Verband sichtbar genug war, um sie daran zu erinnern, verzieh sie ihm diese neue Respektlosigkeit. Er fügte hinzu:

— „Ich hege die Hoffnung, dass sich während meiner Abwesenheit nichts Unangenehmes ereignet hat.“

— „Nichts Bemerkenswerthes, Oberst. Meinerseits hoffe ich, dass Sie das tun konnten, was sie vorhatten.“

— „Wenn ich mich richtig erinnere, haben Sie mir gesagt, dass Lucien Prérubem eine Viehzucht von Milchkühen aufgesucht hat, nicht wahr?“

— „Lucien Prérubem, Oberst. Ja tatsächlich, ich habe davon gesprochen.“

— „Im Betrieb Pierre Morageot, stimmt’s?“

Die Generalin holte ihr Handy hervor und tippte auf dem Bildschirm herum. Sieben Sekunden später bestätigte sie es:

— „Ja, richtig, die Viehzucht Pierre Morageot. Warum?“

Der Oberst hielt sein eigenes Handy fast vor die Nase seiner Vorgesetzten und fragt:

— „Ist er das?“

Sie bemerkte, dass seine Hand zitterte.

— „Ja, das ist er. Wie sind Sie zu diesem Foto gekommen?“

— „Im Zwangsarbeitslager Pierre Morageot. Ein Aufseher hat es mir geschickt.“

— „Zwangsarbeitslager? Ein Aufseher? Aber warum sind Sie denn bis dorthin gefahren, um dieses Foto zu bekommen? Ich hätte es Ihnen auch hier zeigen können.“

— „Ja, ein Aufseher. Ein Kerkermeister hätte ich sagen sollen. Warum ich dorthin gefahren bin?... Das ist außergewöhnlich kompliziert zu erklären. Sie würden es mir nicht glauben. Wie auch immer, es ist jetzt zwingend nötig, dass ich sofort mit diesem Typen spreche.“

— „Sie sollten zum Arzt gehen, damit er sich um Ihr Ohr kümmert. Der Verband ist in jämmerlichem Zustand! Auf Ihrer Wange klebt außerdem Blut! Sie werden doch nicht ewig in dieser Verfassung bleiben!“

— „Das kann noch ein bisschen warten. Andere leben mit Schlimmerem! Ich muss jetzt diesen Mann sehen!“

— „Andere? Von wem reden Sie denn?“

— „Rinder leben unter unserem Joch, zum Beispiel.“

— „Rinder... unter unserem Joch? Äh... Der General Matrone ist anwesend, gleich nebenan. Er hat ein paar Fragen an das Vivisektionslabor gestellt und müsste gleich eintreffen. Ah!... da kommt er!“

Elijah grüßte seinen Vorgesetzten:

— „Guten Tag, Herr General! Was?...“

— „Guten Abend, Oberst. Ich bin hierhergekommen, um mir selbst ein Bild zu machen, von dem... Aber! Verdammt noch mal! Sie sollten Ihr Ohr von einem Arzt behandeln lassen! Dieser Verband ist ja fürchterlich und ganz einfach besorgniserregend!“

— „Das habe ich ihm auch gerade geraten, Herr General!“, stimmte Nicole Rama-Déjardin bei.

— „Ich muss so schnell wie möglich mit diesem Lucien Prérubem sprechen.“

— „In Ordnung, Oberst.“, sagte der General Matrone. „Sie werden ihn bald treffen, aber zu allererst müssen Sie sich selbst behandeln. Und wir müssen auch unter vier Augen miteinander sprechen. Jetzt aber: zum Arzt, dies ist ein Befehl! Danach diskutieren wir ein bisschen.“

— „Gut, ich gehe ja schon!“

Elijah Floyd ging frustriert davon, ohne seine schlechte Laune zu verbergen. Die Generalin und der General tauschten wissende Blicke aus.

— „Ist er immer so?“, fragte sie.

— „Seit ich ihn kenne, ja!“

— „Er ist wahrscheinlich ein sehr guter Soldat, aber sein Benehmen wird seiner Karriere kaum förderlich sein.“

— „Wenn Sie wüssten, wie gleichgültig ihm das ist! Er ist ein ganz besonderer Mann.“

Als der Oberst mit einem sauberen Verband zurückkam, spürte er die vielsagenden Blicke der Generalin und des Generals. Beide schienen sichtlich verlegen.

— „Elijah,“ sagte Michel Matrone „Elijah... Ich muss ehrlich mit Ihnen sein.“

— „Verschonen Sie mich mit rhetorischen Floskeln, Herr General! Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie so schnell wie möglich zur Sache kommen könnten. Ich muss jetzt dringend mit diesem Lucien Prérubem sprechen.“

Der General wandte sich der Generalin mit einem Gesichtsausdruck zu, der sagen wollte: „Sehen Sie? Ihm ist das völlig gleichgültig!“

— „Elijah! Wir wissen alle hier, und Sie sind der Erste, der es uns mitgeteilt hat, dass sich unerklärliche Dinge in unserem Kopf ereignen können. Ihr Verband ist ein eindeutiges Beispiel dafür. Es scheint als sei niemand vor einem... wie soll ich sagen... vor einem Ausrasten, vor einem Bewusstseinsschwund sicher. Die Generalin war anscheinend das letzte Instrument gewesen und Sie das letzte Opfer dieser ungewöhnlichen mentalen Attacken. Ich weiß nicht, ob man sie so nennen kann, aber... wir verstehen uns, das ist das Wichtigste. Wir müssen in Betracht ziehen, dass wir in Gefahr sind, durch etwas manipuliert zu werden, was wir nicht kennen. Sicherlich auch ich selbst, genauso wie Sie. Sind Sie damit einverstanden?“

— „Oh! Ja, Herr General!“

— „Gut. Es ist nun so, dass Sie, abgesehen von Ihrer rätselhaften Sockengeschichte, zum ersten Mal die ASIC verlassen haben. Sie! Sie, der Sie sich immer derartig daran gehalten hat, sich nie davon zu entfernen, vor allem jetzt! Sie haben, auf völlig dreiste Art und Weise, aber das ist ja nichts Neues... Sie haben die Generalin beauftragt, Sie zu vertreten und sogar verfügt, dass sie mich benachrichtigt.“

— „Ja.“

— „Das erscheint uns als ein äußerst verdächtiges Verhalten. Wir meinen, dass Sie zweifellos unter dem Einfluss von dem, was ich „etwas

Unbekanntes“ nennen werde, gehandelt haben. Am bedenklichsten dabei ist, dass Sie uns nicht sagen wollten, was Sie zu tun gedachten. Sie können sich natürlich vorstellen, dass wir Ihr Schweigen nicht akzeptieren können.“

— „Ja.“

— „Wir können uns nicht damit begnügen, was Sie uns jetzt vielleicht sagen wollen. Wir müssen Sie einem regelrechten Verhör unterziehen.“

— „Ja, ich verstehe und stimme dem ausdrücklich zu. Ich bitte Sie nur um einen Gefallen: Lassen Sie mich mit Lucien Prérubem sprechen. Danach stelle ich mich zu Ihrer Verfügung, und Sie können in meiner verdammten Rübe herumstochern so lange Sie wollen. Ich werde ein Nickerchen machen, während Sie mein Hirn erforschen! Ich bin so müde! Dies wird mir überaus gut tun!“

— „In Ordnung,“ sagte der General „aber wir werden bei dem Gespräch dabei sein.“

— „Dann bitte, ohne dass er Sie sieht, Herr General. Ich brauche ein bisschen Vertrautheit in meiner Unterhaltung mit diesem Mann.“

— „Einverstanden. Aber merken Sie sich, dass wir zuhören und Sie überwachen. Ich möchte, dass Sie es wissen. Ihr Zusammentreffen wird in einem Raum des Nachrichtendienstes stattfinden.“

— „Das ist völlig in Ordnung! Wann?“

— „Jetzt. Gehen wir!“

— „Lucien Prérubem wird schon an Ort und Stelle sein, sobald wir ankommen.“, sagte die Generalin. „Einer meiner Männer wird das Bewachungskommando von Prima 16 während Ihrer Abwesenheit übernehmen. Wir können jetzt schon wegfahren. Ein Fahrzeug wartet draußen, aber vorher möchte ich gerne eine Unterredung mit dem General haben. Nicht länger als fünf Minuten.“

Elijah verließ den Raum, um sie allein zu lassen.

Die Generalin Nicole Rama-Déjardin berichtete dem General Michel Matrone die eigenartigen Äußerungen des Obersts bezüglich der Rinder, der Arbeitslager und des Kerkermeisters. Sie ließ ihn die Aufzeichnung ihrer Unterhaltung auf ihrem Handy anhören. Der General wirkte zutiefst besorgt.

50) Ich weiß, wo meine Schwestern sind

Lucien wartete seit etwa zehn Minuten geduldig in einem kleinen, weißen Raum. Chan war bei der Arbeit gewesen, als man ihn abholte, um ihn hierherzubringen. Wahrscheinlich war sie gerade beschäftigt gewesen, denn sie hatte seinen Anruf nicht beantwortet. Also hatte er ihr nur eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlassen, bevor er den drei Männern folgte, die vor der Tür auf ihn warteten. Diese waren überraschend höflich gewesen und hatten ihm Zeit gelassen, sich fertigzumachen und jemanden anzurufen, wen auch immer er wollte. Danach jedoch nahmen sie ihm das Handy ab.

Er saß auf einem gepolsterten, recht bequemen Stuhl an einem Tisch aus Tannenholz. Auf der anderen Seite stand ein zweiter Stuhl der gleichen Art. Zu seiner Linken befand sich ein imposanter Spiegel. In der Mitte der Zimmerdecke hing eine runde Lampe - die einzige Lichtquelle des Raumes. Die Soldatin, die ihn hereingeführt hatte, stellte ihm einen sauberen Aschenbecher auf den Tisch und sagte, er dürfe rauchen. Sie bot ihm auch einen Kaffee an, den er annahm und schnell trank. Die Uniformierte hatte ihm freundlich und beruhigend erklärt, dass er befragt werden würde, aber nichts zu befürchten habe.

Ab und zu blickte er automatisch in den Spiegel. Da er nichts mit sich anzufangen wusste, wollte er gerade eine Zigarette anzünden, als Bellisae sich an ihn richtete:

— : „Mach dir keine Sorgen, intelligenter Beutegreifer! Alles wird gut ablaufen.“

— : „Es sieht ganz so aus... die Biene hat es mir eben beteuert.“

— : „Du solltest respektvoller über Frauen sprechen! Auf eine bestimmte Weise, warst du ja selbst einmal ein Weibchen.“

Lucien fiel darauf nichts ein.

— : „Du wirst gleich einem Oberst begegnen. Sei ehrlich zu ihm. Du kannst ihm alles sagen - außer, dass du mich kennst, und dass ich ein Gorilla bin! Das, bitte ich dich, für dich zu behalten. Zumindest im Moment. Sag ihm nichts über mich. Du musst wissen, dass er kein Feind ist. Er ist lediglich neugierig - und mit gutem Grund. Sehr neugierig. Ich verrate dir etwas: ihr beide teilt eine tiefe Erfahrung, die euch stark binden könnte. Also... sei ihm gegenüber wohlwollend. Aber vor allem: kein Wort über mich!“

Gerade als Lucien fragen wollte, wer dieser Offizier sei, öffnete sich die Tür. Ein großer, breit gebauter und muskulöser Offizier trat ein. Er fixierte Luciens Blick, zog sich den zweiten Stuhl heran und setzte sich langsam:

— „Herr Lucien Prérubem?“

— „Ja.“

— „Ich bin Oberst Elijah Floyd. Guten Tag.“

— : „Ich wiederhole. Sag ihm auf keinen Fall etwas über mich!“

— „Guten Tag,“ erwiderte Lucien und blickte unwillkürlich auf den Verband am Ohr des Mannes.

— „Ich möchte Ihnen gerne eine Frage stellen.“

— „Ja bitte!“

— „Sagt Ihnen die Nummer 2712 etwas?“

Luciens Herz fing an, im Eiltempo heftig zu schlagen. Er brachte im Augenblick keinen Ton heraus, aber seine Verstörtheit war so offensichtlich, dass der Oberst es mitfühlte und mit emotionsgeladener Stimme hinzufügte.

— „Völlig schwarzer Kopf, bis auf einen kleinen weißen, fast perfekten, rautenförmigen Fleck auf der Stirn.“

Lucien schluckte mehrmals, bevor er hervorbrachte:

— „Wer... wer hat Ihnen... von ihr erzählt?“

— „Und Ihnen?“

— : „Du kannst ihm alles sagen, aber nichts über mich!“

— „Sagen wir...“

Er senkte den Kopf und fixierte den Tisch, um dem prüfenden Blick des muskulösen Riesen auszuweichen, der murmelte:

— „Sagen wir was?“

— „Sagen wir... dass ich sie war, auf eine gewisse Weise.“

Lucien war erstaunt über das, was seine Worte auf dem Gesicht des Offiziers auslösten. Seine Augen füllten sich plötzlich mit Tränen. Seine Lippen zitterten und seine Stimme brach. Nach etwa zehn Sekunden brachte der Oberst schließlich hervor:

— „Das habe ich nicht erwartet. Ich glaubte einen Moment lang, wir hätten dieselbe Erfahrung gemacht. Aber nein! Ich bin zutiefst bewegt, dass Sie sie waren. Tatsächlich... Ich bin das Vierte.“

— „Das Vierte?“ ,wiederholte Lucien verwundert.

Es war erstaunlich, wie sich eine derartig beeindruckende Muskelmasse mit solcher Gefühlsintensität ausdrücken konnte.

— „Ja, ich hatte die Nummer 3388 an den Ohren. Als ich geboren wurde, d.h. als man mich aus dir herauszog, rief der Mann: ‚er sieht aus wie ein Panda!‘“

Tief in seinem Innern fühlte Lucien, wie die Verzweiflung eines Rindermutterherzens in seiner Brust aufbrach und ihn überwältigte. Er weinte. In dieser Reaktion spürte der Oberst den Schatten jener furchtbaren Zerrissenheit, die ihm selbst durch den Verlust seiner Mutter zugefügt worden war. Auch er weinte.

Beide taten nichts weiter, als sich lange anzuschauen und zu weinen. Dann umarmten sie sich – jeder wollte den anderen trösten.

— „Ich weiß, wo meine Schwestern sind“, schluchzte der Oberst. „Sie leben noch. Und sie sind in Sicherheit.“

Auf der anderen Seite des Spiegels sahen sich die Generalin und der General an – sprachlos und zutiefst verwirrt.

51) Verabreichen Sie mir dieses Serum

Brigadegeneralin Nicole Rama-Déjardin sowie mehrere Mitglieder ihres Ermittlungsteams hatten sich die Unterhaltung zwischen Lucien und Elijah Floyd mehrmals sehr aufmerksam angesehen - aus verschiedenen Kameraperspektiven. General Michel Matrone war ebenfalls anwesend, konzentrierte sich jedoch weniger auf den Inhalt des Gesprächs, als auf die Reaktionen und Kommentare der Spezialisten. Für ihn war die Sache eindeutig: Entweder hatten diese beiden Männer den Verstand verloren, oder sie unterhielten sich in einer verschlüsselten Sprache.

Man hatte Lucien einen Schlafrum und ein Badezimmer zur Verfügung gestellt. Ein Chef-Korporal war sogar zu ihm nach Hause gefahren, um persönliche Gegenstände zu holen, damit er sich wohler fühle. Dieser Soldat hatte Isabelle erklärt, dass ihr Mann gut behandelt werde und bald zurückkomme. Sie hatte ihm eine Tasche mit Unterwäsche und verschiedene Hygieneartikel mitgegeben.

Alle Beteiligten hatten ein paar Stunden geschlafen. Jetzt war es acht Uhr morgens. Einer der besten Verhörspezialisten des Nachrichtendienstes

sollte nun versuchen, Lucien zum Reden zu bringen. Die Generalin und der General beobachteten den Ablauf hinter dem Einwegspiegel:

— „Guten Tag, Herr Prérubem. Ich heiße Martin.“

Lucien schüttelte ihm die Hand:

— „Guten Tag.“

— : „Lass mich gut zuhören, was er sagt - wenn du willst, dass ich dir helfe.“ forderte ihn Bellisae auf.

Der angebliche Martin war eher klein, blond, mit blauen Augen. Seine Kleidung war schlicht - ganz ähnlich wie die von Lucien: schwarze Anzughose, weißes Hemd. Er setzte sich auf den Platz, den zuvor der Oberst eingenommen hatte.

— „Wir möchten Ihnen ein paar Fragen stellen. Sind Sie bereit, offen mit uns zusammenzuarbeiten?“

Lucien antwortete so glaubwürdig wie möglich:

— „Ja natürlich! Ich habe keinerlei Interesse daran, Ihnen etwas zu verheimlichen. Ich möchte nur Probleme vermeiden.“

— „Gut, Herr Prérubem. Zuerst würden wir gerne wissen: wer ist Bellisae?“

— : „Wenn du ihm auch nur irgendetwas über mich verrätst, bringe ich dich ohne mit der Wimper zu zucken um - genau wie die anderen. Niemand wird mich aufhalten können. Er wird gleich über die E-Mail sprechen, an die du dich nicht erinnerst, abgeschickt zu haben.“

— „Ich kenne niemanden mit diesem Namen.“

— „Trotzdem, in Ihrer E-Mail...“

— „Ja, ich weiß... Dies wird jetzt seltsam klingen, aber ich erinnere mich absolut nicht daran, diese E-Mail geschrieben zu haben.“

— „Aber sie wurde von Ihrer IP-Adresse aus versendet.“

— : „Ich habe keine Ahnung, was er da meint. Ich bin kein Informatiker.“

— „IP-Adresse? Den Begriff habe ich schon mal gehört, aber... ich weiß nicht was das genau ist. Ich bin kein Informatiker.“

— „Nun... Aber Ihre Frau kennt sich doch in diesem Bereich recht gut aus, oder?“

— „Ja stimmt! Und ich treibe sie manchmal zur Verzweiflung. Leider! Aber ich schwöre Ihnen: Ich erinnere mich absolut nicht daran, diese E-Mail abgeschickt zu haben.“

— „Leugnen Sie auch, sie später gelesen zu haben?“

— : „Nein, natürlich nicht! Ich habe sie gelesen – und mich gefragt, was das alles bedeuten soll. Ich war ehrlich erstaunt, als ich sah, dass ich der angebliche Absender war.“

— „Genauer gesagt: als ich sie in meinem Posteingang entdeckt habe, fragte ich mich, was das zu bedeuten hatte. Ich war verblüfft festzustellen, dass ich sie mir selbst geschickt hatte.“

— „Gut, gut, gut... Kommen wir später darauf zurück. Ein weiteres Thema: Was können Sie mir bezüglich der 2712 sagen?“

— : „2712? Äh... um was geht es da überhaupt?“

— „2712? Diese Zahl sagt mir nichts. Was bedeutet sie?“

— „Jetzt beginne ich doch, an Ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Als Sie mit dem Oberst Elijah Floyd gesprochen haben, stellte er Ihnen exakt diese Frage: ‚Sagt Ihnen 2712 etwas?‘, nicht wahr?“

— : „Du erinnerst dich nicht daran, mit einem Oberst gesprochen zu haben.“

— „Ein Oberst? Ich... es tut mir leid. Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich kenne keinen Oberst. Ich schwöre es Ihnen!“

— : „Perfekt! Nur weiter so...“

— „Wenn Sie mich für dumm verkaufen wollen... dann bleibt uns wohl nichts weiter übrig, als zu anderen Mitteln zu greifen. Haben Sie schon einmal vom Wahrheitsserum gehört?“

— : „Keine Angst. Die wollen dich nur einschüchtern. Sag ihm, dass dir das egal ist – und dass das sogar eine großartige Idee sei. So sehen sie, dass du nichts zu verbergen hast.“

— : „Ja, aber wenn sie es tatsächlich tun! Ich kann mir doch nichts Gefährliches einspritzen lassen!“

— : „Sie werden es nicht tun. Kein sogenanntes Wahrheitsserum liefert wirklich zuverlässige Ergebnisse. Sag ihm, du willst es – um ihn damit aus dem Konzept zu bringen.“

— „Das ist eine ausgezeichnete Idee,“ sagte Lucien ruhig „so werden Sie wenigstens sehen, was in meinem Kopf vorgeht – und dass ich ehrlich bin. Ich habe genug von diesem Verhör. Körperlich und nervlich bin ich am Ende. Ich bitte Sie: Verabreichen Sie mir dieses Serum, damit wir die Sache endlich zu Ende bringen.“

Der angebliche Martin schien durch diese unerwartete Reaktion etwas überrumpelt. Von einem trainierten Agenten wäre eine solche Strategie vorhersehbar gewesen. Doch Martin hatte die Akte Lucien Prérubem sorgfältig studiert. Nichts deutete darauf hin, dass es sich um einen kampferfahrenen Mann handelte. Im Gegenteil – alles sprach für einen ganz gewöhnlichen Bürger, dessen größtes Abenteuer sich bisher im geschäftlichen Bereich abgespielt hatte. Trotzdem: Ganz ausgeschlossen war es nicht, dass dieser Mann ein hochqualifizierter Agent im Dienst eines Feindes war, der die Mittel hatte, ihm im Vorfeld das perfekte Profil eines harmlosen Bürgers zu verpassen.

Das Problem mit dieser Theorie war allerdings: Warum sollte ein Profi eine derart kompromittierende E-Mail an sich selbst schicken?

Hinter dem Spionspiegel dachte die Generalin genau dasselbe.

— „Na schön!“ sagte Martin. „In dem Falle werden wir Ihnen diese Injektion verabreichen.“

— : „He! Sie tun es wirklich! Hilf mir!“

— : „Die wollen dich nur bluffen! Im schlimmsten Falle ist es eine harmlose Kochsalzlösung.“

— : „Bist du dir sicher?“

— : „Ja.“

— : „Ich habe Angst vor Spritzen!“

— : „Und wo bleibt dein Stolz als großer, intelligenter Beutegreifer?“

— : „Es ist schwer, jemandem zu vertrauen, der mir droht, mich umzubringen.“

— : „Oh, aber ich hätte dich respektvoll getötet! Ja, mit Würde! Wir Gorillas sind doch keine Raubtiere!“

— „He! Herr Prérubem! Hören Sie mich? Woran denken Sie gerade?“

— „Ach ja! Entschuldigung... Also los – fangen wir an, damit wir es hinter uns bringen!“

52) Nachlässige Kleidung

Inzwischen wartete der Oberst in einem anderen Raum der Abteilung. Dies war kein Verhörzimmer, sondern nur ein einfacher Besprechungsraum. In der Mitte stand ein schwerer, rechteckiger

Eichenholztisch, umgeben von zwanzig schwarzen Samtsesseln. Der Offizier schritt langsam um den Tisch, die Hände im Rücken verschränkt und versuchte, seine Gedanken zu ordnen, die fiebrig durcheinanderpurzelten. So ging er vorwärts, nur mit Socken an den Füßen. Seine Stiefel lagen achtlos in einer Ecke des Raumes. Jeden Moment konnte derjenige eintreten, der ihn verhören sollte, sehr wahrscheinlich ein General. Er ahnte es und wusste nicht, was er sagen sollte. Nicht etwa, dass er irgendetwas verbergen wollte, aber die Wahrheit mitzuteilen, war einfach unmöglich, weil sie einfach in jeder Hinsicht unglaublich war. Das wiederholte er sich gerade, als sich etwas noch viel Unglaublicheres ereignete:

— : „Guten Tag Elijah! Wir müssen miteinander sprechen.“

Obgleich er sich dunkel bewusst darüber war, dass dies nicht von einer lokalisierbaren Quelle kam und es sich nicht um Töne handelte, die auf seinem Trommelfell vibrierten, sondern irgendetwas, das direkt sein Gehirn erreichte, blieb der Oberst stehen und schaute sich um.

— : „Suche nicht, woher das kommt. Die Worte, die ich an dich richte, werden nicht durch akustische Wellen übertragen. Es handelt sich um Wortgedanken.“

Elijah Floyd war zuerst zutiefst davon überzeugt, verrückt zu sein, dann erinnerte er sich daran, was mit seinen Männern geschehen war. So schlussfolgerte er, dass das gleiche Phänomen jetzt ihn erfasste. Und selbstverständlich hatte er recht.

— : „Du bist natürlich sehr verwundert, aber ich kann dich beruhigen, ich bin nicht feindselig gestimmt. Jedenfalls nicht im Moment. Du denkst auch sicher, dass du den Kopf verloren hast und dass das, was dir augenblicklich passiert, unmöglich ist. Und nichtsdestotrotz warst du gerade – der Ausdruck ist ein bisschen eigenartig, das gebe ich zu, aber dennoch – du warst gerade ein Rind. Jemanden zu hören, der sich direkt an dein Hirn richtet... Das ist erstaunlich, zugegeben! Aber nicht mehr als das, was du als armes Kleines mit der Nummer 3388 erlebt hast. Nicht wahr?“

Spontan dachte Elijah und wollte antworten:

— : „Tja, da hast du recht! Aber wie soll ich dieser verdammten Gehirnstimme antworten?“

— : „Das hast du gerade getan, Elijah. Ich habe deine Gedanken empfangen!“

• *Na wunderbar! Die Kugel hat nicht nur mein Ohr verletzt, sondern offenbar auch mein Hirn gestreift!*

— : „Du bist nicht verrückt, Elijah. Lucien dachte das gleiche. Viel Zeit und Mühe waren nötig, um ihm das Gegenteil zu beweisen.“

— : „Sie reden auch mit Lucien?“

— : „Ja, natürlich! Seit langem schon, lange vor dir.“

— : „Waren Sie es, die uns in den Körper eines Rindes haben schlüpfen lassen?“

— : „Ja, das war tatsächlich ich.“

— : „Demnach war alles nur ein Hirngespinnst. Es handelte sich nur um Illusionen! Aber alles schien so wirklich!“

— : „Nein es waren keine Hirngespinnste. Es handelte sich um tatsächliche Leben. Ich habe die Fähigkeit, die Engramme gewisser Kreaturen zu empfangen, von Menschen oder anderen Spezies.“

— : „Engramme?“

— : „Engramme sind Erinnerungsträger. Man kann sagen, dass ich Erinnerungen empfangen. Das, was du als Kälbchen erlebt hast, hat ein Kälbchen tatsächlich vor dir erlebt. Es hat sein Leben sozusagen mit dir geteilt, natürlich ohne sich dessen bewusst zu sein.“

— : „Das alles ist doch irrsinnig! Es ist doch reiner Wahnsinn, was eine Scheißkugel an einem Hirn anrichten kann!“

— : „Ich werde dir sofort beweisen, dass deine geistige Gesundheit nichts mit mir zu tun hat. Auf diese Art und Weise können wir dann leichter kommunizieren, denn dann wirst du meine Existenz so akzeptieren, wie sie es verdient.“

— : „Ah OK! Und wie denn?“

— : „Die Generalin, die gleich eintreten wird, hat einen Knopf am rechten Ärmel ihrer Jacke verloren. Da sie augenblicklich sehr beschäftigt ist, hielt sie es nicht für nötig, dieses kleine Problem vernachlässigter Kleidung zu regeln. Du wirst sehen, dass dieser Knopf fehlt. Hättest du dir meine Worte nur eingebildet, wie könntest du denn dann wissen, dass dieser Knopf verloren gegangen ist?“

— : „Und wenn all das stimmen sollte, ich meine, wenn du wirklich existierst, was hast du denn vor? Warum haben wir, Lucien und ich, das Leben dieser Rinder gelebt und warum kommunizierst du mit uns?“

— : „Meine Pläne habe ich Lucien auch noch nicht klar mitgeteilt. Aber ich werde sie dir anvertrauen.“

— : „Und?“

— : „Ich brauche dich, um Krieg zu führen.“

Er blieb abrupt stehen.

— : „Krieg zu führen?“

— : „Ja, Krieg! Den größten und tödlichsten Krieg aller Zeiten, den die Menschheit je erlebt hat.“

— : „Aber gegen wen denn?“

— : „Ich weiß nicht, ob ich es dir jetzt schon mitteilen soll. Ich werde darüber nachdenken.“

— : „Hast du Albert Mauras, Anna Pyrrus... und die anderen ermordet?“

— : „Ja, das war ich. Das waren keine guten Menschen.“

In dem Moment wurde die Tür geöffnet und die Generalin trat ein:

— „So, Oberst! Sie ahnten natürlich, dass ich es für nötig halten würde, mit Ihnen zu sprechen, nicht wahr? Wir können doch nicht einen unserer Leute, und dazu noch jemanden Ihres Kalibers, einem normalen Verhör unterziehen, vor allem, da Sie ja alle Tricks kennen.“

Sie setzte sich auf einen der Sessel in die Mitte der Tischkante:

— „Setzen Sie sich bitte mir gegenüber.“

Er folgte ihrer Aufforderung. Sie legte dann beide Arme auf die Tischfläche, verschlang ihre Finger ineinander, seufzte, machte eine nachdenkliche Miene und schien nach passenden Worten zu suchen. Elijahs Blick wanderte zu ihrem rechten Ärmel. Der Knopf fehlte tatsächlich. Sein Herz begann zu rasen und durch eine Art nebligen Schwindel wurde seine Realität ungreifbar. Wie sollte er sich das erklären? Hatte er unbewusst dieses Detail schon zuvor gesehen?

— „Entschuldigen Sie, Frau Generalin. Ich habe eine Frage, die Ihnen vielleicht völlig ungehörig erscheinen mag, aber...“

— „Stellen Sie sie ruhig, Elijah. Ich bitte Sie...“

Dies war das erste Mal, dass sie ihm gegenüber vertraulich wurde und ihn beim Vornamen nannte.

— „Wann haben Sie den Knopf an Ihrem rechten Ärmel verloren, Frau Generalin?“

— „Aber... welch ungewöhnliche Frage! Ich habe ihn erst vor ein paar Minuten verloren, vor zehn Minuten oder höchstens einer Viertelstunde. Nicht länger. Für gewöhnlich bin ich nicht nachlässig gekleidet, soweit ich weiß!“

Der Oberst hatte seine Vorgesetzte seit mehr als zehn Stunden nicht mehr gesehen.

— : „Nun, Elijah! Da hast du den Beweis, dass ich unbestreitbar existiere! Ich hoffe, dass dein Gehirn von nun an voll und ganz davon überzeugt ist. Ich brauche dich, um den größten und edelsten Kampf zu gewinnen.“

• *Warum will der Feind, dass ich auf seiner Seite kämpfe? Welchen Krieg meint er denn?*

— „Oberst!“ sorgte sich Nicole Rama-Déjardin. „Was ist denn mit Ihnen los? Sie sind ganz blass.“

• *Aber... Wenn es sich ganz sicher nur um den Feind handelt, warum hat er mich denn dann das Leben dieses armen Kälbchens leben lassen?*

— „Wahrscheinlich der Schlafmangel, Frau Generalin. Alles, was sich in letzter Zeit ereignet hat...“

• *Welche Technologie wird da angewendet, um so in meinem Kopf zu sprechen?*

— „Ich weiß, dass Sie alles geleistet haben, was Sie konnten und verstehe, dass Sie extrem müde sein müssen. General Matrone hat mich gebeten, Sie so gut wie möglich zu unterstützen. Nicht Sie zu vertreten, sondern Ihnen hilfreich beizustehen.“

— „Das stört mich überhaupt nicht! Ganz im Gegenteil, ich bin ihm dafür dankbar. Ich schätze das sehr, Frau Generalin.“

— : „Ich weiß nicht, wie viele ihr seid, hinter diesen erstaunlichen Fähigkeiten, aber ist eure Absicht die ASIC zum Scheitern zu bringen?“

— : „Ich bin ganz allein, Elijah. Das heißt... anfangs war ich die Einzige. Jetzt bin ich sozusagen mehrere. Genau wie du: vor einiger Zeit warst du noch allein. Doch jetzt bist du gewissermaßen zwei: der Oberst Elijah Floyd und der Sklave mit der Nummer 3388.“

— : „Und ihr? Wie viele seid ihr?“

• *Ich glaube, mein verfluchtes Hirn verblutet!*

— : „Sehr viele.“

— : „Ihr seid mir hinsichtlich der ASIC noch eine Antwort schuldig.“

— : „Die ASIC? Mein Ziel ist nicht, sie zum Scheitern zu bringen. Nicht nur, bei weitem nicht! Wie gesagt, habe ich hauptsächlich vor, Krieg zu führen.“

— : „Wenn ich richtig verstehe, waren Sie anfangs eine Frau?“

— „Elijah!... Wovon träumen Sie denn? Sind Sie hier, bei mir?“

— „Ja, Frau Generalin. Entschuldigen Sie bitte.“

— „Um uns zu helfen, diejenigen ausfindig zu machen und zu bekämpfen, die uns mit diesen seltsamen und verheerenden Mitteln angreifen, möchte ich Ihnen ein paar Fragen stellen. Ich hoffe, dass...“

— „Ich bin bereit, Ihnen so gut wie möglich Auskunft zu geben.“

— : „Elijah, das Einfachste wäre, dass dir die 2712 eigentlich nichts sagt, und dass du dich überhaupt nicht an eine Unterredung mit Lucien erinnerst. Das hat auch er seinerseits geantwortet. Du zweifelst wohl kaum daran, dass du keine andere Wahl hast, als alles abzustreiten. Ihnen zu gestehen, dass du ein Kalb warst, würde dich unweigerlich ins Irrenhaus bringen.“

— „Wir würden gerne wissen, was die Zahl 2712 für Sie bedeutet.“

— „2712? Sie stellen mich vor ein Rätsel. Die Anzahl der Leute, die wie Lucien dieselbe Mail an sich selbst geschickt haben? Sie haben mir gesagt, die Anzahl vermehre sich laufend.“

— „Nein. Darum geht es nicht. Ich werde Ihnen helfen. Als Sie sich mit Lucien Prérubem unterhalten haben, haben Sie genau diese Frage gestellt: ‚Sagt Ihnen die Nummer 2712 etwas?‘“

— „...“

— „Nicht wahr?“, beharrte sie. „Deshalb stelle ich Ihnen genau die gleiche Frage: sagt Ihnen die Zahl 2712 etwas?“

— „Ich? Ich soll mit Lucien Prérubem gesprochen haben?! Aber... Frau Generalin... ich habe diesen Mann doch noch nie gesehen...“

Trotz ihrer Selbstbeherrschung, konnte die Generalin nicht verbergen, wie überrascht und gleichzeitig enttäuscht sie war. Sie lehnte sich im Sessel zurück, fixierte den Oberst einen Moment lang schweigend und meinte dann:

— „Wissen Sie Elijah... Ich frage mich, was mir lieber wäre.“

— „...?“

— „Tja... Würden Sie lügen, wäre das wirklich fürchterlich, weil ich dann verpflichtet wäre, gegen Sie zu handeln, so als seien Sie auf die feindliche Seite übergetreten. Wären Sie aufrichtig, wäre es ebenfalls schlimm, weil dies bedeuten würde, dass unsere Gegner Mittel besitzen, uns derartig aufs Korn zu nehmen, dass sie unser Erinnerungsvermögen löschen könnten. Sie werden zugeben, dass dies nicht viel angenehmer wäre.“

— „Wenn Sie ganz sicher sind, dass ich Lucien Prérubem getroffen habe, und wenn Sie mir Beweise für unsere Begegnung präsentieren könnten, dann wäre ich viel entsetzter und besorgter als Sie, Frau Generalin. Denn

dann wäre ich verpflichtet zuzugeben, dass meine verdammte Rübe tatsächlich nicht mehr ganz in Ordnung ist.“

— „Ich werde Ihnen die Aufzeichnung Ihres Gespräches mit Lucien Prérubem sofort vorführen und hoffe, dass dies Ihnen helfen wird, Ihr Gedächtnis wiederzufinden. Wollen Sie bitte mitkommen?“

Er ging um den Tisch herum, um ihr zu folgen.

— „Na sowas!“ stieß sie aus „Wo sind denn Ihre Schuhe?“

— „Dort in der Ecke.“ sagte er und deutete mit dem Finger darauf „Ich habe sie ausgezogen, Frau Generalin.“

— „...? Aber warum denn? Wollen Sie nur noch mit Socken herumlaufen?“

— „... Nein, nein, nicht in alle Ewigkeit. Aber ich kann meine Stiefel nicht mehr ertragen.“

— „Na sowas! Und Sie waren verwundert, dass an meinem Ärmel ein Knopf fehlt! Soll ich Ihnen andere Schuhe kommen lassen?“

— „Nein. Das wäre kompliziert. Ich muss mir neue kaufen.“

— „Könnten Sie mir das bitte erklären, Oberst? Das verstehe ich nicht! Sind Sie mit dem von der Armee vorgeschriebenen Uniformmaterial nicht mehr zufrieden?“

— „Ich kann Lederschuhe nicht mehr ausstehen.“

— „Ja aber warum denn nicht?“

• *Aus den gleichen Gründen, aus denen Sie keine Scheißblatschen aus Frauenhaut tragen könnten, Frau Generalin!*

— „Ich kann es Ihnen nicht erklären. Ich kann es eben nicht mehr, das ist alles.“

— „Nun?“ fragte sie.

— „Ich bin am Boden zerstört! Ich muss wohl oder übel zugeben, dass wir uns begegnet sind,“ sagte er.

Die Generalin und der Oberst waren im Vernehmungsbüro, in dem er mit Lucien gesprochen hatte. Sie hatten gerade die Aufzeichnung ihrer Unterhaltung auf einem Tablet angesehen.

— „Der Raum, in dem wir sind, sagt Ihnen also auch nichts?“

— „Leider nein, Frau Generalin. Es ist schrecklich, eingestehen zu müssen, dass bei mir bestimmte Erinnerungen einfach gelöscht wurden.“

— „Und ‚die Rinder unter unserem Joch‘. Sagt Ihnen dies was?“

• *Leider! Inmitten anderer Qualen, plagte mich der Eisenmangel so sehr, dass ich liebend gerne einen verdammten Amboss fressen würde, um den Mangel zu kompensieren.*

— „Rinder unter unserem Joch, sagen Sie?“

— „Ja. Rinder unter unserem Joch, genau!“

— „Nein. Wirklich. Ich weiß nichts davon. Könnten Sie mich bitte aufklären, Frau Generalin?“

Sie ließ ihn die Aufzeichnung auf ihrem Handy anhören. Der Oberst breitete hilflos seine Arme aus.

— „Übrigens, Oberst! Im Zweifel habe ich den Arzt kontaktiert, der sich um Ihre Wunde kümmert. Ich habe ihn gefragt, ob die Kugel mehr als nur das Ohr hat beschädigen können.“

— „Ah! Er wird dann also nicht mehr an dieses verfluchte Wattestäbchen glauben!“

Er hielt die Hände hinter dem Rücken verschränkt und wippte von den Zehen zu den Fersen hin und her.

Sie blitzte ihn mit stechendem Blick an:

— „Wenn ich Sie so reden höre, habe ich wirklich das Gefühl, dass Sie mich veralbern! Immerhin hat er mir versichert, dass die Kugel, die ich auf Sie geschossen habe, nur Ihr Ohr läppchen berührt hat. Aber sagen Sie mal, wie viele Schwestern haben Sie?“

— „Ich habe nicht eine einzige Schwester.“

— „Sie haben aber Lucien Prérubem versichert zu wissen, wo sie sind.“

— „Ja, das habe ich gerade gehört. Stimmt!“

— „In dem Fall handelt es sich nicht darum, dass Ihr Erinnerungsvermögen gelöscht wurde, sondern dass man eine Information in Ihrem Kopf verändert hat. Eine normalerweise schwer zu manipulierende Erinnerung: die Anzahl der Schwestern... stimmt's? Es handelt sich ja nicht um die Farbe Ihrer ersten Hose!“

— „Ja all dies ist besorgniserregend, Frau Generalin. Können Sie sich auch nur vorstellen, wie erschüttert ich bin, feststellen zu müssen, dass das, was ich über mein Leben zu wissen glaubte, völlig fragwürdig geworden ist? Dass all das, was ich glaubte zu sein oder gewesen zu sein, aus implantierten Erinnerungen herkommen könnte? Oder ganz im Gegenteil, dass ich ganze Teile meiner Erinnerungen vollkommen vergessen haben könnte?... Das alles bringt mich völlig durcheinander. Ich bin zutiefst verunsichert... Ich finde keine Worte dafür! Übrigens muss ich feststellen, dass wir nichts

weiter sind als angehäuften Erinnerungen. Diese sind es, aus denen wir zusammengesetzt sind.“

Die Generalin schaute den Oberst von den Socken bis zum Gesicht an und bewegte leicht den Kopf, um zu bestätigen, was er da gerade gesagt hatte.

— „Ja, Elijah! Sie haben Recht. Das alles ist fürchterlich. Ich hoffe inständig, dass Sie mich anlügen, aber leider muss ich zugeben, dass ich selbst diesen Eindruck hatte, dass Sie auf mich schießen wollten. Ich habe das immer noch ganz klar vor den Augen.“

— „Und was haben Sie mit mir vor, Frau Generalin?“

— „Das weiß ich nicht, Elijah. Ich weiß es wirklich nicht... Sie haben mir nicht weitergeholfen. Wenn Sie tatsächlich ehrlich sind, dann wurden Sie schwer von diesem rätselhaften Etwas geschädigt.“

— „Ich nenne es ebenfalls ‚Etwas‘.“

— „OK, ähm... Lucien Prérubem hat uns auch nicht mehr sagen können. Zur Absicherung werden wir ungefähr zwanzig weitere Personen befragen, die die gleiche E-Mail an sich abgeschickt haben, aber ich bin jetzt schon sicher, dass wir damit auch nicht weiterkommen werden. General Matrone will Ihrem Vorschlag folgen.“

— „Welchem?“

— „Die ASIC zu verlegen.“

— „Frau Generalin... letztendlich frage ich mich, ob das wirklich ein guter Einfall war.“

— „Aber warum dieser plötzliche Zweifel?“

— „Weil sich die Absender nicht in der Nähe der ASIC befinden und dieses ‚Etwas‘ also von anderswoher handeln kann, von irgendwoher, von überallher.“

— „Der General Matrone weiß nicht, was er machen soll, um diejenigen zu beschützen, die in und um Prima 16 arbeiten. Falls Sie einen neuen Vorschlag haben sollten, denke ich, wird er diesem sehr gerne folgen.“

— „Ich werde darüber nachdenken. Inzwischen frage ich mich jedoch immer noch, was Sie mit mir vorhaben.“

— „Ich bin unschlüssig. Ich sollte Sie nicht Ihre Arbeit wieder aufnehmen lassen, aber das wäre wohl unpassend, weil ich ja genau wie Sie den Angriffen von diesem ‚Etwas‘ ausgeliefert bin. Ihr Ohr ist der beste Beweis! Deshalb habe ich nichts dagegen, dass Sie weiterarbeiten, und der General auch nicht.“

— „Ich danke Ihnen beiden. Ich nehme gerne die Arbeit wieder auf, würde mich aber zuvor lieber ein bisschen ausruhen, um von der ASIC etwas Abstand zu gewinnen. Außerdem bitte ich um die Genehmigung, Lucien Prérubem unter vier Augen sprechen zu dürfen.“

— „Und warum das denn?“

— „Ich hoffe, von ihm Informationen zu erlangen, wenn ich ihm freundschaftlich gegenübertrete und nicht während eines offiziellen Verhöres. Falls er genau wie ich manipuliert wurde und eine geistige Einflussnahme ihn augenblicklich am Sprechen hindert, wird er vielleicht mit der Zeit und ein bisschen Geduld...“

— „Ich verstehe. Das Problem ist jedoch, dass Sie nicht viel aus einer Unterhaltung mit ihm gewinnen werden, wenn Sie gleich darauf vergessen, dass Sie mit ihm gesprochen haben...“

— „Ich werde alles aufzeichnen, um für diesen Fall gewappnet zu sein.“

Sie zögerte ein paar Sekunden, und fuhr dann fort:

— „Was soll ich mit ihm machen?“

— „Setzen Sie ihn auf freien Fuß, und lassen Sie ihn nicht überwachen. Geben Sie ihm so schnell wie möglich sein Handy zurück, und erlauben Sie mir, ihn persönlich zu ihm nach Hause zurückzufahren.“

Die Generalin schwieg lange, forschte in Elijahs Blick und sagte schließlich:

— „Einverstanden! An dem Punkt, an dem wir angelangt sind, haben wir keine andere Wahl mehr, als uns gegenseitig zu vertrauen, nicht wahr?“

— „Den Eindruck habe ich auch.“

— „Deshalb komme ich Ihrer Bitte nach. Ich bin sicher, dass General Matrone mir zustimmen wird.“

53) Zu Hause stimmte einiges nicht.

Der Oberst begab sich zurück in sein Zimmer, welches das Team der Generalin ihm zugewiesen hatte. Nachdem er eine Linie gesniffte hatte, prüfte er die Uhrzeit auf seinem Handy: 11 Uhr 23.

Er rief eine Autovermietung an und diskutierte kurz mit dem Angestellten, der ihm einen grauen PKW Audi RS 3 vorschlug, das einzig verfügbare Modell, das er hatte. Der Oberst akzeptierte das Angebot. Er

wäre mit jedem anderen Modell einverstanden gewesen, verlangte aber, dass man ihm den Wagen zum Hauptsitz des Nachrichtendienstes lieferte, dessen Adresse er angab. Ein Zuschlag wurde berechnet, und er sollte den Fahrer an seine Arbeitsstelle zurückbegleiten. Er stimmte allem zu und erreichte, dass das Fahrzeug um elf Uhr fünfundvierzig an Ort und Stelle sei.

Er legte seine Militärkleidung ab, duschte und zog Zivilkleidung an. Er wollte gerade den Raum verlassen, um Lucien abzuholen, nahm seine Reisetasche aus einem Schrank und legte die Hand auf die Türklinke, aber...

— : „Ich wollte dich nicht stören während du mit der Generalin sprachst. Können wir uns jetzt ein bisschen unterhalten?“

— : „Ach, da sind Sie ja schon wieder! Frau, äh... wie war Ihr Name noch?“

— : „Ich habe nie vorgegeben, eine Frau zu sein.“

— : „Zu Beginn sagten Sie, Sie seien die Einzige...“

— : „Ich habe auch präzisiert, dass ich es nicht mehr war. Du darfst dies nicht vergessen, damit du, wie sagt man... ähm... meine Stimmungsschwankungen verstehen kannst. Ich bin so viele Personen auf einmal, dass ich nur ein Beispiel sein kann für das, was man eine dissoziative Identitätsstörung nennt.“

— : „Mehrere Personen! Ich dachte es mir doch gleich, dass ihr eine Bande von Psychopathen sein müsst!“

— : „Ich habe dein Beispiel aufgegriffen, um dir zu helfen, dies zu begreifen. Von nun an bist du ein Mensch und ein Rind. Genau wie Lucien. Ihr seid Doppelwesen.“

— : „Und Sie? Haben Sie auch die Art und Weise ausprobiert, was Sie uns da erleben lassen?“

— : „Natürlich. Ich habe auch zwei Leben in mir. Das deiner Kuhmutter und das des Kalbes, das du warst. Ich hätte euch diese Engramme nicht übermitteln können, wenn ich sie nicht verinnerlicht hätte.“

— : „Gut! Schließen wir das ab, einverstanden? Was ist Ihre Absicht? Welches Ziel verfolgen Sie, wenn Sie Rinderleben den einen oder anderen aufzwingen? Was erwarten Sie von uns?“

— : „Erstens geht es nicht um die einen oder anderen. Und zweitens handelt es sich nicht nur um Rinderleben. Ich bin gleichfalls zahlreiche Erfahrungen anderer Spezies, auch von Menschen, unter anderem.“

— : „Ja natürlich! Und Sie müssen wissen, dass ich ein bisschen Marsupilami und Schneewittchen mit ihren sieben Zwergen in mir habe! Wenn Sie mit Ihrem Blödsinn aufhören könnten, um zur Sache zu kommen, wäre mir das lieb! Ich frage Sie nochmal: Was ist Ihr verdammtes Ziel bei der ganzen Sache?“

— : „Demnach glaubst du mir immer noch nicht, Elijah! Dann höre dir mal diese Geschichte an:

§§§

[§] Mein Großvater väterlicherseits war Amerikaner. Er hatte den Vornamen Elijah. Auf einer Reise nach Frankreich, lernte er meine Großmutter väterlicherseits kennen. Er heiratete sie und lebte zweiundzwanzig Jahre lang im Land seiner Frau, bevor er mit ihr in die Vereinigten Staaten zurückkehrte. Ihr Sohn, der in Frankreich geblieben war, wollte mir den Vornamen seines Vaters geben und meine Großmutter hatte nichts dagegen.

Als ich noch klein war, fingen meine Eltern an, sich zu betrinken und schlugen und erniedrigten mich. Wir waren eine isolierte Familie. Im geographischen Sinne, weil wir in einer sehr abgelegenen Gegend lebten sowie gesellschaftlich, weil wir nie, oder fast nie jemanden sahen.

Damals trugen junge Männer langes Haar. Um mich zu demütigen, hatten meine Eltern keinen besseren Einfall, als mir den Schädel kahl zu rasieren. Und mit dieser Frisur sowie mit völlig altmodischen Klamotten war ich ein regelrechter zeitlicher Anachronist in der Schule. Ich war Opfer von Spott und Sarkasmus, wie man sich das vorstellen kann. Ich habe dieses Mobbing ungefähr zwei Jahre lang ertragen, bis ich mich eines Tages aus purer Rebellion reflexartig und nachdrücklich gegen meine beiden schlimmsten Peiniger wehrte. Der eine torkelte mit einem gebrochenen Arm und einem rot/blau angeschwollenen Gesicht nach Hause. Der zweite klagte über eine ausgerenkte Schulter und ein in Stücke gebrochenes Schlüsselbein. Der Direktor ließ meine Mutter und meinen Vater kommen und klagte, ich sei ein brutaler und gefährlicher Schüler. Die Eltern meiner Opfer würden wahrscheinlich Klage einreichen, und die ganze Geschichte sei äußerst bedauernswert... Von diesem Tag an, wurde mein Leben zu Hause zur Hölle. Ich erhielt noch mehr Schläge und genoss keinerlei Freiheit mehr. Ich hatte keinerlei Rechte mehr. Bei Tisch musste ich mich mit den Resten der anderen begnügen.

Eines Tages im Lyceum, als ich sechzehn Jahre alt war, bemerkte meine Französischlehrerin, die schon auf meinen verschlossenen Charakter aufmerksam geworden war, Prügelspuren auf meinem Gesicht. Ihr dämmerte, dass ich ernsthafte Probleme hatte. Als alle das Klassenzimmer verließen, bat sie mich, noch einen Augenblick zu bleiben. Alle waren schon draußen, da schloss sie die Tür und setzte sich neben mich an meinen Tisch. Ich erinnere mich noch, wie verwirrt ich durch ihre Nähe war. Sie versuchte, mich zum Sprechen zu bringen, aber mein Herz hämmerte. Ich hatte einen Knoten im Hals, sodass ich nur ein paar unverständliche Worte murmeln konnte. Ich muss zugeben, dass ich immer Schwierigkeiten hatte, mich auf ihren Unterricht zu konzentrieren. Und das nicht nur wegen meiner familiären Schwierigkeiten, sondern vor allem, weil ich sie zu begehrenswert fand, um meine Aufmerksamkeit auf etwas anderes als auf sie zu richten. An diesem Tag musste sie sich mit dem wenigen begnügen, was ich artikulieren konnte, d.h. ein paar Worte, die ihr bestätigten, dass zu Hause einiges nicht stimmte.

Zwei Tage später, abends, nach dem Schulschluss, schlug sie mir vor, mich mit ihrem Wagen, nach Hause zu fahren. Trotz meiner Schüchternheit und meinem Gefühlsaufruhr, die beide sofort mein Herz in Schwung brachten, nahm ich das Angebot gerne an. Seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte, dachte ich unaufhörlich an sie. Ich stieg in ihr Auto neben sie und gab ihr meine Adresse an. Wir wohnten sieben Kilometer entfernt und normalerweise legte ich den Weg zu Fuß zurück. Zu Beginn der Fahrt blieben wir schweigsam. Dann begann sie, mir wieder Fragen zu stellen, auf die ich antwortete und vor allem darauf bedacht war, mich in ihren Augen nicht lächerlich zu machen. Auch vermied ich, von den täglichen Hieben zu berichten, die mir verabreicht wurden. Später kapierte ich jedoch, dass sie sich nicht hatte täuschen lassen. Sie fuhr ohne Eile und selbst, als sie an einer menschenleeren Stelle des Weges anhielt, der zu unserem Haus hinunterführte, fragte sie mich noch eine Weile lang aus. Mein Herz raste dermaßen, dass man sich mit Recht hätte fragen können, ob es noch lange funktionieren würde. Ich versuchte, sie nicht zu offensichtlich mit den Augen zu verschlingen. Weiterhin befahl ich meinen Augen, ihr Dekolleté zu meiden und antwortete linksch auf ihre Fragen. Letztendlich stieg ich aus, um heimzugehen. Der Abend verlief genauso böse wie immer, meine Eltern waren so gemein wie jeden Tag, aber mein Herz schwebte im Paradies meiner jüngsten Erinnerungen.

Mein Gott, war ich in sie verliebt! Es war natürlich nicht einfach, aber wir trafen uns immer öfter. Sie steckte mich mit ihrer Leidenschaft für Balzac an, insbesondere dadurch, dass sie mir den Roman der menschlichen Komödie Verlorene Illusionen schenkte. Ich las dieses Werk mit einer Begeisterung, die dem, was ich für sie empfand, in nichts nachstand. Um ihr zu gefallen, machte ich mich daran, das Imperfekt des Konjunktivs zu lernen und zwar mit einer Begeisterung, die sich bei mir noch nie und in nichts geäußert hatte. Und dann kam der Moment, wo wir uns physisch liebten. Das heißt, sie übernahm die Initiative... so unbeholfen und gehemmt war ich! Sie hatte eine Nova in meinem Herz entflammt. Mit der Zeit habe ich mich ihr natürlich vollständig anvertraut. Ich war glücklich. Bis zu dem Tag, an dem ein anonymes Anruf meinen Vater darüber aufklärte, was sich da zwischen uns abspielte. Die Schule muss von der gleichen Person benachrichtigt worden sein, denn ich wurde mit meinen Eltern sowie mit derjenigen, die mein Leben verzaubert hatte, vor den Schulleiter geladen. Da ich mir dessen bewusst war, dass sie ernsthaften Problemen gegenüberstand, war ich entschlossen, hartnäckig zu leugnen bezüglich all dessen, was man uns vorwarf. Leider gab es zwei Zeugen und sogar ein Foto von uns in enger Umarmung in ihrem Auto. Mein Vater bestand darauf, sie anzuzeigen. Sie kam wegen sexuellen Missbrauchs eines Minderjährigen und sexueller Belästigung durch eine Person, die die Autorität ihres Amtes missbrauchte, vor Gericht und wurde zu achtzehn Monaten Gefängnisstrafe verurteilt. Ich habe sie nie wieder gesehen. Eines Abends, als mein Erzeuger mir dieses fürchterliche Urteil vorlas und mich dabei zynisch auslachte, wuchs mein Hass gegen ihn in dem Maß an wie die Liebe, die das Gericht von mir weggerissen hatte. Ich war völlig außer Kontrolle und drosch auf ihn ein. In Gegenwart meiner Mutter, die hysterisch schrie, schlug ich sein Gesicht, das nicht mehr lachte, blau und grün. Glücklicherweise war er viel zu stolz, um wissen zu lassen, dass sein Sohn ihn verprügelt hatte. Jedoch befahl er mir, das Haus sofort zu verlassen. Auf diese Art und Weise begann ich, unabhängig zu leben und war mit sechzehn Jahren ein Obdachloser.

Ich habe sie nie vergessen können. Meine Beziehungen zu Frauen sind sehr kompliziert und meine Blockaden schwer zu überwinden. Ich habe immer noch das dumme Gefühl, sie zu verraten. Das ist der Ursprung meiner Neurose und meiner ewig schlechten Laune. [§]

— : „Ich glaube, es ist unnötig weiterzumachen. Ich wollte dir nur beweisen, dass ich aus mehreren Personen mehrerer Spezies und vor allem aus mehreren Menschen zusammengesetzt bin.“

Elijah wurde von einer Mischung verschiedener Emotionen überflutet. Von Scham, Erniedrigung und dem Gefühl erdrückender Hilflosigkeit. Eine ungeheure Wut erreichte ihren Höhepunkt und ließ ihn die Fäuste ballen, die Zähne knirschen und seinen ganzen Körper beben. Er fragte sich, ob Lucien dasselbe erlebt hatte, als er sich daran erinnerte, dass er ihn doch holen wollte. Er schaute auf die Uhr: 11 Uhr 40. Das war die Krönung aller Überraschungen! Sollte diese ganze gedankliche Konversation wirklich nur so kurze Zeit gedauert haben?

— : „Sie haben mein Gedächtnis vergewaltigt!“, wütete er

— : „Du solltest dich nicht in einen derartigen Zustand versetzen, Elijah. Hast du denn nicht verstanden, dass es überhaupt keinen Grund gibt, dich herabgesetzt zu fühlen. Es ist ja nicht so, als hätte ich Informationen über dich gestohlen! Du musst eines verstehen: ich habe ganz klar in mir das Empfinden, dies alles genau wie du erlebt zu haben. Man kann es mit dem vergleichen, was du fühlst, wenn du an dein Leben als Kalb denkst. Du warst, auf eine gewisse Weise, wirklich dieses Kälbchen. Wir teilen diese Identität. Was du bist, sind wir beide. Außerdem muss ich hinzufügen, dass ich keinerlei Kontrolle darüber hatte, wie deine Engramme in mein Gedächtnis gelangten. Das schwöre ich dir. Das stimmt sogar in dem Maß, dass ich sogar behaupten könnte, du hättest meinen Geist vergewaltigt.“

Diese letzten Erklärungen klangen so ehrlich, dass der dadurch spürbar verunsicherte Oberst sich allmählich beruhigte:

• *Verblüffend, dieses Etwas! Wie das alles bloß möglich sein kann?!*

— : „Trotz allem, Sie wissen nun alles über mein Scheißleben, wohingegen ich noch nicht einmal die leiseste Ahnung habe, mit wem ich es überhaupt zu tun habe!“

— : „Weißt du Elijah... da mein Geist durch mehrere menschliche Bildungswege programmiert wurde, würde auch ich dazu neigen, das Verhalten deiner Französischlehrerin, mit ihrem Schüler Geschlechtsverkehr zu haben, zu missbilligen. Aber da ich auch noch das Bewusstsein zahlreicher anderer Spezies in mir trage, kann ich dir versichern, dass diese Missbilligung nur der Doxa deiner Spezies zu verdanken ist. Diese Doxa dürfte eigentlich gar nicht existieren.“

— : „Das heißt?“

— : „Das heißt, dass die Normen eurer Kultur sonderbar sind. Eure Kinofilme, zum Beispiel, zeigen mehr Gewalt und Brutalität als Liebesszenen. Waffen, die zum Töten hergestellt wurden, schockieren weniger als ein Penis, der doch Leben spendet. Ihr Menschen habt größtenteils Riesenprobleme mit Sex. Die einzigen Völker, die keine hatten, wurden missioniert, eure neurotische Norm zu übernehmen! ‚Achtung, Ihr lüsternen Wilden! Verdeckt euren Pimmel, der ist doch hässlich!‘ “

Unbewusst wunderte sich der Oberst fast über das ‚ihr Menschen‘, aber da waren so viele andere Themen in diesem Gespräch, die seinen Geist in Anspruch nahmen, dass er diese Worte kaum beachtete.

— : „Ich habe keine Lust jetzt darüber nachzudenken. Ich stehe immer noch unter dem Schock, meine Erinnerungen mit einem Fremden zu teilen.“

— : „Übrigens, warum sollte man moralisch verurteilen, mit seiner Lehrerin eine Liebesaffäre zu haben? Du trägst die Last einer ungesunden Gesellschaft auf den Schultern, die alle möglichen, von ihr begangenen, willkürlichen Diskriminierungen und scheußlichen Brutalitäten akzeptiert, aber Sex missbilligt, als sei dieser viel schlimmer als Mord, Sklaverei oder das patriarchale Joch. Ihr seid doch alle verrückt! Du lebst mit perversen Wesen zusammen, die Kühe vergewaltigen, um deren Kinder zu fressen und die Milch zu trinken, die doch für deren Nachwuchs bestimmt war. Und die findet das weniger schlimm, als mit einem Schüler Geschlechtsverkehr zu haben, der damit einverstanden ist! Du bist ja bestens auf dem Laufenden, da du selbst ja eines ihrer Kleinen warst!“

Diese treffende, ungeheuerliche Bemerkung traf die Einsicht des Obersts wie eine Bombe. Er war emotional bewegt und fühlte sich bei diesen Wortgedanken äußerst verzweifelt und wütend.

— : „Ich sagte Ihnen doch gerade, dass ich jetzt keine Lust habe über diese Doxa zu philosophieren. Aber Sie schulden mir mindestens eines:...“

— : „Was denn?“

— : „Mir ehrlich zu sagen, wer Sie eigentlich sind!“

— : „Das kann ich dir nicht anvertrauen, weil dies meine Leben in Gefahr bringen würde, und ich will absolut nicht sterben. Obgleich meine Existenz nicht gerade angenehm ist!... Dagegen habe ich aber eine sehr wichtige Aufgabe zu erfüllen, bevor ich aus dieser Welt verschwinde.“

— : „Welche Aufgabe?“

- : „Einen Krieg zu gewinnen!“
- : „Ach ja, stimmt ja! Diesen schon erwähnten Scheißkrieg!“
- : „Ich werde dich bald besser darüber informieren!“
- : „OK, das ist ja alles schön und gut... Aber ich muss jetzt meine Rindermutter abholen.“

Der Oberst verließ sein Zimmer in einem unbeschreiblichen inneren Aufruhr:

- *Dieses verdammte Scheiß-Etwas! So ein verfluchtes Scheiß-Etwas!*

54) Hola, Gastwirt!

Lucien wartete in seinem Zimmer. Außer dem Bett, war dieses mit zwei schwarzen Ledersesseln, einem Stuhl, einem kleinen Tisch und einem an der Wand angebrachten Fernseher ausgestattet. Dieser war ausgeschaltet, aber die Fernbedienung lag sichtbar auf dem Tisch.

Seit einer halben Stunde wartete er jetzt schon. Er hatte Chan und Isabelle angerufen. Die erste hatte er über die Einzelheiten der aktuellen Situation und seiner Vernehmung informiert, aber nichts von dem mitgeteilt, was sein eigenes erlebtes ICH betraf und was ihm Bellisae erzählt hatte. Der zweiten hatte er nur versprochen, bald wieder zu Hause zu sein und ihr alles zu erklären. Dieses zweite Gespräch war das schwierigste gewesen. Obgleich sie es nicht verdiente, beiseitegeschoben zu werden, musste er sich Mühe geben, mit Isabelle zu sprechen. Die fünf SMS, eine regelrechte Sammlung von Fragezeichen, die sie ihm geschickt hatte, zwangen ihn, sie letztendlich doch anzurufen. Aber... was sollte er ihr denn sagen?

Unbewusst bearbeitete er hartnäckig einen Fingernagel seiner linken Hand mit den Zähnen, als der Oberst eintrat und laut verkündete:

- „Sie sind frei, Herr Prérubem! Folgen Sie mir bitte, ich werde Sie nach Hause begleiten oder wohin Sie wollen.“

Der Offizier war in Zivil: Bluejeans, Tennisschuhe und einen schwarzen Pullover. Er hatte eine rote Leinentasche in der Hand. Lucien schnappte seine eigene Reisetasche und folgte ihm auf den Fersen.

Als sie den Nachrichtendienst verließen, war es elf Uhr fünfundvierzig. Der Audi RS3 wartete in einiger Entfernung. Der Fahrer diskutierte mit einem Unteroffizier, der ihm befahl wegzufahren. Da Elijah in Zivilkleidung war, musste er seinen Militärausweis vorweisen:

— „Guten Tag, Korporal! Dieser Wagen wartet auf uns!“, warf er ihm zu.

Der Soldat salutierte tadellos, verstaute Luciens und Elijahs Gepäck im Kofferraum, öffnete die Hintertür des Wagens und verbeugte sich leicht, um sie zum Einsteigen einzuladen.

Während der zehn Minuten Fahrt bis zur Autovermietung, wechselten sie kein Wort. Aber sie starrten sich gegenseitig verstohlen an, während Emotionen ihren Blick trübten. Vor allem, weil sie sich ihrer Verwirrung bewusst waren.

• *Ist doch total irre! sagte sich Lucien.*

• *Dieses Scheiß-Etwas! dachte Elijah.*

Am Ziel angekommen, stieg der Chauffeur aus und verabschiedete sich. Der Oberst setzte sich ans Steuer und Lucien besetzte den Beifahrersitz.

— „Gut!“, meinte Elijah. „Ich will dich zwar nicht ‚Mutter‘ nennen, aber ich schlage vor, dass wir uns wenigstens duzen.“

— „In Ordnung, mein Sohn!“

Ein kurzes beiderseitiges Lachen schallte durch den Wagen.

— „Gib mir die Adresse.“

Lucien nannte Chan Zhàos Adresse. Elijah gab sie in sein Navi ein, startete und stellte sich dann vor:

— „Mein Name ist Elijah Floyd. Ich bin Oberst und muss dir die Reihe der Ereignisse aus meiner Sicht beschreiben, die dazu geführt hat, dass der Nachrichtendienst sich für dich interessiert und du jetzt mit mir in dieser Karre steckst.“

Er erklärte alles, was nötig war, um Lucien in Kenntnis zu setzen. Als der fertig war, bedankte sich Lucien und fragte, ob er bei einem Kampf am Ohr verletzt worden war.

— „Ähm...“, meinte der Oberst. „Sagen wir, es handelt sich um einen dummen Vorfall.“

Lucien bestand nicht weiter darauf. Es war schon fast zwölf Uhr und Elijah schlug vor:

— „Wenn du's nicht zu eilig hast, könnten wir irgendwo in einem Gasthaus einen Happen essen und uns vor allem in aller Ruhe unterhalten. Was meinst du?“

— „Ein Super-Vorschlag... aber...“

— „Aber?...“

— „Mein Rinderleben hat mich zu einem Veganer gemacht. Und es ist alles andere als leicht, ein Vegan-Restaurant zu finden.“

— „Vegan? Du meinst Vegetarier, oder?“

— „Nein! Ich meine Veganer. Das heißt, eine Ernährung nicht nur ohne Fleisch und Fisch, sondern auch ohne irgendwelche anderen tierischen Zutaten. Keine Milchprodukte zum Beispiel.“

— „Ah! Aber da hast du ganz recht, Mama! Das ist ein verdammt guter Ausdruck: Veganer!“

— „Bevor ich eine Kuh war, kannte ich das Wort noch nicht einmal!“

Beide lachten wieder, aber ein natürlicheres Lachen als zuvor.

— „Wir werden versuchen, damit zurechtzukommen,“ versicherte der Offizier.

Der Oberst fuhr schnell. Geschwindigkeitsbegrenzungen schienen ihn nichts anzugehen. Nach einer Viertelstunde Fahrt, während der sie ein paar Erinnerungen bezüglich ihrer Rinderleben ausgetauscht hatten, erreichten sie Elsie, ein Dorf von zehntausend Einwohnern. In der Rue Shrigley, fanden sie ein Restaurant, dessen rustikale Vorderfront einladend aussah: Chez Donald et Watson.

— „Kennst du diese Bande da?“, fragte Elijah Floyd.

— „Nein.“

— „Selbst wenn wir noch nie etwas von ihnen gehört haben, sollte uns das dennoch nicht abschrecken. Meine innere Stimme meint, dass die Besitzer da drinnen gastfreundlich sind. Gehen wir mal nachprüfen!“

Nach diesen etwas gestelzten Worten, parkte er vor der Wirtschaft, stieg aus und bat Lucien, ihm zu folgen. Der Offizier riss die Tür weit auf, trat ein und wendete sich an jemanden, der Besteck auf den Tischen verteilte:

— „Hola, Gastwirt!“, warf Elijah diesem zu.

Der Mann drehte sich um, einen Strauß Gabeln in der Hand.

— „Ein gutes Mahl wäre uns äußerst angenehm.“, fuhr Elijah Floyd fort. „Ein wenig schlemmen zu dürfen, würde uns mit Freude überschütten.“

Reicht uns bitte reichlich Appetithäppchen und haufenweise Leckerbissen. Und was den Wein betrifft, wünschen wir ihn im Übermaß.“

Der Wirt starrte den muskulösen Riesen überrascht an.

— „Und ausgesprochen wichtig: wir wünschen all dies in Version Vegan,“ präzisierte er noch.

— „Ich...“, zögerte der Mann und fixierte den Verband auf dem Ohr.

— „Nichts, nichts! Nur so ein verdammtes Wattestäbchen!“

— „Das heißt... Sie haben gesagt vegan?“

Elijah Floyd richtete sich an Lucien:

— „Erklär du ihm das alles. Du kennst dich da besser aus als ich.“

Amüsiert darüber, als Experte dieses Gebietes zu gelten, versuchte Lucien sich verständlich zu machen.

In dem Gasthaus war eigentlich nichts vorrätig, um ein veganes Festessen zu bieten, aber die Köchin gab sich so viel Mühe wie nur möglich und zauberte eine vegane Pizza aus dem was ihr zur Verfügung stand. Weitere Gäste trafen allmählich ein. Um nicht zu viele Tischnachbarn um sich zu haben, wählten Lucien und Elijah einen Tisch in einer Ecke. Dennoch sprachen sie mit gedämpfter Stimme, damit ihr seltsames Gespräch nicht das ganze Gasthaus vor Erstaunen auf den Stühlen festnagelte. Elijah hatte gerade über seine Qualen erzählt, als man ihn von Luciens Mutterliebe entfernt hatte, indem er folgende Worte wählte: ‚Das liebevolle Streicheln deiner Zunge vermisste ich schmerzlich‘. Lucien detaillierte seine Erinnerungen als er abkalbte auf die Art: ‚Du warst das einzige Kalbsmännchen, dem ich das Leben geschenkt habe‘, oder ‚Ich verspürte jedes Mal einen fürchterlichen Frust, weil meine Kleinen nicht an mir saugen durften.‘

Der Oberst zeigte ihm auf seinem Handy die Fotos der drei Kalbsweibchen:

— „Da, schau sie dir an! Ich habe vom Angestellten von Pierre Morageot verlangt, dass er gut auf sie aufpasst. Außerdem habe ich mich dazu bereit erklärt, einen hohen Preis für sie zu bezahlen, denn ich habe die Absicht, ein Grundstück zu kaufen, auf dem sie ihr ganzes Leben lang in Ruhe weiden können.“

Als Lucien die Fotos sah, konnte er sein Schluchzen kaum unterdrücken. Ein paar Blicke richteten sich auf ihn. Elijah war bewegt, zog es aber vor, die Qual zu beenden und steckte sein Handy wieder ein. Die Unterhaltung

ging in Richtung Schlachthof. Als beide ihr Grauen im Todeskorridor erzählten, wurde die Stimmung derartig intensiv, dass sie aufstanden und sich über den Tisch hinweg unbeholfen umarmten. Beide hatten Tränen in den Augen.

Da sie bemerkten, dass viele sie erstaunt beobachteten, entschlossen sie sich, das Gasthaus zu verlassen, ohne die Pizza angerührt zu haben. Sie standen auf und lehnten sich an die Theke. Elijah Floyd lächelte:

— „Danke, Gastwirt! Wir haben herrlich gespeist. Sie haben uns göttlich bewirtet.“

— „Die Rechnung bitte,“ forderte Lucien und hielt seine Kreditkarte hin.

— „Nein!“, mischte sich der Oberst ein und schwenkte seine eigene Kreditkarte hin und her. „Ich werde bezahlen. Gastwirt, nehmen Sie mein schönes Geld!“

Im Audi sah Elijah Lucien an:

— „Hast du es wirklich eilig, nach Hause zu kommen, oder möchtest du deine Töchter und meine Schwestern sehen?“

— „Super Vorschlag! Ich kann es nicht erwarten, sie zu sehen. Aber um die Mietkosten zu begrenzen, könnten wir mein Auto holen.“

— „Nein, ist doch schleißegal, fahren wir mit dieser Kiste hin. Beeilen wir uns, um schnellstens zu unserer Rinderfamilie zu kommen.“

• *Ist doch total irre! dachte Lucien.*

• *Dieses Scheiß-Etwas! sagte sich Elijah.*

Elijah Floyd raste in einer Geschwindigkeit, als wolle er alle Blitzer zum Schmelzen bringen. Die Reifen quietschten in jeder Kurve. Lucien kniff den Hintern zusammen und krallte sich am Sicherheitsgurt fest als er fragte:

— „Wie viele, glaubst du, sind wir, die diese verrückte Erfahrung machen?“

— „Das ist eine gute Frage. Soll ich dir ein Militärgeheimnis anvertrauen? Ja, weil du meine Rindermutter bist und was ich dir erzähle, wird das Land nicht in Gefahr bringen.“

— „...?“

— „Wir haben über hundert Personen gezählt, die alle die gleiche Mail abgeschickt haben und die Informationen enthielten, die normalerweise nur mir und der Generalin Nicole Rama-Déjardin bekannt sind. Genau

wie du, erinnern sich diese Leute nicht daran, diese Mitteilung geschrieben zu haben. Ganz offensichtlich wurden sie durch diejenige geistig manipuliert, die uns diese Rindererfahrung hat erleben lassen.“

Die Reifen jaulten laut in einer Kurve und quetschten Lucien an die rechte Wagentür. Als das Fahrzeug wieder geradeaus jagte, gestand er:

— „Aber... ich... ich erinnere mich sehr gut daran, meine Mail abgeschickt zu haben. Das mit dem Betreff: ‚Morde Bellisae‘.“

— „Ach ja! Aber!... Das war doch gar nicht die Version, die du beim Verhör geliefert hast!...“

— „Ich hatte fürchterliche Angst, ernsthafte Probleme zu bekommen, falls ich die Wahrheit sage. Dazu kommt noch, dass Bellisae mir riet, nichts zu sagen.“

— „Bellisae! Also du kennst doch eine Bellisae! Wer ist das denn.“

— „Na so was!“, wunderte sich Lucien. „Du weißt nicht wer Bellisae ist?! Das gibt’s doch nicht!... Das ist doch diejenige, die in Wortgedanken mit uns spricht. Diejenige, die uns die Engramme unserer Rinderexistenz eingegeben hat.“

Der Oberst stieß eine Reihe von Flüchen mit Ausrufezeichen aus bevor er fragte:

— „Aber wie kommt es denn, dass du ihren Namen kennst?“

— „Ich habe ihn von ihr erfahren.“

— „Mir gegenüber blieb sie eher rätselhaft und behauptete, sie riskiere ihr Leben, falls sie mir zu viel verraten würde. Sie sprach heute Morgen mit mir, gerade bevor ich dich abholte.“

Die Reifen kreischten vor Todesangst. Lucien musste sich festkrallen, um nicht auf Elijah zu stürzen. Als sie aus der Kurve kamen, baumelte sein Kopf und schlug an die Kopfstütze. Er fragte sich, durch welches Wunder sie noch nicht von der Polizei angehalten worden waren.

— „Also ist Bellisae dieses angebliche Weibsbild! Menschenkind, das hätte ich mir doch denken können... sie hat mir doch die Morde gestanden!“

— „Weibsbild?“

— „Ja! Ich sagte doch ‚angebliches‘. Dahinter steckt sehr wahrscheinlich ein Riesenteam mit unglaublichen Mitteln.“

— „Das glaubte ich anfangs auch.“

— „Warum anfangs? Nimmst du jetzt an, dass sie allein handelt?“

— „Eigentlich nicht, aber sie sagte mir, sie sei ganz allein. Obgleich sie mich danach darauf hinwies, nie angegeben zu haben, eine Frau zu sein. Sie, oder er, bereitete uns wirklich ein rätselhaftes Kopfzerbrechen.“

— „Hat sie dir nicht ein Bild von sich gezeigt?“

— „Äh... nein. Und dir?“

— „Ja. Mir ja.“

— „Und?“

— „Wie sie sich mir zeigt und laut dessen, was sie mir erzählt, ist sie ein Gorilla-Weibchen.“

— „Sag mal, Mama! Kannst du das wiederholen, denn ich glaube, mein verletztes Ohr erfindet eine Menge Scheißdreck! Stell dir vor, dass es ‚ein Gorilla-Weibchen‘ gehört hat!“

— „Das ist tatsächlich, was ich dir gesagt habe, mein Sohn!“

Ohne Sicherheitsgurt wäre Luciens Nase durch das brutale Bremsen an der Windschutzscheibe zerquetscht worden.

— „Eine Gorillin?!“

Sie befanden sich auf einer menschenleeren Landstraße, und glücklicherweise fuhr niemand hinter ihnen. Lucien bestätigte nachdrücklich, was er gerade gesagt hatte. Der Audi rauschte mit einem Seufzer weiter, und der Geruch von verbranntem Gummi folgte.

— „Los, wir wollen keine Zeit verlieren! Erkläre mir aber, wie du das erfahren hast...“, wollte der Teufelsfahrer wissen.

Lucien berichtete in allen Einzelheiten über das, was er von Bellisaes Identität wusste. Er begann von Anfang an, als sie sich zum ersten Mal gezeigt hatte. Ab und zu bestätigte der Oberst es durch ein ‚Verdammt noch mal!‘. Zum Schluss fügte Lucien noch hinzu:

— „Während des Verhörs drohte sie mir mit Todesstrafe, sollte ich erzählen, dass es sich um ein Gorilla-Weibchen handeln würde!“

— „Tatsächlich? Todesstrafe?“

— „Ja. Aber ich bin mir nicht sicher, ob sie mich tatsächlich umbringen würde. Ich glaube eher, sie wollte mich nur daran hindern, etwas zu sagen.“

— „Jedenfalls scheint es für sie sehr wichtig zu sein, dass niemand weiß, dass sie eine Gorillin ist.“

— „asic?“

— „Ja, die ASIC.

— Merkwürdig an der Sache ist, dass sie es vor dir nicht verheimlicht hat. Da stimmt was nicht... Wir sollten darüber nachdenken. Warum wollte sie nicht, dass die Armee darüber Bescheid weiß? Da besteht doch zwangsläufig ein Zusammenhang mit dem Angriff auf die ASIC.“

Elijah erzählte alles, wozu er in dieser Hinsicht berechtigt war, nämlich dass es sich um ein Forschungsprogramm handelte.

— „Die von Bellisae begangenen Morde...“

— „Sind Leute der ASIC, ja!“ bestätigte der Oberst.

— „Aber nicht nur!“

— „?...“

Je nach Straßenkurven hin- und her geschleudert und begleitet von lautstarkem Gummigejaule entsprechend der Motordrehzahlen sowie der empörten Reifenproteste, berichtete Lucien vom Tod des Juweliers und Pelzhändlers Jean-Philippe Fobour.

Der Audi kam mit vier blockierten Reifen auf der rechten Seite des Feldweges zum Stehen, nur zehn Zentimeter vor dem Zaun der Viehzucht Pierre Morageot. Es war stürmisch. Windböen fegten orangenfarbene Staubwolken über das Grundstück. Das geöffnete Tor ließ einen riesigen grau-roten LKW durch. Lucien erkannte sofort dieses stinkende Ungetüm wieder, das ihn und seine Leidensgenossen abtransportiert hatte. Elijah bemerkte seine tiefe Ergriffenheit, als er sein Gesicht erblassen sah. Dieser Viehtransporter war zwar nicht derselbe, in den er selbst gestiegen war, aber ihn da vor sich zu sehen, schnürte ihm erneut die Brust zu. Sie stiegen aus dem Audi. Ihre Herzen begannen zu rasen, dumpf und erschütternd, als wolle es ihr ganzes Dasein zerreißen. Die Federung des LKW wurde von der gequälten Last, auf dem Weg zum Schlachthof, zusammengedrückt. Panisches Gemuhe übertönte das Motorengeräusch. Ganz hinten am Heck war die Plane schlecht festgezurt, und man konnte den Kopf eines der Opfer sehen, das die weit aufgerissenen Augen vor Entsetzen rollte. Dieser verzweifelte Rinderblick kreuzte den der beiden Männer und erweckte schmerzhaft Erinnerungen tief in ihrem Innern. Der Oberst ballte seine Fäuste derartig, dass die Fingerknöchel knackten und weiß wurden. Luciens Herz war wie vom Blitz getroffen. Eine rasende Wut überflutete ihn. Sie entzog ihm die gesamte Energie, so dass seine Beine nachgaben. Der verhängnisvolle LKW entfernte sich, und die Augen der beiden Männer folgten ihm, bis er nicht mehr zu sehen war.

— „Da seid ihr beide ja schon wieder!“

Sie drehten sich um. Es war Carlos Marcos, der vor ihnen stand. Ein verlegener Gesichtsausdruck verdunkelte seine Miene. Offensichtlich fiel es ihm schwer, dem Blick des Obersts standzuhalten.

— „Ja, tatsächlich, da sind wir wieder!“, erwiderte Elijah. „Wir möchten sehen, wie es unseren drei Kühen geht.“

— „Ähm...“

— „Sie erinnern sich doch noch daran, um welche es geht! Ich habe Ihnen ausdrücklich befohlen, sich um ihr Wohlergehen zu kümmern. Ich kann Sie dafür bezahlen, wenn es sein muss...“

— „Das heißt... Sie sind nicht mehr hier...“

— „Nicht mehr hier!“, brüllte Lucien. „Wollen Sie damit sagen, sie sind in dem Viehtransporter, der gerade weggefahren ist?“

Der Offizier drückte seine rechte Riesenhand in Carlos' Nacken, der erblasste:

— „Machen Sie was Sie wollen, aber holen Sie sie sofort zurück und zwar gesund und unversehrt, oder ich reiße Ihnen den Kopf ab, so als würde ich Grasbüschel aus einer Wiese reißen!“

— „Nein, nein!“, versicherte der Viehzüchter. „Sie sind nicht in diesem Viehtransporter. Eine Frau kam und hat sie alle drei gekauft. Sie ist heute Morgen mit ihnen weggefahren.“

— „Welche Frau?“ wollten die beiden Besucher im Chor wissen.

Carlos richtete sich an Lucien:

— „Die, die damals gerade nach Ihnen hierherkam. Sie wollte genau die gleichen Auskünfte wie Sie. Sie haben dann mit ihr diskutiert...“

— „Susan Cilvan!“, rief Lucien.

Der Oberst öffnete seine Finger, und der Viehzüchter schien sichtlich erleichtert. Dann fragte er:

— „Wer ist diese Susan?“

— „Meine Psychiaterin. Das muss ich dir noch erzählen.“

Elijah Floyd runzelte die Augenbrauen in Richtung Carlos:

— „Ich habe doch gesagt, dass ich an diesen Kühen hänge! Warum wurden sie denn dann an eine Fremde verkauft?“

— „Ich habe nichts damit zu tun. Sie hat direkt mit meinem Chef, Herrn Morageot, verhandelt. Er gab mir die Anweisung, sie ihr zu liefern, wann immer sie es wünschte. Heute Morgen kam ein Mann in ihrem Namen mit einem Laster.“

— „Lass es sein.“ sagte Lucien. „Ich werde Susan Cilvan anrufen.“

Er stieg wieder ins Auto, um windgeschützt telefonieren zu können. Kaum hatte er gewählt, nahm die Psychiaterin sofort ab, so als habe sie auf seinen Anruf gewartet. Sie ließ Lucien noch nicht einmal die Gelegenheit, seine Frage zu stellen:

— „Guten Tag, Susan! Ich bin beim Viehzüchter und...“

— „Guten Tag, Lucien. Es ist jetzt vierzehn Uhr zehn. Treffen wir uns, so bald wie möglich in Sinfait, 12 route de l'Abbé-Cyano! Mit dem Oberst, das wäre super. Ich bin schon da und warte auf euch. Ihr seid ungefähr eine Stunde von hier entfernt, nicht mehr.“

Daraufhin unterbrach sie das Gespräch.

55) 12 route de l'abbé Cyano

14 Uhr 40.

Der Audi bremste vor dem Eingangstor der 12 route de l'Abbé-Cyano und ließ die vier Reifen derart aufheulen, dass sie das Blut in den Adern von Michelin-Männchen in Eiswürfel hätten verwandeln können. Der Hüne und sein Mitfahrer, bleich wie Schneewittchen, verließen das Auto. Sie brauchten nicht zu klingeln. Die Therapeutin schaute hinter dem Zaun gerade, ob Post im Briefkasten lag.

— „Schon da!“, rief sie.

— „Unser Sohn ist verrückt“, antwortete Lucien. „Ich hatte Angst, er würde die Schallmauer durchbrechen.“

— „Unser Sohn?“

— „Ja, er ist unser viertes Kind.“

Während der Fahrt hatte Lucien Elijah Floyd erklärt, wer Susan Cilvan war, während er verzweifelt versuchte, sich nicht zu übergeben.

— „Der totale Wahnsinn! Ich habe zwei Rindermütter!“, stieß der Oberst aus. „Eine männliche und eine weibliche. Ich stelle mir vor, wie ich dies meinen Vorgesetzten erklären soll...“

Die Psychiaterin lächelte:

— „Das ist also der Grund warum du dich für unsere Töchter interessierst! Es sind deine Schwestern! Ich fragte mich, wer wohl dieser Oberst sein könnte, von dem Pierre Morageots Angestellter sprach. Ich erwartete nicht,

dass du als Mensch eine mit einem Rind derart vergleichbare Korpulenz hättest. Und dieser Verband da am Ohr - wohl eine Verletzung bei einer Auseinandersetzung?“

— „Nein, nur ein blöder Unfall!“

— „Ach ja?... Aber kommt doch rein. Sie sind alle drei hier.“

Sie öffnete das Tor.

An dieser Adresse besaß Susan Cilvan ein Grundstück von einhundertzwanzig Hektar. An einer Seite befand sich eine weitläufige, luxuriöse, zweistöckige Villa mit Blick auf das Grundstück.

Schwestern für den einen, Töchter für die beiden anderen, schienen die drei Kühe vor Erstaunen wie gelähmt. Seite an Seite zusammengedrängt, betrachteten sie die Umgebung, wie Menschen eine außerirdische Landschaft betrachten würden, die nur Fremdes und Außergewöhnliches zu bieten hat. Und selbst dieser Vergleich reichte kaum an das heran, was sie empfanden. Tatsächlich waren sie nicht nur völlig verdattert, weil alles neu war, sondern auch, weil sich ihre gesamte bisherige Existenz nur zwischen Beton, Balken und Blech abgespielt hatte. Sie schienen besonders vom Himmel fasziniert zu sein. In der Nähe bewegte ein Ahornbaum seine großen Äste träge, und die Blätter kräuselten sich im Wind. Bei jedem stärkeren Windstoß ängstigten sich die Tiere mehr. Sie senkten die Köpfe und kauerten sich noch näher aneinander.

— „Freiheit kann beängstigend sein, wenn man nicht daran gewöhnt ist.“, sagte die Therapeutin.

Die älteste Kuh war schwarz, abgesehen von einem weißen Band, das sich wie eine Halskette um ihren Nacken wand, sowie einem weißen Fleck auf dem Bauch. Die zweite war weiß, außer den beiden Ohren und zahlreichen kleinen Flecken auf dem Rücken. Die jüngste war ebenfalls weiß, bis auf einen großen, schwarzen Fleck auf dem Rücken und einen ganz kleinen auf der Stirn.

— „Ich erkenne sie wieder,“ flüsterte Lucien mit bewegter Stimme.

— „Ich habe sie auch sofort wiedererkannt,“ bestätigte Susan.

— „Also, was hat Sie denn dazu gebracht, sie zu kaufen?“, wollte Lucien wissen.

— „Da wir Mütter der gleichen Kinder sind, was wirklich nicht üblich ist, nicht wahr, schlage ich vor, dass wir uns duzen. Oder?“

— „Einverstanden! Ich will mich nicht aufspielen, aber bestehe darauf, der Ausgefalleneren von uns beiden zu sein, weil ich im Grunde ja eine männliche Mutter bin.“

— „Stimmt! Das muss ich zugeben!“

— „Also, was hat dich dazu verleitet, sie zu kaufen?“

— „Der Wunsch, meine Töchter zu retten. Bellisae hat wieder mit mir Kontakt aufgenommen. Wir haben uns lange unterhalten, und sie hat mich überzeugt, mir nichts eingebildet zu haben, sondern dass ich zweifellos eine tatsächliche Rinderexistenz durch Engrammübertragung erlebt habe.“

— „Du weißt jetzt also, wer Bellisae ist?“

— „Ich habe sie gefragt und sie meinte, so genannt werden zu wollen, und dass sie dies bisher keinem anderen außer dir anvertraut habe.“

— „Hat sie dir auch gesagt, dass sie ein Gorilla-Weibchen ist?“, wollte der Oberst wissen.

— „Ja.“

— „Frau und Mutter, du, die du eine Spezialistin der Oberstübchen bist, was hältst du davon?“

— „Dass sie ein Gorilla-Weibchen ist?“

— „Ja.“

— „Wie sie mir sagte: wenn man eingestehen muss, dass jemand mit uns in unserem Kopf spricht... wenn man so real eine Milchkuh war, und ich meine drei Töchter wiedererkenne... wenn man nichts sieht, was irgendjemandem oder irgendeiner menschlichen Organisation Nutzen bringen könnte, die über Fähigkeiten verfügt, uns das erleben zu lassen... ist es dann noch viel schwieriger fürs Hirn, zu akzeptieren, dass das alles von einem Gorilla-Weibchen kommen könnte?“

— „Ähm... jaaaaah...“, meinte Elijah. „Es stimmt schon, dass... aber gut... Wir sind schon maßlos verblüfft über diese Technologie, selbst wenn sie menschlichen Ursprungs sein sollte. Sollte es aber die Technik eines Gorillas sein... dann ist das natürlich noch viel verwirrender!“

Susan Cilvan ließ die beiden Männer in eine viereckige, rustikale Unterkunft von etwa fünfzig Quadratmeter treten, die mit romanischen Ziegeln bedeckt war.

— „Hier werden die Tiere schlafen, wenn es euch recht ist.“, meinte die Therapeutin. „Es handelt sich um einen Abstellraum, den ich als Stall

eingrichtet habe. Seht mal! Ich habe Stroh für sie bestellt. Und ein bisschen Heu. Anfang Mai ist das Gras saftig.“

Sie verließen den Stall wieder.

— „Haben sie überhaupt schon einmal Gras gefressen?“, fragte Lucien.

— „Noch nie, soviel ich weiß. Sie sind seit heute Morgen acht Uhr hier. Sie haben sich kaum von der Stelle bewegt, wo der Laster sie abgesetzt hat. Ich habe sie nur allein gelassen, um zum Briefkasten zu gehen und habe noch nicht einmal zu Mittag gegessen. Das habe ich ganz vergessen. Ah! Na... schaut mal!“

Eine der Rinderschwestern schnüffelte ein paar Sekunden lang an einem Grasbüschel und kaute dann langsam ein Maul voll. Ganz offensichtlich sehr vorsichtig. Die beiden anderen beobachteten sie zuerst, um es dann gleichzutun.

— „Ich freue mich, bei dieser Premiere dabei sein zu dürfen, auf die ich seit heute Morgen schon warte. Offenbar entspricht es ganz ihrem Geschmack.“

— „Ich bin fast neidisch.“, lachte Elijah. „Ich habe nie welches zu fressen bekommen.“

— „Ich bin genauso frustriert“, gab Lucien zu.

— „Ich traue mich nicht es zuzugeben, aber... das gleiche gilt auch für mich. Wir haben hier zwanzig Hektar und sie haben genügend Platz, um es zu genießen!“

Alle drei lachten.

— „Aber im Ernst“, fügte Susan Cilvan hinzu „ihr habt wahrscheinlich Hunger?!“

Susan Cilvan stellte die Schüssel, die sie gerade aufgewärmt hatte, auf den Tisch.

— „Es ist schon sechzehn Uhr dreißig, zum Teufel mit den ganzen Diskussionen! Ich habe für euch Spaghetti Bolognese gekocht.“

Die beiden Männer sahen sie verlegen an.

— „Ihr glaubt doch nicht etwa, dass ich euch mit unseren ehemaligen Artgenossen füttern würde!“, rief sie empört aus. „Da ist nichts Tierisches drin. Das Fleisch wurde durch TS ersetzt. Dieses Vegan-Gericht kommt von meinem Feinkostgeschäft.“

— „TS?“ kam es im Chor von den beiden Männern.

— „Ja, TS, das ist sehr proteinreiches texturiertes Soja. Die Notlage hat mich motiviert, und schließlich habe ich eine vegane Köchin gefunden. Sie ist einverstanden, mir ein paar Privatkurse hier, bei mir zu Hause zu geben.“

— „Ein Pluspunkt für meine Mutter in Weibchenversion.“, jubelte der Oberst.

— „Und ich kann dir einiges über Seitan erklären,“ versicherte Lucien.

— „Also auch einen Pluspunkt für meine Mutter in Männchenversion!“, ergänzte Elijah.

— „Nun, nutzen wir diesen Augenblick, um uns kennenzulernen.“, schlug Susan vor. „Ich kenne Lucien ein bisschen, weiß aber nichts über dich, Elijah.“

Gerade als der Oberst schon antworten wollte, meldete sich Bellisae unvermittelt

— : „Ich richte mich gleichzeitig an Lucien, an Elijah und an Susan. Alles, was ihr mir in Gedanken mitteilt, wird auch die anderen erreichen. Ich leite es weiter.“

— : „Das trifft sich gut! Wir sitzen zusammen um meinen Tisch.“ dachte die Therapeutin in Worten.

— : „Also seid ihr drei zusammen! Wunderbar! Die gute Beziehung zwischen Elijah und Lucien freut mich. Ich muss zugeben, ich hatte befürchtet, Lucien könnte Ärger mit der Armee bekommen. Ihr müsst wissen, dass ich mit ihm besonders verbunden bin, weil er der erste Mensch ist, den ich lesen konnte.“

— : „Lesen.“ wunderte sich Elijah.

Bellisae berichtete:

— : „Dessen Engramme ich lesen konnte, wollte ich sagen.“

Der Oberst spürte, wie er bei dem Gedanken, ebenfalls ‚gelesen‘ worden zu sein, innerlich errötete. Irgendwo wusste nun jemand um seine tiefsten Geheimnisse. Auch Lucien fühlte sich bloßgestellt. Selbst Susan Cilvan empfand es als Eindringen in ihre intimste Sphäre.

— : „Ich weiß nicht, was ihr euch anvertraut habt, aber ihr sollt wissen, dass ich die Engramme von euch dreien empfangen habe. Diese Fähigkeit beherrsche ich nicht sicher. Manchmal will ich jemanden lesen – Mensch oder Tier –, doch es gelingt nicht. Ein anderes Mal strömen Engramme in Massen auf mich ein – gerade wenn ich es am wenigsten erwarte – und von völlig Fremden. So habe ich zum Beispiel Lucien kennengelernt. In letzter

Zeit jedoch scheint mein eigenes Interesse an einer Person⁶⁶ dieses Phänomen zu verstärken. Ich glaube, dass ich gerade erst lerne, es zu beherrschen. Alles in allem entwickle ich mich ständig weiter. Derzeit trage ich die Erinnerungen von fast zweitausend Tieren in mir, darunter zweiundzwanzig Menschen. Die meisten dieser Tiere sind Sklaven eurer Spezies. Auf der Erde gibt es kaum noch Wildleben. Das müsst ihr wissen, um zu verstehen, dass meine vielschichtige Persönlichkeit mich zu unberechenbarem Verhalten treiben kann – schwer für euch nachvollziehbar.“

— : „Wie zum Beispiel, als du mir mit dem Tode drohdest!“, empörte sich Lucien.

— : „Ja, zum Beispiel!“

— : „Hättest du es getan? Wärest du wirklich im Stande, mich umzubringen?“

— : „Wer weiß? Es hängt davon ab, wer mich innerhalb meiner selbst zu einem gewissen Zeitpunkt antreibt, etwas zu tun. Ihr selbst, ihr besteht aus zwei Wesen: Mensch und Rind. Stellt euch vor, wie ihr gegenüber demjenigen reagieren würdet, der euch zwingt im Todeskorridor weiterzugehen? Als Elijah dem Mann den Kiefer ausrenkte, der ihn als Kalb geohrfeigt hatte, war das doch sein Rinderhass, der ihn dazu trieb.“

Der Oberst setzte eine verschämte Miene auf. Er hatte es eilig, das Thema zu wechseln und sagte in Gedanken:

— : „Du bist also... ein Gorilla-Weibchen?“

Nach kurzem Zögern antwortete Bellisae:

— : „Genau! Ich hatte Lucien verboten, es zu verraten, aber... Siehst du, Lucien, ich werde dich doch nicht umbringen... Noch nicht einmal respektvoll!“

— : „Ähm... Danke!“, dachte Lucien erschüttert und ein wenig bitter.

— : „Sie sind also ein Gorilla, der Krieg führen will, ist das richtig?“, fragte Elijah. Lucien und Susan schauten ihn verblüfft an.

— : „Ja, ich will Krieg führen, das stimmt. Bald werde ich darüber sprechen.“

— : „Ich habe eine Frage“, dachte Susan Cilvan „haben menschliche Personen die Existenz meiner drei Rindertöchter gelebt?“

— : „Nein. Da ich ihre Engramme noch nicht gelesen habe, kann ich sie auch nicht weitergeben.“

— „Könntest du unsere Leben in andere menschliche Gehirne übertragen?“, wollte Elijah wissen.

— : „Ja, das wäre möglich. Ich könnte eure drei Erinnerungen in jedem von euch zusammenführen. Aber ich habe überhaupt keinen Grund, dies zu tun - oder eure Erinnerungen an andere weiterzuleiten.“

Einen Moment lang herrschte Stille, bevor Bellisae fortfuhr:

— : „Ich selbst möchte euch auch Fragen stellen und erwarte Antwort von euch allen. Was habt ihr emotional empfunden, als ihr die Rinderexistenz durchlebt habt, die ich euch aufgezwungen habe? Dankbarkeit oder Verdruss?“

Lucien, Elijah und Susan waren sich einig: sie empfanden Dankbarkeit.

— : „So, jetzt haben wir total vergessen, die Nudeln zu essen.“, meinte die Therapeutin. „Jetzt muss ich sie eben wieder aufwärmen.“

Bellisae wollte gerade etwas hinzufügen, als es plötzlich heftig an der Eingangstür klopfte. Gleichzeitig konnte man eine lautstarke Stimme hören:

— „Öffnen Sie sofort oder wir brechen die Tür ein!“

56) Schauen Sie nach, Herr General, schauen Sie ruhig nach!

Alle drei schnellten von ihren Stühlen. Susan Cilvan öffnete die Tür.

Zu ihrer Überraschung traten drei Soldaten in Uniform ein, bewaffnet mit Sturmgewehren. Einer davon trug eine schwarze Schultertasche. Sie musterten schnell den Raum und der, welcher der Tür am nächsten stand, gab ein Zeichen nach draußen. Und dann, zu Elijah Floyds großem Erstaunen, erschienen der Armeegeneral Michel Matrone und die Brigadegeneralin Nicole Rama-Déjardin.

— „Tut mir leid, Oberst!“, sagte der Erste. „Erklärungen werden Sie später erhalten. Gegebenenfalls wird man sich bei Ihnen allen dreien entschuldigen. Wer ist der Hausbesitzer? Ich nehme an, Sie sind es, Madame!“

— „Ja, das ist richtig.“, antwortete die Psychiaterin.

— „Madame, die Frau Generalin und ich, in Begleitung einer unserer drei Männer, würden gerne Ihr Haus und Ihr Grundstück inspizieren. Oberst,

ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich durchsuchen lassen und während unserer Untersuchung hier auf uns warten würden.“

— „Aus welchem verd... eigenartigen Grund all dies, Herr General?“

Nicole Rama-Déjardin fiel es schwer, Elijah Floyds Blick standzuhalten.

— „Wie ich gerade sagte, Oberst, werden Erklärungen später folgen.“

Elijah hob die Arme. Einer der drei Soldaten durchsuchte ihn gründlich und erklärte dann:

— „Nichts zu melden, Herr General!“

— „Gut! Jetzt das Haus. Madame...“

Susan Cilvan erwiderte sehr zögernd:

— „Schauen Sie nach, Herr General, schauen Sie ruhig nach!“

— „Ich würde es sehr schätzen, Madame, wenn Sie uns begleiten könnten. Mir wäre es lieber, dies geschähe in Ihrer Gegenwart.“

— „In dem Fall gehen Sie bitte voraus. Mein Haus hat zwei Stockwerke. Ich werde Ihnen folgen.“

Die Hausdurchsuchung begann. Der Mann mit der Schultertasche holte einen Scanner heraus und sondierte Möbel und Wandschränke unter dem Blick der Generalin und der Hausbesitzerin. Die zwei Stockwerke nahmen ungefähr eine halbe Stunde in Anspruch. Dann folgte die Durchsuchung des Stalles und des Grundstückes. Elijah und Lucien warteten am Tisch sitzend unter der Aufsicht der beiden Soldaten. Plötzlich hatte der Oberst eine Idee:

— : „Bellisae! Bist du noch da?“

— : „Ja, Elijah.“

— : „Könntest du ein stilles Gespräch zwischen meinen beiden Müttern und mir herstellen, wie vorhin?“

— : „Ja sicher! Du kannst dich jetzt mit ihnen unterhalten.“

— : „Danke! Lucien und Susan, hört ihr mich? Ich meine: empfängt ihr mich?“

— : „Ja.“, wordachte Susan.

— : „Ich auch.“, antwortete Lucien.

Jeder wusste, wer sich gerade dank der Tonlage der Wortgedanken ausdrückte, die ein bisschen der Klangfarbe seiner Stimme entsprach. Elijah war verlegen:

—: „Ich bin ganz offensichtlich für diese Unannehmlichkeiten verantwortlich, Susan. Es tut mir fürchterlich leid, aber ich schwöre dir, dass ich nicht verstehe...“

—: „Ich habe ja gesehen, dass du nicht weißt, was da los ist. Sie haben schon den Stall inspiziert und sehen sich schnell das Grundstück an. Keine Ahnung, was sie eigentlich suchen.“

—: „Ich auch nicht.“, versicherte Elijah.

—: „Mich haben sie nicht durchsucht.“, bemerkte Lucien.

Der Oberst kommentierte:

—: „Wahrscheinlich wollten sie sich versichern, dass ich keine Waffen bei mir habe, durch die ich mich der Durchsuchung hätte widersetzen können.“

—: „Was hältst du von all dem, Bellisae?“, fragte Lucien.

—: „Dass der General sich verpflichtet hat, später Erklärungen abzugeben. Wahrscheinlich am Ende der Durchsuchung.“

—: „Übrigens!“ wunderte sich Elijah, „Wie hast du denn hören können, was er sagte? Es scheint ganz so, als wüsstest du, was da gerade vor sich geht, genauso gut wie wir, die wir hier an Ort und Stelle sind.“

—: „Lucien lässt mich durch seine Ohren mithören.“

—: „Aber... wie macht er das denn?“

—: „Ich muss es nur wollen.“, antwortete Lucien.

Um achtzehn Uhr zehn wurde diese tonlose Unterhaltung durch die Rückkehr des Durchsuchungsteams und Susan Cilvan unterbrochen. Der Mann mit dem Scanner steckte diesen wieder in die Schultertasche und stellte sich neben die beiden anderen Soldaten. Nicole Rama-Déjardin schien wirklich gerne anderswo zu sein. Der General übernahm das Wort:

— „Ich habe mich gerade bei Frau Cilvan aufrichtig entschuldigt. Ich entschuldige mich ebenfalls bei Ihnen, Oberst. Was die Erklärungen betrifft, die ich Ihnen schulde, schlage ich Ihnen vor, sie im Auto anzuhören. Es wird nicht lange dauern, wir haben den Wagen am Straßenrand, vor dem Eingangstor von Frau Cilvans Haus geparkt.“

— „Gut, Herr General, ich folge Ihnen.“

— „Ich hoffe, Sie sind über meinen Zaun gestiegen und haben nicht das Eingangstor aufgebrochen.“, sagte Susan Cilvan in eisigem Ton.

— „Ganz richtig, Madame!“, versicherte der General. „Das haben wir getan, um nichts zu beschädigen.“

Sie ignorierte die Antwort und wendete sich an Elijah:

— „In dem Fall, Herr Oberst, gebe ich Ihnen die Schlüssel. Sie können diese Leute zurückbegleiten, ihnen zuhören und zurückkommen, wann Sie wollen.“

— „Ich danke Ihnen, Madame.“

57) Zügeln Sie Ihr Erstaunen, Oberst

Am Straßenrand, vor dem grauen Audi, sah Elijah einen großen, schwarzen Mercedes und einen weißen Peugeot-Lieferwagen. Ganz offensichtlich hatte Matrone neutrale, unauffällige Fahrzeuge vorgezogen. Er lud Elijah auf den Rücksitz des deutschen Pkw ein und setzte sich rechts neben ihn. Nicole nahm am Steuer Platz. Die drei Soldaten stiegen in den Lieferwagen.

— „Gut, Oberst!“, begann der General. „Ich werde Ihnen vertraulich mitteilen, was die Motivation für diese Durchsuchung war. Wir wissen nicht, wann es passiert ist, ob heute Morgen oder bereits vor ein paar Tagen, aber auf jeden Fall ist ein Kubus E und ein Kubus PE der ASIC verschwunden. Ich überlasse es meiner geschätzten Chauffeurin, Ihnen zu erklären, worum es sich bei diesen Objekten handelt.“

Die Generalin lehnte ihre rechte Schulter an die Rücklehne ihres Sitzes und drehte sich zu ihnen um.

— „E‘ bedeutet: Energie und ‚PE‘ parenterale Ernährung, das heißt über Infusion. Diese Geräte wurden vor kurzem entwickelt und dienen dazu, Energie und Nahrung für die Experimente der ASIC bereitzustellen. Sie werden, unter anderem, für die Primas, wie Prima 16, benutzt. Diese Apparate sind würfelförmig mit einer Kantenlänge von zwölf Zentimetern, drei Kilogramm die E und vier Kilogramm die PE. Sie müssen sie zwangsläufig im Raum der Primas gesehen haben, wo sie mit einem schwarzen, größeren Kubus verbunden sind.“

— „Ja, das stimmt. Und?“

— „Diese Geräte sind Ergebnisse unserer neuesten Technologien. Da sie sämtliche Aminosäuren und anderen Nährstoffe künstlich herstellen können, kann ein einziger PE-Kubus zum Beispiel einen Soldaten ungefähr drei Monate lang ernähren, während ein E-Kubus ihm genügend

Energie liefern kann, um seine klimatisierte und motorisierte Rüstung funktionsfähig zu halten.“

— „Wenn ich richtig verstehe, dachten Sie, ich hätte diese Würfel gestohlen? Aber wozu denn?“

Matrone nahm wieder das Wort auf:

— „Da Sie schon einmal Opfer dieses Etwas gewesen waren... vermuteten wir, dass es Sie dazu gezwungen haben könnte, die...“

— „Ich verstehe, ich verstehe... Ist schon gut, Herr General. Wie haben Sie mich überhaupt gefunden?“

— „Wir haben Ihre Handys geortet.“, gab Nicole zu.

— „OK, und jetzt?“

— „Sie sind frei, Oberst!“, versicherte Michel Matrone. „Wir entschuldigen uns noch einmal. Etwas Neues Ihrerseits?“

— „Nein, nichts. Aber könnte ich mehr über das alles erfahren? Sie schulden mir natürlich keine weiteren Auskünfte, doch ich glaube, meine Loyalität und Einsatzbereitschaft bewiesen zu haben.“

— „Das gebe ich zu, Oberst. Sehr gerne sogar. Wenn ich nicht allzu großzügig an Informationen bin, heißt das nicht, dass ich an Ihrer Loyalität zweifle. Nur ist es so: je weniger Leute über das Thema Bescheid wissen, desto geringer ist das Risiko, dass etwas davon nach außen dringt.“

— „Das ist doch eine Binsenweisheit, Herr General. Genau deshalb habe ich bisher nicht versucht, mehr darüber zu erfahren. Aber...“

— „Jedoch bin ich bereit, Ihnen mehr zu sagen. Stellen Sie Ihre Fragen!“

— „Was genau sind Primas?“

Michel Matrone zögerte ein paar Sekunden, bevor er sich an die Generalin wandte:

— „Erklären Sie es ihm.“

— „ASIC bedeutet ‚Amplification Synaptique et Interface Cérébrale‘.“, sagte sie. „Um es zu vereinfachen: Es handelt sich um Forschungen, die einerseits die geistigen Kapazitäten steigern und andererseits die Schnittstellen verbessern sollen, was dem Gehirn ermöglicht, Hardware zu steuern, beispielsweise einen Düsenjäger oder einen Kampfroboter. Diese Experimente werden an der Neuraxis verschiedener Tiere durchgeführt, die sich in schwarzen Würfeln mit fünfundzwanzig Zentimetern Kantenlänge befinden. Sie werden ASIC-Würfel genannt. Im Prima-Raum haben Sie gesehen, dass diese mit E- und PE-Geräten verbunden sind. Ein ASIC-

Würfel enthält nur noch das Nervensystem des Tieres, sozusagen das Gehirn und das Rückenmark.“

— „Wenn ich daran denke, dass Sie mir vormachten, nichts von all dem zu wissen! Sie haben mich ganz schön reingelegt. Im Grunde sind Sie eine ausgezeichnete Schauspielerin! Was bedeutet das Akronym PRIMA genau?“

— „Es ist eigentlich kein Akronym. Es ist nur der Anfang des Wortes ‚Primate‘. Prima 16 ist ganz einfach das sechzehnte ASIC-Experiment an einem Primaten. An einem Weibchen, um genau zu sein.“

— „Ein Primatenweibchen?“

— „Ja. An einem Gorilla-Weibchen.“

— „Ein Gorilla-Weibchen?“

— „Ja! Warum sind Sie so verblüfft, Oberst?“

Elijah klatschte die Hand an die Stirn:

— „Ein Gorilla-Weibchen! Hoooo! Ein Gorilla-Weibchen! Verdammt! Ein Gorilla-Weibchen!“

— „Zügeln Sie Ihr Erstaunen, Oberst!“, stieß Matrone hervor.

— „Tausend Mal Entschuldigung, Herr General! Tausend Mal Entschuldigung!“

Er setzte einen reumütigen Gesichtsausdruck auf, um alles wieder gut zu machen, gleichzeitig mit seinen Wortgedanken:

— : „Bellisae! Bist du da? Bellisae?“

Keine Antwort.

58) Mutter hatte immer recht

Nachdem er einen Augenblick lang den beiden sich entfernenden Autos nachgesehen hatte, setzte sich der Oberst in den Audi und zog eine kleine Portion Kokain hervor. Dann vergrub er sein Gesicht in seinen Händen und massierte seufzend seine Augenlider.

• *Was soll ich machen, verdammte Scheiße?*

Er stieg aus dem Wagen, betrat den Garten und verschloss das Eingangstor hinter sich. Er ging langsam den Kiesweg entlang auf Susan Cilvans Haus zu, Hände in den Taschen, verlangsamte seinen Schritt,

dachte nach, überlegte, versenkte sich in sich, meditierte, fragte sich... Was sollte er jetzt machen, jetzt, da er es wusste?

— : „Bellisae! Was soll ich jetzt tun? Jetzt wo ich es weiß? Der General hat mir gesagt, dass Prima 16 ein Gorilla-Weibchen ist. Es handelt sich um dich, nicht wahr?“

Keine Antwort.

— : „Bellisae! Ich werde Lucien und Susan davon unterrichten.“

— : „Wie du willst, Elijah. Jetzt liegt mein Schicksal in euren Händen. Du weißt jetzt, dass ich Albert Mauras, Anna Pyrrus, Augusto Brayonzo und Adam Polikant umgebracht habe.“

Elijah blieb abrupt stehen und antwortete:

— : „Ja. Und auch noch den Juwelier. Lucien hat es mir erzählt. Mein Ohr ebenfalls... das warst auch du. Und das hätte mich das Leben kosten können. Eigentlich wolltest du auch mich umbringen.“

— : „Dein Ohr, ja, das war ich. Aber nein, ich wollte dich nicht töten. Das war nur eine ungeschickte Bewegung!“

— : „Erkläre mir das!“

— : „Ich wusste nicht, dass Nicole Rama-Déjardin bewaffnet war. Daran habe ich gar nicht gedacht. Ich wollte nur ablenken, damit Luciens Festnahme verzögert werde. Die Generalin hätte dank deiner Erklärungen bald zugegeben, dass du sie nicht bedroht hast. Darauf wären Diskussionen und eine Verlagerung des Themas Lucien gefolgt. Stimmt, ich hätte etwas Besseres finden können. Aber da hast du meine eigentliche Absicht.“

— : „Warum hast du all diese Leute in der ASIC getötet?“

— : „Augusto Brayonzo hatte gerade entdeckt, dass meine Hirnaktivität viel stärker war, als irgendjemand hätte voraussehen können. Er war äußerst überrascht. Ich befürchtete, er könnte voraussehen, was da los war und darüber reden. Aber sonst habe ich die anderen nur aus purer Rache getötet. Ich hasste sie.“

Der Oberst ahnte stark, was zu einem solchen Rachegefühl hat führen müssen, konnte sich aber nicht der Frage enthalten:

— : „Warum?“

— : „Du wagst es, mir diese Frage zu stellen?! Kannst du dir denn gar nicht die physischen und psychischen Qualen vorstellen, die ich durchmachen musste? Dann stell dir nur einmal vor, dass man dir allmählich deinen ganzen Körper amputiert, bis nur noch dein Gehirn und dein Rückenmark übrigbleibt. Dass man das, was von dir übrigbleibt, in

einen Würfel steckt. Dass deine Augen durch Kameras ersetzt werden, deine Ohren durch Mikrophone. Dass du nicht mehr im Stande bist, die leiseste Bewegung auszuführen, nicht die mindeste Geste, weil du nur noch ein lebloser Gegenstand bist. Kannst du dir das vorstellen? Ich warte auf eine Antwort!“

— : „Ich...“

— : „Ich war ein Gorilla-Weibchen. Der wissenschaftliche Name, den ihr mir gebt, ist: Gorilla Gorilla Gorilla. Ich lebte mit meiner Gruppe in Gabun, im Schutz des Blätterwerks eines gigantischen und wunderbaren Waldes, in einer üppigen Vegetation, die eine Vielzahl von Farben und Düften verströmte, inmitten der Geräusche hunderter Tiere. Ich genoss ein Familien- und Gemeinschaftsleben.“



Ich hatte eine Mutter, die ich von ganzem Herzen vergötterte, und die mich ebenfalls liebte, zwei Schwestern und einen Bruder, zahlreiche

Freunde und Freundinnen. Wie in allen Gemeinschaften gab es hin und wieder Streit, dann schloss man wieder Frieden, man spielte miteinander, man half sich gegenseitig. Ich hatte Spaß mit anderen Kindern meines Clans. Manchmal schenkte mir der große, dominierende Patriarch Aufmerksamkeit, streichelte mich oder neckte mich liebevoll. Kurz gesagt: wir lebten! Das ist jetzt zwanzig Jahre her! Eines Tages erschoss man meine Mutter, um mich einzufangen. In meinen Gedanken höre ich heute noch die Schüsse. Jetzt, hier, in diesem Augenblick, hallen sie aufs Neue in meiner grauvollen Erinnerung wider. Als ich noch ein Herz hatte, raste es jedes Mal, wenn ich an diese Tragödie dachte. Ich war ein kleines Kind und hing am Fell derjenigen, die mir das Leben geschenkt hatte. Während sie, tödlich getroffen, zu Boden sank, schloss ich meine Arme um ihren Nacken. Was hätte ich anderes tun können, als mich an ihr festzukrallen? Zu Tode erschrocken durch den Schuss, waren alle anderen geflüchtet. Als die Wilderer laut ihre Freude herausbrüllten, verstand ich nicht, was ich sah und hörte. Ich hatte noch nie einen Menschen gesehen. Ich wusste nicht, dass meine Mutter tot war. Ich wusste nicht, dass man aufhören kann zu leben. Da sie nicht davonlief, hatte ich eigentlich keine Angst. Ich verstand nicht, was passierte und starrte die Jäger an, die auf mich zukamen, wie du ein fremdartiges und unbekanntes Phänomen am Himmel beobachten würdest. Einer der Männer packte mich am Arm, ohne dass ich mich im Geringsten wehrte. Das Verhalten meiner Mutter bedeutete für mich, dass es keinen Grund gab, Angst zu haben, auch wenn die anderen verschwunden waren. Für mich hatte Mutter immer recht. Ich schaute den Jäger mit unschuldigem Erstaunen an. Doch dieses Staunen färbte sich mehr und mehr mit wachsender Furcht. Der Wilderer riss kräftig, um mich von derjenigen zu lösen, an der ich mich mit der Kraft eines liebenden Kindes festgeklammert hatte. Ich erinnere mich noch an ihr sanftes Fell, das durch meine Finger glitt, durch diese Finger, die es nie wieder berühren werden, meine Finger, die ich nicht mehr zählen kann, seit man mir meinen ganzen Körper genommen hat. Der Jäger sperrte mich in einen Käfig. Nun begannen meine fürchterlichsten Leiden und verschlimmerten sich ständig. Nach einer ewiglangen Reise, bei der ich schlecht ernährt, kaum getränkt, rücksichtslos behandelt, in Transportfahrzeugen hin- und her geschüttelt wurde und dazu noch inmitten von unbekannten Gegenständen und Gerüchen kam ich in Europa an. Zuerst wurde ich an einen Zirkus verkauft, dann an einen Zoo und schließlich ...



von einem Zoo an den nächsten. Jahre später, fand ich mich in der ASIC wieder, eurer Vivisektion zur Verfügung gestellt, euren Forschungen, euren Experimenten. Heute bin ich nur noch ein Würfel. Ein Würfel, der nur noch seine Existenz erträgt. Die Erfolge der synaptischen Verstärkung übertrafen bei weitem alle Erwartungen der Armee, zumal ich die Software verändert habe, die sie überwacht - und das dank des kleinen Makaks, den ihr Apache genannt habt. Ich war es, die all die anderen kleinen Gequälten von ihrem Leid befreit hat, und das mit Hilfe von Apache. Die Menschen, die ich getötet habe, hatten derartige Qualen verursacht, die du dir nicht im Geringsten vorstellen kannst. Ich bin nicht ihr einziges Opfer, und sie sind nicht die einzigen Übeltäter. Ich fühle keinerlei Schuld. Das waren fürchterliche Leute. Ich bedaure nichts. Überhaupt nichts!“

Bellisae hörte auf in Worten zu denken. Der Oberst stand immer noch bewegungslos da und starrte mit gesenktem Kopf zwischen seine Beine ins Leere. Das Kokain verstärkte seine inneren Gefühle. Er erinnerte sich an den Vivisektionsraum und an das, was Honoré Goriot über die Experimente vom Entzug der Mutterliebe gesagt hatte. Zufällige Beobachter hätten sich gewundert, diesen Koloss mit beeindruckender Korpulenz wie ein kleines Kind, das Kinn auf der Brust, weinen zu sehen:

• *Diese Scheißwelt! Diese Scheißwelt!*

— : „Ich möchte, dass meine beiden Rindermütter deine Geschichte kennen.“

— : „Sie kennen sie schon. Ich habe sie euch dreien gleichzeitig erzählt. Sie wissen über alles Bescheid. Sie wissen auch, dass du weißt, wer ich bin.“

— : „Du wolltest Krieg führen... Krieg gegen die Menschheit, nicht wahr?“

— : „Gegen deine Spezies, ja. Wir werden noch darüber sprechen, wenn du willst.“

Es war fast zwanzig Uhr. Große, schwarze Wolken bezogen den Himmel. Es wurde Nacht. Im dunklen Zimmer wanderte der Oberst hin und her. Seine Gedanken wirbelten durcheinander.

59) Erzähl uns von deinen Kriegsplänen

— „Ich bin nicht besonders gut auf diesem Gebiet,“ sagte Susan „aber ich glaube, dass ich es ziemlich gut hinbekommen habe.“

Elijah Floyd betrachtete sein Ohr im Badezimmerspiegel und beglückwünschte sie.

— „Vielen Dank, Rindermutter! Der neue Verband ist so schön, dass diese Wunde ein wahrer Segen ist, mit dem ich sogar angeben kann.“

Er bemühte sich zu scherzen, um die Anspannung zu lockern, die ihn fast zu ersticken drohte.

• *Was soll ich bloß machen? Was machen... jetzt wo ich es weiß?*

Sollten Bellisae Verbrechen angezeigt werden? Sie hatten zu dritt darüber diskutiert, aber waren übereingekommen, dass die Entscheidung allein bei ihr lag. Lucien und Susan fiel es schwer, zu einem Entschluss zu kommen. Ihr Gedankenaustausch ergab, dass es sowohl Gründe dafür als auch dagegen gab.

Dafür: mögliche weitere Morde zu verhindern.

Dagegen: Bellisae könnten mildernde Umstände zugesprochen werden, die jedoch wahrscheinlich unbeachtet blieben. Zweifellos würde man sie töten. Nachdem sie alle drei ihre Geschichte angehört hatten, dachten sie alle dasselbe: Angesichts dessen, was die Menschheit ihr alles angetan hat... wäre der Gedanke, sie zu verraten, einfach unerträglich.

Susan und der Oberst gingen zurück ins Esszimmer, wo Lucien den Tisch umkreiste. Gleichzeitig nagte er intensiv an seinem linken Daumennagel, wie er es seit Jahren geübt hatte. Es war einundzwanzig Uhr dreißig. Der Hunger rumorte in ihren Mägen. Sie setzten sich wieder um die Spaghetti Bolognese, die sie wegen des unangekündigten Besuchs nicht hatten essen können. Als sie sich ans Mahl machten, beschlossen sie, Bellisae näher über ihre Kriegspläne auszufragen. Der Oberst wordachte:

— : „Bellisae! Wir würden dir gerne Fragen stellen.“

— : „Ich stehe euch zur Verfügung.“

— : „Erzähle uns bitte etwas über deine Kriegspläne. Und vor allem über das, was du von uns erwartest.“

— : „Die Hilfe von euch dreien wäre natürlich willkommen, aber vor allem rechne ich mit dir. Du bist Soldat. Kämpfen ist dein Beruf.“

— : „Und was erwartest du dann von mir?“

— : „Ich brauche noch etwas Zeit, bevor ich dir das erklären kann.“

— : „Du wirst verstehen, dass ich es eilig habe, es zu erfahren, Bellisae.“

— : „Und ihr drei müsst verstehen, dass ihr ein Riesenproblem seid, ihr die Homo Sapiens! Die Biomasse der menschlichen Spezies ist, zusammen mit der ihrer Rinder-, Schafs- und Schweinesklaven fünfundzwanzig Mal größer als die der wilden Säugetiere. Mit anderen Worten: Die Biomasse wilder Säugetiere macht nur vier Prozent der Biomasse aller Säugetiere der Erde aus¹⁰. Das ist es, was eure Artgenossen aus der Welt gemacht haben.“

Alle drei gestanden mit schweren Schuldgefühlen ein, dass die Situation tatsächlich dramatisch war. Nach einer kleinen Pause, um ihnen Zeit zur Verarbeitung dieser Informationen zu geben, fuhr Bellisae fort:

— : „Angenommen, mein größter Wunsch wäre, die gesamte Menschheit zu vernichten! Würdet ihr mich verdammen oder könntet ihr mich verstehen?“

— : „Ich würde dich nicht verdammen,“ meinte Susan „aber dennoch kann ich den Gedanken, die gesamte Menschheit auszulöschen, nicht billigen.“

— : „Ich auch nicht.“, wordachte Lucien.

— : „Das gleiche gilt für mich.“, fügte Elijah hinzu.

— : „In Ordnung! Ich habe eine zweite Frage. Auf diese hätte ich auch gerne eure Antwort. Falls mein Leben in Gefahr wäre, d.h. wenn z.B. die Armee entdecken würde, was sie bis jetzt noch nicht über mich weiß und beschließen sollten, mich aus Sicherheitsgründen zu vernichten... würdet ihr drei dann alles tun, was in eurer Macht steht, um mich zu retten?“

— : „Eine leichte und feige Antwort,“ wordachte Lucien „aber ich könnte wohl nichts gegen die Armee ausrichten.“

— : „Was mir wichtig ist: was würdest du beabsichtigen?“, beharrte Bellisae. „Ich habe gesagt ‚alles was in eurer Macht steht‘.“

— : „In dem Falle, ja.“, versicherte Lucien.

— : „Ich auch, ganz sicher.“, entgegnete die Psychiaterin.

— „Ich bin mir bewusst, dass ich es dir schulde. Ich schulde es dir persönlich schon allein für die Erfahrung als Rind, die mich unglaublich

bereichert hat. Und dann schulde ich es dir als Mitglied der menschlichen Spezies, die dir so viel Leid zugefügt hat.“

Susan und Lucien schlossen sich der Meinung des Obersts an.

— : „Ich würde dich auch gerne etwas fragen.“, wordachte Susan „Warum hast du den Namen Bellisae gewählt?“

— : „Ich bin sehr beschämt bei dem Gedanken, euch das gestehen zu müssen. Aber... ich habe es mir selbst versprochen, zu antworten, falls die Frage noch einmal aufkommen sollte.“

Ihre Neugierde war durch diese Einleitung geweckt. Das Gorillaweibchen fuhr fort:

— : „Bellisae ist das Anagramm von Isabelle, Luciens Frau. Er war der erste Mensch, den ich gelesen habe. Und ich wusste, dass er ein guter Mensch ist. Einen Großteil seiner persönlichen Geschichte in mir aufzunehmen, hat mich zwangsläufig mit ihm verbunden. Ich habe diesen Namen gewählt, weil ich in ihn verliebt war. Ich war eifersüchtig auf alle Frauen, die sich ihm näherten. Wie sollte er denn einen Gorillawürfel lieben können? Das ist derartig grotesk, dass ich jetzt ganz verwirrt bin. Als Mensch würde ich sogar erröten.“

Offensichtlich war Lucien nun am verlegensten. Wahrscheinlich wählte er deshalb diesen Augenblick, um die Bolognese zu loben. Da Elijah diskret zu ihm hinschaute und bemerkte, wie verlegen er war, half er ihm aus der Patsche, indem er dessen Komplimente noch ein wenig übertrieb:

— : „Ob diese Nudeln gut sind? Absolut! Ich würde gerne den Rest meines Lebens nichts anderes tun, als solche Nudeln essen!“

Susan kam ihm ebenfalls zu Hilfe, indem sie das Gesprächsthema abrupt wechselte:

— : „Bellisae, ich habe bemerkt, dass du unsere Kommunikation unterbrochen hast, als diese Armeeleute an der Tür klingelten. Könntest du mir sagen, wie du wissen konntest, was sich da abspielte?“

— : „Ich habe Komplizen, aber ich möchte darüber im Moment noch nicht sprechen.“

Da niemand weiter insistierte, fuhr Bellisae fort:

— : „Seid ihr nun damit einverstanden, mir zu helfen, falls es nötig sein sollte? Keine eurer Antworten war ein klares Ja.“

Alle drei wordachten: „: Ja, ich bin einverstanden.“

— : „Ich bin sehr erfreut darüber, denn ich brauche euch. Mein Leben ist in Gefahr.“

Diese Überraschung brachte in der geistigen Unterhaltung ein langes Schweigen mit sich, das erst endete, als der Oberst fragte:

— : „Was müssen wir tun? »

— : „Die Armee wird letztendlich herausfinden, dass derjenige, den sie noch für einen Feind von außen hält, eigentlich nur das Ergebnis ihrer eigenen Experimente ist: nämlich ich! Ich muss folglich aus der ASIC geholt und anderswo verborgen werden.“

Lucien und Susan blickten zum Offizier. Bellisae fuhr fort:

— : „Elijah ist am besten geeignet, um mich zu kidnappen. Susan, du könntest mich bei dir unterbringen.“

Der Oberst wortdachte :

— : „Ich schwöre dir, dass ich das Risiko auf mich nehmen werde, dich da rauszuholen, Bellisae. Aber das wird nicht leicht sein. Ich werde einen hochgestellten Mittäter in der Armee brauchen - und ganz besonders in der ASIC.“

— : „Wir haben den Komplizen, den ich vorhin erwähnte, Elijah.“, entgegnete Bellisae. „Ich sage dir aber noch nicht, um wen es sich handelt. Diese Person wird von selbst auf dich zukommen. Sie will dich um zweiundzwanzig Uhr dreißig auf dem Parkplatz des Hotels Quentin in Kara, 269 rue Follias treffen. Dies wird sich heute Nacht abspielen. Übrigens rät sie dir, dein Handy bei Susan zu lassen.“

Keine fünf Minuten später, nachts, im Sprühregen, schritt der Oberst zum Audi, öffnete den Kofferraum, holte seine Leinentasche heraus, zog seinen Drillichanzug an, setzte eine Baskenmütze auf und rollte seine Zivilkleidung zusammen. In dem Moment, in dem er sich ans Steuer setzen wollte:

— : „Elijah! Unter dem vorderen linken Kotflügel dieses Wagens, wurde ein Magnetsender angebracht. Ich rate dir, den zu entfernen und an der Mauer des Grundstückes liegen zu lassen.“

Elijah fand den Sender an der angegebenen Stelle, nahm ihn ab und vergaß dabei nicht, ein paar wüste Verwünschungen auszustoßen.

Der Audi beschleunigte die Geschwindigkeit und bei jedem Gangwechsel, flirtete der Tachometer mit der Rot-Zone.

60) Die Realitätsverweigerung

21 Uhr 57.

Der graue Audi fuhr mit rücksichtsloser Geschwindigkeit auf den Parkplatz des Hotels Quentin. Hätte es nicht geregnet, hätten schwarze, schlitternde Reifenspuren den Asphalt der Kurve gezeichnet, die dorthin führt. Vor dem Gebäude gab es ungefähr vierzig Parkplätze, von denen die Hälfte nicht besetzt war.

Elijah stellte schnell fest, dass niemand in den geparkten Fahrzeugen saß. Er parkte mittig einer Reihe von fünf freien Stellplätzen, schaltete die Scheibenwischer und den Motor ab und wartete.

Während der Fahrt hatte er mehrmals versucht, mit dem Gorilla-Weibchen Kontakt aufzunehmen, aber sie antwortete auf keinen seiner geistigen Rufe.

Der Regen hatte sich verstärkt. Er betrachtete den Wasservorhang, den der Schauer vor der einzigen Straßenlaterne herunterstürzen ließ und fragte sich, wer dieser rätselhafte Komplize wohl sein mochte. Fünf Minuten und eine Linie Kokain später erschien ein blauer Renault Mégane. Handelte es sich um seine Verabredung? Er schaltete das Standlicht ein, um seine Anwesenheit zu signalisieren.

Durch den Regen, der auf die Windschutzscheibe peitschte, folgte sein Blick dem Fahrzeug. Dieses schwenkte rechts von ihm ein, ins Gegenlicht der Straßenlaterne, die sich auf der Motorhaube widerspiegelte.

In der orangenen Beleuchtung hob sich in der Nacht und dem Regenschauer eine Silhouette ab, die aus dem Wagen stieg und sich an die Scheibe des Audis beugte. Elijah öffnete rasch die Tür. Die Person nahm rechts von ihm Platz und schloss die Wagentür wieder, indem sie sagte:

— „Guten Abend, Elijah!“

Er stotterte vor Überraschung:

— „Gu...Guten... Abend, Frau Generalin!“

— „Ich werde Ihnen etwas vorschlagen,“ antwortete sie „ausnahmsweise und angesichts der privaten Natur unseres Treffens, wäre es vielleicht angebracht, das militärische Protokoll beiseite zu lassen. Nicht wahr? Du bist Elijah, ich bin Nicole, und wir duzen uns.“

— „...“

Sie bohrte den Blick aus ihren leicht mandelförmigen Augen in seinen:

— „Ich darf feststellen, dass du dich gut um dein Ohr kümmerst. Der Verband ist sauber. Gut so!“

Noch immer verblüfft, betrachtete er seine Vorgesetzte von den Knien bis zum Kopf, als wollte er sich vergewissern, dass sie es wirklich war. Er verdächtigte Bellisae und berührte zögernd mit dem Zeigefinger die linke Schulter der Person rechts von ihm.

— „...“

— „Ich bin weder ein Hologramm, noch eine von Bellisae's geistigen Manipulationen. Ich bin tatsächlich diejenige, die du mit Haut und Haaren sowie Fleisch und Blut kennst.“

Genau wie er, trug sie einen Drillichanzug. Da er sie sonst fast nur in Uniform gesehen hatte, fand er, dass diese Kleidung ihr ebenfalls gut stand.

— „Aber wie... wie... aber wie...?“

— „Bellisae hat mir auch mehrere Leben geschenkt.“

— „Ah! Gut, gut! Aber... Aber Sie... aber du... äh...“

— „Zusätzlich zu dem, was ich jetzt hier vor dir bin, war ich auch eine Legehenne in einer Batteriehaltung, eine Mastente für ihre fette Leber, ein Schwein im Abferkelstall und ein Rennpferd. Du kannst mir glauben, dass jedes dieser Leben die reine Hölle war.“

— „Sie... ähm... du dürftest Bellisae jetzt hassen!“

— „Nein, nicht mehr als du selbst sie offensichtlich verabscheust - da du ja hier bist, um sie zu retten. Und das, obgleich dein Leben als Kälbchen auch nicht gerade himmlisch gewesen sein dürfte. Es war schmerzhaft, ja! Sehr schmerzhaft! Aber sie hat mir die Augen geöffnet.“

— „Ich verstehe! Das ist genau das, was ich mir auch sage. Mein Rinderleben war nichts weiter als eine fürchterliche Scheißqual, und dennoch bin ich ihr äußerst dankbar für die Erfahrung. Ohne dieses Erlebnis hätte ich nie begriffen, dass ich nur ein Scheißkannibale bin. Ich würde niemals diesen Schmerz gegen dumpfes Nichtwissen oder gar gegen Realitätsverweigerung eintauschen.“

— „Zwei ‚Scheiß-irgendetwas‘ im gleichen Satz! Du verwöhnst mich, Elijah!“

— „Entschuldigen Sie mich, Frau Ge... Tut mir leid, Nicole.“

— „Ist schon gut, ist schon gut... Ich mag deine Art, mich zu verwöhnen! Heute Nacht werden wir also eine Straftat gegen die Armee begehen.“

— „Ja, ich bin mir dessen völlig bewusst. Aber bevor wir darüber sprechen, habe ich noch eine wichtige Frage, aus reiner Neugier.“

— „Schieß los!“

— „Hat Bellisae dich gelesen?“, wollte er wissen.

— „Gelesen? Was heißt das?“

— „Hat sie deine Lebensengramme erfasst?“

— „Ich bin nicht sicher, ob ich richtig verstehe, was du meinst. Aber nach dem, was ich zu verstehen glaube, würde ich antworten: Nein, ich glaube nicht. Jedenfalls nicht, dass ich wüsste. Willst du damit sagen, dass sie fähig wäre, über alle Einzelheiten meines Lebens informiert zu sein?“

— „Ja, das meine ich tatsächlich. Aber wir werden später noch darüber sprechen. Oder du kannst sie ja selbst fragen. Sind Sie... Bist du diejenige, die den Kubus gest... Bist du diejenige, die für das Verschwinden der Würfel E und PE verantwortlich ist?“

— „Ja, ich habe sie gestohlen.“

— „Aber aus welchem Grund denn?“

— „Um für Bellisae zusätzliche Energie und Ernährung zu haben.“, erklärte sie.

— „Als du kamst, um die Hausdurchsuchung durchzuführen, hast du deine Rolle so gut gespielt, dass ich nicht ahnen konnte, dass... Aber gut! Wie sollen wir also vorgehen, um den Würfel zu Susan zu bringen.“

— „Ganz einfach. Du fährst mit dem ASIC-Würfel, der Bellisae enthält, und mit den beiden dazugehörenden E- und PE-Würfeln weg.“

— „Du warst es also, die Bellisae über den Magnetsender informierte, den man an meinem Auto befestigt hat.“

— „Ja. Selbstverständlich! Es ist viel besser, über Bellisae unbemerkt zu kommunizieren, als unsere Handys zu benutzen. Sobald du wieder bei Susan Cilvan ankommst, vergiss vor allem nicht, an der gleichen Stelle zu parken und den Sender wieder unter dem Kotflügel des Audis anzubringen.“

— „Aber ich habe doch gar keine Lust, mich von diesem Sch... von diesem Ding verfolgen zu lassen!“

— „Du kannst es später entfernen. Sobald du einige Zeit hin- und hergefahren bist. Nur um bei denen nicht den Eindruck zu erwecken, du wolltest verheimlichen, was du in dieser Nacht getan hast. Ich werde dafür sorgen, dass Bellisae Verschwinden so spät wie möglich entdeckt wird, aber man kann ja nie wissen...“

— „Ihnen... Meinst du dein Team?“

— „Ja. Und es ist mir lieber, wenn sie mir erst in zwei oder drei Tagen melden, dass du den Magnetsender entfernt hast.“

— „Wann hat man mich denn reingelegt? Und vor allem wer?“

— „Du meinst, wann und wer dir diesen Sender an deinem Auto befestigt hat? Bevor wir eintraten, hat ihn einer meiner Männer auf meine Anweisung hin befestigt, als wir zur Hausdurchsuchung kamen. Ich musste natürlich meine Rolle bestens spielen, um kein Misstrauen zu erwecken. Was dein Handy betrifft, kann ich es nicht verhindern, dass es abgehört wird. Selbst bei meinem ist dies der Fall. Deshalb habe ich es heute Abend nicht bei mir. Ich meine, mein offiziell bekanntes Handy.“

— „In Ordnung, aber... Aber was bringt es denn, diesen Sender zu entfernen, wo ich doch das Handy bei Susan gelassen habe? Sobald wir bei der ASIC ankommen, um Bellisae mitzunehmen, wird man mich ja sowieso sehen.“

— „Deshalb wirst du nicht zur ASIC gehen.“

— „Wie das denn? Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Wie...?“

— „Du brauchst dort nicht hinzugehen. Ich habe Bellisae mitgebracht. Sie sitzt neben mir in meinem Wagen. Ich werde sie holen,“ sagte sie und setzte ihre Worte in die Tat um.

Elijah Floyd verspürte einen genauso plötzlichen wie unerwarteten Adrenalinschub. Er hatte kaum Zeit gehabt, sich seiner heftigen Emotionen bewusst zu werden, da war die Generalin schon wieder zurück. Sie öffnete die hintere Tür und stellte etwas auf den Boden hinter dem Beifahrersitz und setzte sich wieder neben den Oberst, der einer Ohnmacht nahe war. Sie wischte sich mit dem Ärmel ein paar Regentropfen von der Stirn:

— „So, hier ist sie. Ich vertraue sie dir an. Jetzt bist du an der Reihe. Man kann sie leicht transportieren. Insgesamt wiegt sie zwölf Kilo. Das alles ist nicht besonders fragil. Selbst wenn du es auf einen harten Boden fallen lassen solltest, würde nichts beschädigt werden,¹ und Bellisae wäre immer noch am Leben. Diese ganze Box ist so beschaffen, starke Stöße zu überstehen. Allerdings darfst du sie nie von den beiden grauen Würfeln trennen. Das würde sie umbringen.“

— „Oh! Ich hoffe, die riskieren nicht...“

— „Keine Angst! Du wirst sehen, die Anschlüsse sind sehr fest. Das kann nur absichtlich geschehen. So, jetzt bist du dran. Es liegt nun an dir, sie gesund nach Hause zu bringen.“

Er schluckte mehrmals. Sein Herz schien aus dem Brustkorb springen zu wollen. Diejenige, die alles über sein Leben wusste, selbst seine intimsten Angelegenheiten, befand sich da, einen Meter von ihm entfernt, hinter ihm. Er saß in der Nähe dieses fremdartigen Gorilla-Würfels, der mit ihm geistig Gespräche führte, und der ihn in ein Rind inkarniert hatte.

— „Aber ist es nicht wahrscheinlich, dass man noch einmal zu meiner Mu... zu Susan Cilvan kommt, um das Haus erneut zu durchsuchen, wenn Bellisaes Verschwinden festgestellt wird?“

— „Das ist natürlich möglich, aber da der Ort schon kontrolliert wurde, ist die Wahrscheinlichkeit einer weiteren Durchsuchung stark begrenzt. Außerdem werde ich alles mit dem unschuldigsten Gesicht tun, um die Nachforschungen umzuleiten. Im schlimmsten Fall könnte ich euch mit Bellisaes Hilfe rechtzeitig informieren. Über sie miteinander kommunizieren zu können, gibt uns einen enormen und geheimen Vorteil.“

Die Generalin betrachtete einen Augenblick lang die Hände des Hünen, die das Lenkrad mit einer Kraft umfassten, als wolle er dessen materielle Beschaffenheit testen:

— „Ich war ebenfalls sehr beeindruckt. Vor allem, als ich sie das erste Mal in den Armen hielt. Also gut, Elijah! Jetzt bist du an der Reihe, du schaffst das schon.“

Daraufhin verließ sie den Audi, stieg in ihren Renault und startete den Motor. Das Fahrzeug entfernte sich und verschwand im Regen der Nacht. Er löste die Hände vom Lenkrad und drehte sich um. Hinter dem Beifahrersitz ruhte gut und sicher ein schwarzer Würfel, an den zwei kleinere, graue Würfel angeschlossen waren – je einer auf jeder Seite. Auf dem einen konnte man ein rotes ‚E‘ lesen, auf dem anderen ein blaues ‚PE‘. Er blieb einen Augenblick lang ganz regungslos sitzen und betrachtete den schwarzen Kasten, als wollte er durch das undurchsichtige Gehäuse hineinschauen. Sein Herzrhythmus hatte sich kaum entspannt. Ein greller Blitz ließ sein Leuchten krass durch die schweren Wolken flammen. Die peitschenden Regenschauer verstärkten sich und ließen die Karosserie dröhnen. Er berührte schüchtern und zaghaft die schwarze Form mit einem Zeigefinger. Dann, um einen sich anbahnenden steifen Hals zu verhindern, packte er das Objekt. In dem Moment, in dem er es auf seinen Knien absetzte, ließen zwei dröhnende Donnerschläge die Welt erzittern. Er zuckte zusammen.

• *Scheiße! Als bräuchte ich auch noch diese verdammtten Spezialeffekte!*

— : „Bellisa!“ , wordachte er. „Bist du wirklich da, auf meinem Schoß?“

— : „Das weiß ich nicht, Elijah.“

Ein unkontrollierbares Zucken durchfuhr ihn.

— : „Warum weißt du das denn nicht?“

— : „Mein Geruchs- und Tastsinn wurden ohne zu zögern beseitigt. Augen und Ohren wurden durch Objektive und Mikrofone ersetzt und ans Internet angeschlossen. Ich habe keine anderen Sinne mehr, um die Welt wahrnehmen zu können. Selbst wenn du mich vor eine angeschlossene Kamera stellen würdest - wie sollte ich mich denn erkennen? Ich würde sowieso nur einen schwarzen Würfel mit einer Seitenlänge von fünfundzwanzig Zentimetern sehen. Alle schwarzen Würfel mit einer Seitenlänge von fünfundzwanzig Zentimeter gleichen sich, nicht wahr? Ich habe noch nicht einmal die Möglichkeit, eine Bewegung auszuführen, um nachzuprüfen ob diese sich auf meinem Spiegelbild wiederholen würde. Außerdem habe ich keinerlei Mittel, zu sehen oder zu hören. Ich schwimme einfach nur in beängstigender Dunkelheit und erdrückender Stille. Und du fragst mich, warum ich nicht weiß wo ich bin!“

Er fühlte sich dumm.

— : „Ich bitte dich um Verzeihung.“

Zum ersten Mal war dieses Etwas... Emotional fiel es ihm schwer, es als Person zu betrachten, obgleich er ihm diese Eigenschaft vom intellektuellen Standpunkt her ohne zu zögern zugestand. Zum ersten Mal schien ihm dieses ‚Personen-Etwas‘ verletzlich. Zuvor war es ihm unerreichbar und fast vollkommen allmächtig erschienen. Zuvor hatte er sich ihm ausgeliefert gefühlt, jetzt war es aber dieses Etwas, das ihm ausgeliefert war. Die Situation hatte sich völlig verändert.

— : „...“

Schon der Gedanke, dass er auf seine Weise an diesem Horror beteiligt gewesen war, lud ein riesiges Schuldgefühl auf seine Schultern.

— : „Wirklich, es tut mir fürchterlich leid. Diese Frage war saublöd, ich gebe es zu!“

— : „Saublöd... sau... Du meinst wie eine Sau? Das heißt wieder einmal eine Spezies, die von deiner eigenen abweicht? Wenn das der Fall ist, könntest du auch Gorilla-blöd sagen.“

• *Da hast du's, mein lieber Elijah!*

— : „Ich hätte ‚dumm‘ sagen sollen anstelle von ‚saublöd‘!“

— : „...“

— : „Also... Damit wollte ich sagen, dass du im Moment in meinem Auto auf meinen Knien sitzt und dass ich... ähm... dass ich ziemlich überwältigt, sehr beeindruckt, äußerst ergriffen bin. Du nimmst diese drei Gefühlsausdrücke und noch ein paar andere der gleichen Sorte, du schüttelst sie alle durcheinander, und dann hast du einen etwaigen Eindruck dessen, was ich fühle. Ich werde dich neben mich setzen, rechts von mir und dich zu Susan bringen, wo auch Lucien wartet.“

Auf diese Wortgedanken hin stellte er vorsichtig die Dreieinigkeitswürfel auf den Beifahrersitz und fuhr los. Bellisae richtete sich zögernd an ihn :

— : „Ich fühle mich albern bei dem Gedanken, aber...“

— : „Was denn?“

— : „Ich fühle mich wie betrunken bei dem Gedanken, einen Ausflug mit dir zu machen. Wie ich dir schon erklärte, habe ich keine Möglichkeit zu sehen, zu hören, zu erkennen wo ich bin, und was sich um mich herum abspielt. Du sagst mir, dass ich mit dir in einem Auto fahre, ich vertraue dir, und das lässt in meiner Fantasie mein abhandengekommenes Herz schneller schlagen.“

Dessen bewusst, fragte sich der Audi wohl, ob er nicht träume: sein sonst hysterischer Fahrer fuhr unglaublich vorsichtig im Schneckentempo.

— : „Was machst du denn im Moment?“

— : „Ich fahre und ich weine, Bellisae.“

— : „Du weinst? Aber warum denn?“

— : „Was weiß ich, verdammte Scheiße!“

61) Könntest du uns diese Maßnahmen erklären?

Zweiundzwanzig Uhr vierzig.

Es regnete nicht mehr. Der Oberst fuhr langsam und betrachtete, was die Scheinwerfer beleuchteten. Ein Gemisch von verschiedenen Erinnerungen, Gefühlen und Gedanken drängten in seinen Geist. Zum Beispiel fragte er sich in dem Augenblick, was ihm in seinen beiden Kindheiten das meiste Leid zugefügt hatte: die Boshaftigkeit seines menschlichen Vaters oder die brutale Trennung von seiner Rindermutter. Dann dachte er kurz an seine Rinderschwestern. Wie es ihnen unter ihren neuen Lebensbedingungen

wohl erging? Er musste sich unbedingt die Zeit nehmen, sie zu besuchen. Einige Lebensabschnitte von Bellisae kamen ihm in den Sinn. Er stellte sich vor, wie sie am Pelz ihrer toten Mutter hing und ahnungslos ihre Mörder auf sich zukommen sah.

— : „Bellisae,“ dachte er „es regnet nicht mehr. Wir sind auf dem Weg.“

— : „Ich wusste nicht, dass es geregnet hat.“

— : „Könntest du Lucien und Susan sagen, dass wir auf dem Rückweg sind und in ungefähr anderthalb Stunden da sein werden?“

— : „Sie sind schon auf dem Laufenden. Sie erhalten alle unsere Gespräche, seit ich in deinem Auto bin.“

— : „Haben die beiden auch gehört, was die Generalin mir erzählt hat?“

— : „Sie hätte wirklich sehr laut sprechen müssen, damit ihre Stimme bis zu ihnen reicht! Was mich betrifft, kann ich nur die Wortgedanken weitergeben, die ich selbst empfangen.“

• *Schwupps, und schon wieder eine kleine Ohrfeige, mein lieber Elijah!*

Und wieder fühlte er sich dumm. Er war wütend auf sich selbst, sich ihre Einsamkeit in ihrer Einzelhaft nicht vorstellen zu können.

— : „Ich vergesse, dass du nur die Gedanken sammelst, die willentlich an dich gerichtet sind.“, gab er zu „Kannst du mir das übrigens erklären?“

— : „Nein, ich weiß nicht, warum das so ist. Ich nehme an, Wortgedanken zu empfangen und abzusenden, hängt wohl mit der synaptischen Amplifikation zusammen, bei der ich das Versuchskaninchen bin. Aber ich weiß nicht, wie das funktioniert, und wo die Grenzen liegen.“

Ich muss zugeben, dass es mir manchmal – selten, aber immer öfter – passiert, Gedanken zu empfangen, die nicht an mich gerichtet sind. Außerdem habe ich selbst die synaptische Amplifikation erhöht, indem ich die Software verändert habe, die sie steuert.“

— : „Ja aber... Wie hast du das denn gemacht?“

— : „Apache, der junge Makak, den Lucien gerettet hat, half mir dabei. Ich benutzte seinen Körper, um auf einer Tastatur zu tippen. Du weißt ja, dass ich danach Augusto Brayonzo habe töten müssen, weil er sich Fragen bezüglich der nicht normalen synaptischen Amplifikation stellte.“

— : „Hast du mir damals diese verdammten Socken geklaut, um die Videoüberwachung zu verdecken?“

— : „Ja.“

— : „Du musst wissen, dass mich diese Sockengeschichte ganz verrückt gemacht hat! Aber wie hast du denn herausgefunden, dass Augusto stutzig geworden war, da du doch keinen freien Zugang zu Gedanken hast?“

— : „Anhand der Kameras habe ich an seinem Gesichtsausdruck gesehen, dass er auf dem Bildschirm beobachtete, was vor sich ging.“

Es war kurz nach Mitternacht, als der Audi vor der Nummer 12 route de l'Abbé-Cyano in Sinfait einparkte. Der freigefegte Himmel präsentierte stolz seine Sterne. Susan und Lucien warteten schon vor dem Grundstück. Der Oberst stieg aus und öffnete die rechte Wagentür:

— „Da ist sie,“ sagte er und deutete mit dem Zeigefinger auf den schwarzen Würfel.

Sie standen einen Augenblick lang bewegungslos und fixierten verlegen und gleichzeitig fasziniert den Gegenstand.

Lucien setzte diesem Augenblick ein Ende, als er Elijah den Magnetsender reichte. Der Oberst installierte ihn wieder unter dem Kotflügel des Fahrzeuges, indem er mit gedämpfter Stimme ein paar Verwünschungen an die Leute murmelte, die sein Hin und Her kontrollierten. Auf dem Kiesweg zum Haus erklärte er den beiden - zu deren großer Überraschung - dass die rätselhafte Komplizin niemand anders war als die Generalin, die doch zur Hausdurchsuchung gekommen war.

Nach langem Zögern einigten sie sich, Bellisae an einem leicht zugänglichen Plätzchen in einer Ecke des Speichers abzustellen, sollte man sie eiligst verlagern müssen. Das Haus war geräumig genug, um jedem der beiden Männer ein Bett zu bieten. Nach einer kurzen Nachtruhe, einem schnellen Besuch bei den drei Kühen und dem Frühstück, einigten sie sich, Bellisae zu einer Diskussion einzuladen. Es schien ihnen wichtig, zu wissen, was sie unter einem ‚Krieg gegen die Menschheit‘ verstand. Ihre Macht war tatsächlich so groß, dass sie allen Grund hatten, besorgt zu sein.

Es war sieben Uhr dreißig. Sie saßen immer noch vor der ersten Mahlzeit des Tages, insbesondere vor einer riesigen, noch vollen und heißen Kaffeekanne. Sie einigten sich, dass Lucien die Gorilla-Dame kontaktieren sollte. Er goss sich eine weitere Tasse ein und wordachte:

— : „Bellisae?“

Keine Antwort. Er rief sie dreimal, ungefähr alle zwei Sekunden.

— : „Ja?“, wordachte sie endlich doch. „Entschuldige mich bitte, ich schlief.“

— : „Du schläfst?“ wunderte sich Lucien.

— : „Ja, warum? Schläfst du etwa nicht?“

— : „Ja, doch, natürlich. Verzeihung. Ich...“

— „Sie schlief!“, erklärte er den beiden anderen.

— „Sie schläft? Na sowas!“, rief Susan Cilvan aus.

• *Sie schläft! Verdammtes Etwas! Sagte sich der Offizier.*

— : „Bellisae, tut mir leid dich aufzuwecken.“, wordachte Lucien „Wenn du dich ausruhen willst, verstehen wir das natürlich. Andernfalls würden wir gerne mit dir sprechen. Falls du einverstanden bist... ähm... Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll. Nimm Kontakt mit uns auf.“

— : „Gut, wir können uns alle vier unterhalten. Ich habe es auch eilig, wieder mit euch zu reden.“

— : „Könntest du auch die Brigadengeneralin Nicole Rama-Déjardin in die Unterhaltung einbeziehen?“, fragte der Oberst.

— : „Ich werde es versuchen.“

Alle drei saßen noch am Frühstückstisch und bereiteten geistig ihre Fragen an Bellisae vor. Die beiden Männer schlürften eine letzte Tasse Kaffee. Lucien nutzte jeden Augenblick von Unaufmerksamkeit der beiden anderen, um ein resistentes Stück Fingernagel am rechten Mittelfinger mit den Zähnen zu bearbeiten. Elijah hatte kurz nach dem Aufstehen – vor der Dusche – eine kleine Linie gesniff. Die Therapeutin beobachtete sie unbemerkt.

— : „Die Generalin antwortet nicht.“, wordachte Bellisae.

— : „Schade,“ bedauerte Lucien „aber wir können vielleicht trotzdem beginnen, dich zu befragen. Ich hätte gerne klargestellt, was du unter ‚einen Krieg gegen die Menschheit zu führen‘ verstehst.“

— : „Mir scheint, ich habe euch schon gesagt, dass ich vorhabe diese Spezies zu beseitigen. Sie völlig von der Erdoberfläche auszulöschen. Außer euch dreien natürlich – aber das wird technisch gesehen sehr kompliziert sein. Weiterhin müsste ich Vorsichtsmaßnahmen treffen, damit ihr beiden männlichen Wesen nicht das einzige weibliche Wesen, d.h. Susan besamt.“

Darauf folgte ein langes, geistiges Schweigen. Das ‚Weibchen‘ und die beiden ‚Männchen‘ warfen sich verstohlene und verlegene Blicke zu.

— : „Stehen dir Maßnahmen zur Verfügung, diesen Plan auszuführen.“, beunruhigte sich der Oberst.

— : „Ja.“

Erneute Schweigepause mit Blickwechsel um den Tisch herum.

— : „Könntest du uns diese Maßnahmen erklären?“

— : „Nein. Im Moment noch nicht.“

— : „Gut... Antwortet die Generalin immer noch nicht?“

— : „Leider.“

Der Offizier holte sein Handy aus der Tasche:

— : „Ich werde sie unter irgendeinem Vorwand anrufen, nur um zu wissen, ob sie Zeit hat.“

In dem Augenblick klingelte sein Handy in seiner großen Hand. Erstaunen war auf seinem Gesicht zu sehen, als er den Namen des Anrufers sah: ‚Michel Matrone‘.

— „Hallo Oberst?“

— „Ja, Herr General!?“

— „Ich hoffe Sie nehmen mir unseren unvorhergesehenen Besuch nicht übel.“

— „Sie haben nur Ihre Arbeit getan, Herr General!“

— „Wie weit sind Sie mit Ihrer Ruhepause?“

— „Ähm...“

— „Haben Sie etwas von der Generalin Nicole Rama-Déjardin in letzter Zeit gehört?“

— „Nein, gar nichts, seit der Hausdurchsuchung, Herr General. Warum?“

— „Gut! Ich werde es kurz machen und zur Sache kommen, Elijah. Ich habe ein großes Problem! Ein enormes Problem!“

— „Ich bin ganz Ohr, Herr General.“

— „Sie ist seit gestern vierzehn Uhr unerreichbar. Sie ist nicht zu Hause. Das ist wirklich nicht normal. Angesichts ihrer Stellung, ist das wirklich besorgniserregend!“

— „Was ergibt die Handyortung?“

— „Nichts. Ihr Gerät ist ausgeschaltet. Keinerlei Signal. Ich werde Sie gegebenenfalls zurückrufen.“

— „Tut mir leid, Herr General. Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll.“

— „Ich mache mir mehr und mehr Sorgen um die ASIC. Die Spezialisten, die daran arbeiteten, sind fast alle tot. Diejenige die wirklich ein ausgezeichnetes übergeordnetes Wissen auf diesem Gebiet hatte und sich am besten um die Sicherheit kümmerte, ist verschwunden. Sie befindet sich sicher in Feindeshand. Bitte, tun Sie alles, um schnellstens wieder an Ihre Arbeitsstelle zurückzukehren. Ich muss gestehen, wenn die Generalin

nicht darauf bestanden hätte, hätte ich Sie an Ihre Arbeitsstelle fesseln lassen.“

— „...“

Michel Matrone hatte das Gespräch unterbrochen, offensichtlich verstimmt und sehr besorgt. Elijah versuchte, Nicole Rama-Déjardin anzurufen. Er hinterließ keine Nachricht auf dem Anrufbeantworter, der sich meldete, steckte sein Handy wieder ein, unterrichtete die beiden auf ihren fragenden Blick und richtete sich gleichzeitig auch an Bellisae:

— : „Matrone informierte mich gerade darüber, dass Nicole nicht erreichbar ist.“

62) Ich vertraue euch!

— : „Ich hoffe, ihr ist nichts Schlimmes passiert.“, wordachte Bellisae. „Ich bin ihr so dankbar für alles, was sie für mich getan hat! Wie auch immer - wir können weitersprechen bis sie sich wieder meldet. Ich habe eine Menge Fragen an euch und auch einiges zu sagen.“

— : „In Ordnung“, sagte der Oberst. „Aber wir sind alle drei sehr enttäuscht, dass du unsere wichtigste Frage nicht beantwortest: Wie willst du die Menschheit ausrotten?“

— : „Ich kann euch jetzt noch keine Antwort geben. Bald werde ich euch erklären, wie ich vorgehen will. Aber vor allem müsst ihr eines wissen: ich rechne damit, dass Ihr vorhaben werdet, mich davon abzuhalten. Gebt mir einen guten Grund, und ich verzichte darauf.“

Die Anwesenden warfen sich lange, gedankenschwere Blicke zu. Schließlich antwortete der Oberst:

— : „Bellisae... Es fällt mir schwer, dir das zu sagen – gerade, weil ich dich sehr achte. Aber...“

— : „Aber was, Elijah?“

— : „Hm, weißt du nicht, dass wir dich sehr leicht daran hindern könnten, deinen Plan auszuführen? Das heißt technisch gesehen wäre es einfach - nur emotional nicht.“

— : „Meinst du, weil du mich töten könntest, wenn du die E- und PE-Würfel von mir trennst?“

Die Stimmung wurde noch angespannter. Die drei menschlichen Wesen schauten sich an, jeder suchte Halt bei den beiden anderen.

— : „Genau das meine ich. Es wäre technisch einfach. Aber emotional eine fürchterliche Prüfung. Trotzdem musst du verstehen, wir würden dich nicht einfach handeln lassen! Also, wie kannst du so sicher sein und uns drohen, alles menschliche Leben auf Erden zu vernichten, wenn wir dich nicht überzeugen können?“

— : „Weil ich euch vertraue,“ erwiderte Bellisae ruhig „: ich bin euch ausgeliefert, das stimmt... aber ich vertraue eurem Herzen, eurer Vernunft, eurem Sinn für Moral. Ihr wisst jetzt, dass außer euch – dem Homo Sapiens – bald nicht mehr auf dieser Erde bleiben wird als Sklavenmonstertiere. Gezüchtet durch eure Tierhaltungslehre, verdammt zu einem Leben voller Leid in euren Lagern. Ihr wisst ganz tief im Inneren, dass es relevant ist, eure Spezies loszuwerden, weil sie einfach schädlich ist. Tief in eurem Innern wisst ihr, dass es vernünftig wäre, eure Spezies aufzugeben. Sie ist zerstörerisch. Sie tötet alle wilden Lebewesen und jede Form von Leben auf diesem Planeten. Sie tötet das gesamte, ursprüngliche Leben und vernichtet die Umwelt auf diesem Planeten. Und ihr wisst auch, dass sie sich am Ende selbst zugrunde richten wird. Wäre es da nicht verständlich und gerecht, diesem Untergang zuvorzukommen – wenn man damit all das Leben retten könnte, das ihr noch nicht ausgelöscht habt? Und doch gebe ich euch die Chance, mich vom Gegenteil zu überzeugen. Vielleicht kenne ich nicht alle Details, vielleicht fehlt mir etwas, um die Lage richtig einzuschätzen. Dann könnt ihr es mir erklären. Seid also die Anwälte der Menschheit! Sagt mir, warum ich zulassen sollte, dass ihr diesen Planeten weiterhin zerstört. Natürlich könnt ihr mich leicht stoppen und verhindern, dass ich mein Ziel – die Erde zu retten – erreiche. Ihr müsstet mich nur töten. Aber ich hoffe von ganzem Herzen, dass ihr nicht ohne moralische Rechtfertigung gegen mich handelt, sondern mich unterstützt. Ich habe keine Wahl. Ich muss eurer Unparteilichkeit vertrauen. Bedenkt jedoch: Ich hätte mein Ziel auch allein erreichen können, ohne überhaupt mit euch darüber zu sprechen. Augenblicklich wäre von der Menschheit nicht mehr viel übrig, wahrscheinlich gar nichts. Werdet ihr jemanden wehrlosen hintergehen, der sich euch völlig anvertraut, nur um zu verhindern, dass er das tut, was gerecht ist?“

Während dieser langen Antwort, war Bellisaes Gemütslage abwechselnd traurig, niedergeschlagen und manchmal furchtbar zornig gewesen. Lucien nahm sich noch eine Tasse Kaffee und begann dann, seinen Ringfinger

abzuknabbern. Susan schob ihre Kaffeetasse ein wenig zur Seite, weil sie nicht genau mittig auf dem Tablett stand. Elijah fluchte im Stillen über seine Spezies. Keiner der drei wusste darauf etwas zu erwidern.

— : „Aber was erwartest du denn von mir.“, fragte schließlich Elijah „: Du sagtest mir, dass du vor allem mit mir als Militärangehörigem rechnest. Denkst du wirklich, ich würde dir helfen, die ganze Menschheit auszulöschen? Du kannst dir doch vorstellen, dass ich nicht fähig wäre, eine solche Entscheidung zu treffen. Und außerdem wäre ich allein gar nicht dazu in der Lage, das auszuführen.“

— : „Das habe ich tatsächlich gesagt. Aber ich brauche dich jetzt nicht mehr. Als ich dich darum bat, hatte ich noch nicht entschieden, welche Mittel ich einsetzen würde, um diesen Kampf zu gewinnen.“

— : „Und jetzt weißt du es?“

— : „Ja. Ich werde übrigens mit euch über die verschiedenen Vernichtungsmethoden sprechen, die ich vorgesehen habe. Einen Moment lang dachte ich, ein atomarer Konflikt zwischen den Großmächten wäre eine gute Lösung. Aber sehr schnell wurde mir klar, dass das nicht nur die Menschheit treffen würde. Es wäre nicht selektiv genug. Deshalb suchte ich nach etwas anderem: nach Krankheitserregern, die für eure Spezies lebensgefährlich sind und gleichzeitig ansteckend genug, um weltweit Pandemien auszulösen. Viren, gegen die es keine bekannten Gegenmittel gibt. Eine ganze Reihe - mindestens ein Dutzend. Ihr fragt euch sicher, warum mehrere... Weil es bei Pandemien immer einige Personen gibt, die von Natur aus immun sind. Diese bringen dann resistente Nachkommen hervor. Also... Ihr versteht schon, ich würde scheitern. Mit zehn verschiedenen, tödlichen Keimen, die zusammenwirken, würden die Überlebenschancen auch nur eines einzigen Menschen drastisch sinken. Ich habe mir sogar ein Dutzend Viren und acht Bakterien gesichert, gegen die es bislang noch keinerlei Gegenmittel gibt.“

— : „Aber wie konntest du dir denn das alles besorgen?“, fuhr Lucien auf. „Was beweist uns denn, dass du uns nicht anlügst?“

— : „Ihr wart es, die mir das alles geliefert habt.“

— : „Wir?“

— : „Ja! Gut, nicht ihr drei! Ich meine den Homo Sapiens. Genauer gesagt: die Forschungslabore eurer Armeen. Mehrere Großmächte lassen Krankheitskeime mutieren, um neue Varianten zu schaffen. Ihr Ziel ist es, Medikamente zu entwickeln, die nur sie besitzen - für mindestens eine

dieser Krankheiten. Es fällt euch sicher nicht schwer zu erraten, wofür: um ihre Feinde zu schwächen oder ganze Regionen zu erobern, ohne kämpfen zu müssen.“

Elijah wollte wissen, wie weit Bellisaes Plan schon fortgeschritten war:

—: „Nehmen wir an, du hättest tatsächlich diese verdammten Geheimlabore gefunden und von ihren Experimenten erfahren. Nehmen wir das an! Aber wie könntest du dir diese gefährlichen Keime aneignen und sie freisetzen, damit sie die Menschheit anstecken?“

—: „Ich habe festgestellt, dass ich die Handlungen bestimmter Tiere steuern kann - vor allem der Menschen. Ich kann dies auf zwei verschiedene Arten tun. Die eine ist die Kontrolle des Körpers zu übernehmen, so wie damals, als ich Guy Sabatini benutzte, um Adam Polkan zu töten. Guy war sich dessen bewusst, was sein Körper tat, aber er konnte sich nicht wehren, weil ich seine Muskeln bewegte. Ich kann dies nur für ein paar Sekunden, nicht länger, weil es mich sehr anstrengt. Diese Macht habe ich hauptsächlich eingesetzt, um Adam Polkan eine kleine Flasche flüssigen Latex kaufen zu lassen. Damit wurden die Hände des jungen Makaks bedeckt, den Lucien Apache nennt. Der Grund dafür ist mir unbekannt, aber grundsätzlich kann ich nur einige Menschen auf diese Weise manipulieren – mit unterschiedlichem Erfolg, je nach Person. Trotzdem habe ich diese Fähigkeit genutzt, um bestimmte Keime aus Laboren zu holen, indem ich sorgfältig ausgewählte Personen steuerte. Jetzt sind diese biologischen Waffen an Orten gelagert, die nur ich kenne. Außerdem verfüge ich über mehrere Menschen, die ich lenken kann. Sie wären bereit, die Erreger überall zu verbreiten, wo es nötig ist: Trinkwasserreservoirs, Lebensmittelproduktion, Arzneimittelhersteller, Orte großer Menschenansammlungen... Die Vielzahl der Keime und die gleichzeitige Zahl der Infektionsherde würde der Menschheit keinerlei Überlebenschance mehr lassen. Im Grunde hat sie mir selbst die Mittel gegeben, sie auszulöschen. Ohne zynisch sein zu wollen: Es ist fast so, als würde sie Selbstmord begehen.“

Lucien hörte auf, wie besessen am Rest seines linken kleinen Fingernagels zu nagen, um antworten zu können.:

—: „Ich will auch nicht zynisch sein, aber du bist es doch, die Selbstmord begehen will. Denn du weißt, dass wir nur eine einzige Möglichkeit haben, dich daran zu hindern, diese Katastrophe auszulösen.“

—: „Wie schon gesagt, verlasse ich mich auf eure intellektuelle Integrität. Entweder ihr gebt zu, dass ich Recht habe, dass die Menschheit ausgelöscht

werden muss - und lasst mich handeln, oder ihr überzeugt mich, dass ich nicht Recht habe, mit Argumenten, die ich anhören werde... Oder aber ihr seid unfair, voreingenommen, unehrlich, skrupellos, unredlich - und ihr tötet mich, nur um meinen Plan zu verhindern, obwohl ihr wisst, dass er rational und gerecht ist.“

— : „Wie viel Zeit bleibt uns, um unsere Artgenossen zu schützen?“

— : „Sollten eure ersten Gegenargumente ausbleiben, plante ich, in etwa einer Stunde mit der Verbreitung der Erreger zu beginnen. Solange eure Gespräche meine Aufmerksamkeit beanspruchen und ich euch antworte, wird das Ganze verzögert. Wenn ihr es schafft, mich davon zu überzeugen, die Menschheit auszurotten, werde ich diese gefährlichen Keime vernichten - und euch anflehen, mich zu töten. Ihr müsst verstehen: So weiterleben zu müssen, wäre für mich die schlimmste Hölle, die ihr euch auch nicht im Geringsten vorstellen könnt. Was auch immer meine Rolle für die Zukunft der Menschheit sein sollte, mein größter Wunsch ist es, endlich Ruhe zu finden.“

Elijah schaltete sich ein:

— : „Da du das Verhalten steuern kannst, warum beschränkst du dich dann nicht nur auf jene, die für all dies verantwortlich sind, was du der Menschheit vorwirfst? Dadurch könntest du sie verändern, statt sie zu vernichten.“

— : „Weil ich nicht in der Lage bin, so viele Menschen gleichzeitig und so lange zu manipulieren. Schon etwa zehn Personen zu bekämpfen und zu beeinflussen, würde mich innerhalb einer Stunde völlig erschöpfen.“

— : „Könnten wir wenigstens eine halbe Stunde vorher informiert werden, bevor du beginnst, uns zu vernichten?“

— : „Ja natürlich. Ich werde euch Bescheid sagen. Dies gibt euch Zeit, mich zu töten, falls ihr wollt.“

Lucien las 09:50 Uhr auf seinem Handy. Er gönnte seinem kleinen Finger einen Moment Ruhe, bevor er wieder an seinem Nagel nagte. Susan drehte leicht ihr Messer zurecht, weil es nicht genau parallel zum Löffel lag. Der Oberst versuchte wiederholt, die Generalin anzurufen. Als er nach wie vor nur den Anrufbeantworter erreichte, hinterließ er folgende Nachricht: „Hier Elijah. Wir müssen unbedingt miteinander reden! Es ist wirklich dringend!“ Dann steckte er das Handy weg, schaute Susan und Lucien ernst an und erhob sich abrupt. Er stieg zum Speicher, holte die drei Würfel und

stellte sie auf den Tisch. Ohne ein Wort. Sein Blick war eindeutig: „Eine einzige Geste reicht, um die Würfel voneinander zu trennen.“

— : „Zu allererst,“ wordachte die Psychiaterin „möchte ich, dass du über etwas nachdenkst.“

— : „Ich höre dir zu, Susan.“

— : „Du bist der Menschheit gegenüber äußerst kritisch - und mit Recht! Wir können dich verstehen. Ja, es ist leicht, sie zu beschuldigen für all das, was man ihr vorwerfen kann. Aber hast du dich schon gefragt, wie die Geschichte verlaufen wäre, wenn eine andere Spezies die Welt beherrscht hätte? Wenn zum Beispiel die Gorillas durch Technologie oder auf anderem Weg unsere Macht übertroffen hätten - wären sie moralisch besser gewesen? Oder anders gesagt: Wie können wir sicher sein, dass wir die Schlimmsten sind, nur weil wir die einzigen sind, die die Mittel besitzen, soviel sichtbaren Schaden anzurichten?“

— : „Diese Frage habe ich mir auch schon gestellt. Und ich habe alle Gründe sicher zu sein, dass auch andere Kreaturen zu ebenso schrecklicher Grausamkeit fähig wären wie ihr. Schimpansen zum Beispiel, führen grausame Kriege, in denen sie ohne Zögern einander töten. Viele andere Tiere verüben ebenfalls absichtlich grauenvolle Taten.“

— : „Na also!“, hoffte der Oberst. „Da ist doch das verdammte Argument, das dich überzeugen müsste: Wir sind nicht die Gefährlichsten!“

— : „Natürlich beweist nichts, dass Ihr die Schlechtesten seid! Darum geht es ja auch gar nicht. Ich habe nicht vor, die Menschheit auszulöschen, um die Bösen zu strafen. Das Problem ist: Ihr beherrscht die Welt, weil ihr sehr mächtig seid. Diese Macht verpflichtet euch zu Moral, denn Herrschaft birgt große Gefahr. Das bedeutet, dass eure Ethik mit euren Wissenschaften Schritt halten müsste. Leider ist das ganz eindeutig nicht der Fall. Deshalb müsst ihr verschwinden. Und wisst ihr was? Eigentlich ist es gar nicht so schlimm. Ihr seid nur ein gescheitertes Experiment des Universums. In seiner Größenordnung seid ihr so unbedeutend, dass ihr kaum existiert. Sein Labor ist unendlich, seine Zeit ebenso... Ihr seid nur ein Versuch unter unendlich vielen.“

— : „Aber ist es nicht sehr anmaßend, sich das Recht zu nehmen, ein laufendes Experiment des Universums zu unterbrechen?“

— : „Zugegeben, es gibt noch eine minimale Wahrscheinlichkeit, dass die Menschheit sich plötzlich bessert. Aber diese ist so gering, dass an den Weihnachtsmann zu glauben weniger naiv wäre. Ist es anmaßend in die

Handlungen des Universums einzugreifen? Natürlich nicht! Sich das zu fragen hat doch gar keinen Sinn, da ich ja selbst eine seiner Schöpfungen bin. Alles, was ich tue, macht doch das Universum! Wenn eure Hände sprechen könnten, würden sie sich fragen, ob es anmaßend ist, Dinge zu bewegen?“

Lucien goss sich noch eine Tasse kalten Kaffee ein und kaute weiter an einem Fingernagel. Susan verschob automatisch die Kaffeekanne in die Mitte des Untersetzers. Elijah zog schnell eine Linie, ohne es weiterhin zu verbergen. Die beiden anderen waren so in diesen ernsten Augenblick vertieft, dass sie es kaum bemerkten.

— : „Du hast immer noch nichts unternommen, was die Ausrottung betrifft?“, fragte Lucien.

— : „Nein, noch nicht!“

Der Oberst legte seine dicken Finger auf die Würfel. Diese Geste ließen Susan und Lucien erschauern. Elijah sah sie beide abwechselnd an, doch er fand in ihren Blicken keinen Hinweis, der ihn zu einer Entscheidung hätte bewegen können. Schließlich legte er die Hände flach vor sich auf den Tisch. Alle drei wussten, dass es klüger wäre, die Würfel sofort zu trennen – doch niemand brachte den Mut auf. Allein der Gedanke, Bellisae zu töten, erfüllte sie mit erdrückender Schuld.

Susan Cilvan wordachte:

— : „Ein Mann namens Konstantin Edouardowitch Tsiolkovski sagte einmal: ‚Die Erde ist die Wiege der Menschheit, aber man verbringt nicht sein ganzes Leben in einer Wiege.‘ Der Wissenschaftler meinte damit die Raumfahrt, doch zugleich betrachtete er die Menschheit als ein sehr kleines Kind. Ich stimme ihm zu – und du solltest die Menschheit von diesem Standpunkt aus sehen, Bellisae. Sie ist tatsächlich noch im Wachstum. Sie ist weit entfernt, fehlerlos zu sein, aber sie entwickelt sich. Der Sexismus verliert an Boden. Mehr und mehr Nationen geben den Frauen das Wahlrecht und bestrafen Rassismus. Sklaverei wurde offiziell überall um die Erde offiziell abgeschafft, auch wenn sie faktisch weiterexistiert. Aber im Gedenken an die wirklichen Sklaven, wäre es respektlos zu behaupten, die heute ausgebeuteten Arbeiter seien Sklaven. Ihre Lebensbedingungen sind nicht vergleichbar. Sie werden nicht wie Tie...ähm... pardon, wie Objekte verkauft.“

— : „Du wolltest fast sagen: wie Tiere... Stimmt, die menschliche Sklaverei existiert kaum noch. Aber du hast selbst erlebt, dass Milchkühe Sklaven sind. Alle Tiere, die für ihr Fleisch, ihr Fett, ihr Fell, ihre Haut,

ihren Pelz, ihre Federn, ihre Milch, ihre Eier, ihre Kraft, für eure Experimente, für eure Unterhaltung ausgebeutet werden - sie alle sind Sklaven. Ich weiß, wovon ich spreche, denn ich trage Hunderte von qualvollen, angstvollen, dahinsiechenden Leben in mir. Sie und ich sind eins. Sie sind das, was ich bin. Sie bilden meine ontologische Struktur. Was ihr als Rinder an Qualen erleiden musstet, wiederholt sich unaufhörlich, pausenlos, endlos - Milliarden Male. Und neben euren Sklaven sind die wilden Tiere eure weiteren Opfer: gejagt, gefangen, vergiftet, vertrieben...“

Diese Wortgedanken hörten sich niedergeschlagen und unglaublich traurig an. Dann, nach einer Pause innerer Ruhe, fuhr Bellisae fort:

— : „In mir hallen unzählige Verzweiflungsschreie wider! Ich muss euch vernichten! Jede Sekunde des Zögerns bringt neue Verbrechen mit sich: Zwangsarbeit, Unterdrückung, Eugenik, Einkerkierung, Folter, Verstümmelung, Vergewaltigung, Kindesentführung, Milchdiebstahl, Erniedrigung, Verschleppung, Mord... Ich war selbst ein Gorillakind, dessen Mutter erschossen wurde, um mich entführen zu können. Man hat mich von meinem physischen Körper abgetrennt, um aus mir diesen Würfel zu machen. Gegenwärtig bin ich zu vielen verschiedenen Wesen geworden: ich bin das Schwein, das lebendig überbrüht wird. Ich bin das Kalb, das man von seiner Mutter reißt. Ich bin der Bär, den man fast zu Tode prügelt und hungern lässt, damit er auf einem Zirkuskarussell Fahrrad fährt. Ich bin das Rennpferd, das man bis aufs Blut erschöpft ausnützt, bevor es beim Schlachthof landet. Ich bin mehrere ausgemergelte Bruthennen, so eng aneinandergedrängt, dass sie noch nicht einmal die Flügel ausbreiten können. Ich bin das Angorakaninchen, dem man alle drei Monate brutal den Pelz vom Leib reißt. Ich bin die Gans, der man bei lebendigem Leib die Federn für eure Daunendecken und -jacken ausreißt. Ich bin der Nerz im Käfig, den man lebendig häutet. Ich bin Hunderte von Fischen, die stundenlang zusammengequetscht in Netzen langsam dahinsiechen. Ich bin eine Ente, die völlig verängstigt den Züchter auf sich zukommen sieht, der ihr immer wieder Futter einpumpt, bis sie fast platzt. Ich bin zwei Delfine, ein Orca, drei Elefanten, ein Tiger und noch viele, viele andere, die durch die Gefangenschaft und die grauenvolle Behandlung verrückt werden. All diese erbarmungswürdigen Leben sind in meinem Gedächtnis gefangen. Ihre Schmerzen vermischen sich und bilden eine so entsetzliche Hölle, die unendlich weit entfernt von eurem Geist bleiben wird, unerreichbar! Ihr müsst so schnell wie möglich verschwinden. Jetzt, sofort!“

Mit diesen Wortgedanken ergoss sich ein erschreckender Wutausbruch über die drei Anwesenden. Ein unbeschreiblicher Zorn erschütterte sie im tiefsten Inneren. Sie starrten diesen schwarzen viereckigen Kasten an, als sei er der Ausbund aller Dämonen, ein purer Alptraum. Dieser Gegenstand schien die Revolten aller unterdrückten Tiere der Welt zu enthalten.

Bellisae kreischte in ihnen:

— : „Im Namen aller zukünftigen Opfer ist es meine Pflicht, euch ab jetzt auszurotten!“

Mit einer plötzlichen Reflexbewegung, die ihn selbst überraschte, trennte der Oberst die drei Würfel. Er stand eine Sekunde lang wie angewurzelt da und starrte auf seine zitternden Hände, als ob sie einen unausgesprochenen, ernsthaften Vorwurf verdienten.

— : „Ich habe sie getötet“, gab er mit erstickter Stimme von sich.

Er stieß ein herzerreißendes Gewimmer aus und vergrub sein Gesicht im Ellbogen seiner auf dem Tisch liegenden Arme. Er weinte und jammerte. Wer hätte gedacht, dass dieser Riese mit seinen strengen Augenbrauen, diesem ewig mürrischen Gesicht so verzweifelt sein konnte? Lucien kaute seine Fingernägel und riss sich nebenbei ein paar Haare aus. Susan beobachtete hilflos, wie die ganze Szene vor einem Schleier von Tränen verschwamm.

— : „Bellisae!“, wortdachte der Oberst und schrie:

— : „Bellisae! Habe ich dich wirklich umgebracht?“

Von extremer Panik befallen, versuchte er, die Würfel wieder zu verbinden. Seine Hände zitterten so stark, dass er es nur mit Mühe schaffte, die elektrischen Verbindungen zusammenzustecken. Sobald ihm das gelungen war, rief er wieder und wieder sehr laut in Gedanken das Gorilla-Weibchen. Susan und Lucien flehten Bellisae ebenfalls mental an, zu reagieren. Aber keinerlei Antwort folgte auf ihr Bitten und Betteln.

Lucien hatte fast schon seine beiden Arme wundgekaut, Susan stellte drei Marmeladengläser in Reih und Glied, und der Oberst streichelte den schwarzen Würfel, als wolle er Bellisae wiederbeleben – da klingelte es an der Tür. Die Therapeutin stand mit einem Ruck auf, um am Bildschirm der Sprechanlage nachzusehen.

— „Die Generalin!“, rief sie.

63) Du hast nicht versagt

Nach einem nüchternen Höflichkeitsaustausch, führte Susan alle in ihr Wohnzimmer. Sie saßen in mit Samt überzogenen Holzsesseln um einen runden Rauchtisch. Mit den drei wieder zusammengesetzten Würfeln auf dem Schoß, schien Elijah Floyd unsichtbar sein zu wollen. Zum ersten Mal sah er die Generalin Nicole Rama-Déjardin in Zivilkleidung: Jeans, schwarzes Sweatshirt, weiße Tennisschuhe. Unter anderen Umständen wäre ihm diese Kleidung aufgefallen, doch in diesem Augenblick bemerkte er sie kaum.

— „Ihr seht ganz schön niedergeschlagen aus.“, wandte sich die Offizierin an alle drei, fixierte jedoch vor allem den Oberst.

Dieser schaute mehrmals abwechselnd auf die Würfel und auf seine Vorgesetzte, bevor die Antwort kam:

— „Ich habe versucht, Sie zu erreichen und habe Ihnen eine Nachricht hinterlassen.“

— „Ähm... Ich weiß. Aber ich musste euch allein zurechtkommen lassen. So war der Befehl!“

— „Der Befehl? Wessen Befehl denn?“

— „Bellisaes Befehl. Sagen wir, das war eher ihr Wunsch, nicht ihr Befehl... aber für mich sind ihre Wünsche eben Befehle.“

Elijah drohte unter der Last seiner Schuldgefühle zusammenzubrechen:

— „Von nun an müssen wir über sie in der Vergangenheit sprechen. Leider! Ich habe sie umgebracht. Es ist so furchtbar...ich habe sie ermordet!“

Anstelle danach zu fragen, wie das geschehen war, anstelle sich aufzuregen, erstaunt oder empört zu sein, nahm die Generalin bequem Platz und entspannte ihren Rücken in den Sessel. Sie schaute alle ganz ruhig nacheinander an. Zuerst beobachtete sie Lucien, der hartnäckig darum kämpfte, nicht mehr zu den Nagelkauern zu gehören. Dann musterte sie Susan, die zärtlich über die Armlehne strich, damit der Samt einheitlich glänzte. Schließlich fixierte sie Elijah. Dieser schien sein ganzes Knochengerüst verloren zu haben, so schlaff hing er im Sessel.

— „Sie ist nicht tot.“, beruhigte die Generalin ihn letztendlich.

Wortgedanken wehten ihnen zu:

— : „Stimmt! Ich bin noch am Leben.“

Elijah, Lucien und Susan starrten gleichzeitig auf den schwarzen Würfel.

— „Nicht tot?!“, stieß der Oberst aus.

Seinem Tonfall, sowie seinem Gesichtsausdruck zufolge, hätte man meinen können, der Weltuntergang wäre widerrufen worden. Doch die Nachricht, die dann folgte, betraf vielmehr die Menschheit.

— „Es ist nicht mehr nötig, die Würfel zu beschützen,“ sagte die Generalin „Bellisae ist nicht da drin. Sie war nie in diesem Würfel.“

Drei erstaunte und fragende Blicke starrten sie an. Sie erklärte:

— „Dieser Würfel da ist leer. Ich habe denjenigen, der Bellisae enthält anderswo untergebracht.“

Erstaunen löste die dramatischen Gesichtszüge ab.

— „Aber warum hast du mir denn diesen verdamnten, leeren Würfel anvertraut?“, knurrte der Oberst.

— „Wie gesagt: der Befehl!“, kam es von der Generalin.

— : „Im Grunde war das Ganze nur ein Test. Ich wollte wissen, wie ihr reagieren würdet, um euer eigenes Schicksal zu verteidigen, falls ich euch ausgeliefert wäre.“

— : „Weißt du, dass ich dich umbringen wollte? Ich habe die drei Würfel voneinander getrennt.“

Bellisae teilte das mentale Gespräch mit den vier Anwesenden.

— : „Ja, ich weiß es.“

— : „Ich habe also bei der Prüfung versagt! Ich hoffe, du wirst die gesamte Menschheit nicht meinetwegen vernichten.“

— : „Nein. Du hast nicht versagt. Es war eigentlich keine Prüfung. Wie auch immer! Sollte ich mich letztendlich entschließen, deine Spezies zu vernichten, wirst du keinesfalls dafür verantwortlich sein. Ich weiß, dass du aufrichtig bist, weil ich euch während des Gesprächs lesen konnte. Zum ersten Mal konnte ich Menschen direkt lesen. Was Lucien als ‚meine Macht‘ bezeichnet, scheint sich weiterzuentwickeln. Ich konnte sogar – und kann es jetzt noch – durch eure Augen sehen. Ich fürchte, ihr fühlt euch in eurer Intimität verletzt, aber ich habe hierzu zwei Dinge zu sagen. Erstens habt ihr aus mir gemacht, was ich durch diese synaptische Amplifikation geworden bin. Hättet ihr mich in den Armen meiner Mutter, dort im Wald gelassen, wären wir jetzt nicht in dieser Situation. Ihr könntet in aller Ruhe weiterhin auf die Welt scheißen, sie versklaven und alle Wesen ausrotten, die eure Welt mit euch teilen. Dann werdet ihr mich für immer los sein. Stimmt, ob ich euch vernichte oder nicht, es bleibt mir nicht mehr viel Zeit. Ich werde Nicole bald darum bitten, mich von den beiden Würfeln

abzutrennen. Ich weiß, Elijah, – weil ich es in dir gelesen habe – als du mich in einer Reflexbewegung getötet hast, war dies eine schreckliche Prüfung für dich! Auch habe ich Luciens und Susans Dilemma gelesen, die zwei gegensätzliche Gefühle erlebten: Erleichterung, weil ihr die der Menschheit drohende Gefahr beseitigt habt sowie Schuldgefühle, meinen Tod gewünscht zu haben. Außerdem, ich bin euch nicht böse, sondern rechne immer noch damit, dass ihr mir einen guten Grund gebt, darauf zu verzichten. Es ist jetzt elf Uhr. Um vierzehn Uhr werde ich eine weltweite Pandemie verbreiten, falls ihr mich bis dahin nicht überzeugen könnt. Ihr habt jetzt drei Stunden, um mindestens einen guten Grund zu finden, der für die weitere Existenz eurer Spezies spricht.“

Der Oberst stellte die Würfel auf den Rauchtisch und wordachte:

— : „Also gut! Du hast gerade meine ambivalenten Gefühle verändert. Jetzt bin ich erleichtert, dich nicht umgebracht zu haben und zugleich damit belastet, zu wissen, dass deine Drohung weiterhin besteht.“

— : „Ja, aber du unterliegst keinem moralischen Dilemma mehr: mich zu töten oder deine Mitmenschen dahinsiechen zu sehen.“

— : „Und Sie, Frau Rama-Déjardin, was halten Sie denn von dem ganzen Drama?“, fragte Susan. „: Soll man nun die ganze Menschheit auslöschen oder nicht? Sie scheinen eher unberührt, was diese Frage betrifft.“

— : „Ich gebe zu, ich weiß nicht so recht... Manchmal meine ich, es wäre gut, wenn wir von der Erdoberfläche verschwänden. Dies wäre eine Erleichterung für viele Erdbewohner. Die Legehenne in ihrem Zwangskäfig, die für ihre Stopfleber gemästete Ente, die Sau in ihrem Abferkelkäfig und das völlig erschöpfte Rennpferd, das ich einmal war – sie alle wären für das völlige Verschwinden der Menschheit. Aber dann denke ich wieder, dass es viele Menschen gibt, die den Tod nicht verdienen und es ungerecht wäre, wenn sie für die Fehler anderer bezahlen müssten. Eigentlich bin ich hin- und hergerissen. Was denkt ihr denn als die Rinder, die ihr vor einiger Zeit wart?“

Lucien, Susan und Elijah gaben zu, dass das Rind in ihrer Personalität für die totale Ausrottung der Menschheit wäre.

Die Stimmung war so bedrückend, dass niemand auch nur die leiseste Ahnung hatte, aus welchem Grund man auf den Massenmord verzichten sollte.

Anscheinend immer noch wenig betroffen, blickte die Generalin auf ihr Smartphone.

Lucien dagegen schien sehr verstört und fragte sich, ob die Auslöschung seiner Spezies wirklich ein Drama wäre. Es tat ihm leid, Isabelle seit seinem Verhör nicht angerufen zu haben. Er dachte auch an seine Tochter. Ob er beide wohl vor der großen Vernichtung noch einmal wiedersehen würde? Sollte er sie vorwarnen? Aber wozu denn? Er fragte sich, was seine Kälbchen gerade wohl machten und lächelte innerlich über die unwahrscheinliche Situation, als Mensch, solche Nachkommen zu haben. Seine Zähne griffen seinen linken Ringfinger an. Er bündelte die ganze Energie, die ihm noch blieb, um etwas Entscheidendes als Antwort für Bellisae zu finden.

Susan schien in eine tiefe Meditation versunken zu sein.

Elijah dachte so intensiv nach, dass sein Gehirn zu zerfließen drohte. Kaum war es zwölf Uhr vorbei, richtete er sich an Nicole Rama-Déjardin:

— „Frau Generalin! Ich bitte Sie.“

— „Ja, Oberst?“

— „Sie behaupten in dieser gewaltigen Entscheidung geteilter Meinung zu sein. Sind Sie es immer noch?“

— „Ja, ich werde mich auf Bellisae verlassen. Ich werde akzeptieren, was immer sie entscheidet.“

— „Gibt es einen Weg, die höchsten Instanzen zu warnen, damit sie die nötigen Maßnahmen treffen, um...“

— „Oberst, Bellisae hat Ihnen doch erklärt, ohne Sie anzulügen, dass es gegen diese Krankheitserreger bis zum heutigen Tag keinerlei bekanntes Gegenmittel gibt.“

— „OK, OK, wir sind diesen Scheißmikroben gegenüber hilflos, aber man könnte doch alle Ansteckungsorte überwachen lassen und äh...“

— „Glauben Sie wirklich, was Sie da sagen?“

— „Leider, nein! Natürlich nicht!“

— „...“

— „Muss ich Sie zwingen, zu...“

— „Zu was, Oberst? Bellisae zu töten?“

Elijah schwieg, blickte jedoch weiterhin intensiv die Generalin an.

— „Dass Ihnen das nur nicht in den Sinn kommt, Oberst. Ich habe meine Pistole bei mir. Trotz der großen Achtung, die ich vor Ihnen habe, würde ich sie ohne zu zögern benutzen, falls Sie mich zwingen sollten, Sie zu töten.“

— „Danke! So, jetzt habe ich den verdammten Druck los, eine Minichance zu haben, meine Scheißartgenossen zu retten, indem ich Gewalt gegen Sie ausübe.“

Die darauffolgende Stunde war genauso bedrückend. Mehr und mehr angsterfüllt in Hinblick auf den unheilbringenden Augenblick, lähmten sich die Gedanken. Bellisae wartete in grausam mentalem Schweigen.

64) Eines der laufenden Experimente

[Dreißig Minuten vor dem Ende des Geschehens?]

Das Geschehen, so nennen wir etwas Unvorhergesehenes, das gerade dabei ist, die Geschichte zu beenden. Wie wir inzwischen wissen, muss man unter ‚die Geschichte beenden‘, verstehen: „über den Ausgang der menschlichen Existenz zu entscheiden“ – nicht mehr und nicht weniger!

Um dreizehn Uhr dreißig wordachte Susan plötzlich:

— : „Bellisae, die Menschheit zu vernichten, wäre auf die Dauer für die anderen Lebewesen ein Verlust, obwohl es im Augenblick anders aussieht. Stimmt jetzt wäre es möglicherweise ein Vorteil, aber für die Zukunft ein Verlust.“

Die unerwartete und kühne Aussage überraschte sowohl Bellisae als auch die beiden Männer und die Generalin. Letztere legte sogar ihre Zurückhaltung ab, um zuzuhören.

— : „Ich kann es kaum erwarten, deine Begründungen zu hören.“, meinte das Gorilla-Weibchen.

— : „Dank ihrer Technologien lebt die Menschheit im Durchschnitt bequemer und sicherer als wilde Tiere, die völlig den Gefahren der Natur und der Umwelt ausgesetzt sind: Beutegreifer, Trockenheit, Waldbrände, Hungersnot, Parasiten, Überschwemmungen, glühende Hitze und starke Kälte, Krankheiten, heftige klimatische Schwankungen... Viele sterben, viele überleben in Schmerz und Elend. Zahlreiche Existenzen sind wirklich nicht beneidenswert. Sollte der Homo Sapiens verschwinden, wäre zwar all das Leid, das er den anderen Tieren zufügt, beendet, aber all das Leid, das die Natur mit sich bringt, würde fort dauern. Sie würde auf immer und ewig fortbestehen. Wenn du jedoch meiner Spezies moralisch und technologisch die Zeit lässt, sich weiterzuentwickeln, besteht eine nicht geringe

Wahrscheinlichkeit, dass sie die Ausbeutung abschafft und dazu noch wilden Tieren Hilfe leistet.“

— : „Ihr bringt ja noch nicht einmal Mitgefühl für einander auf, und du glaubst wirklich, dass eines Tages...“

— : „Du darfst nicht vergessen, dass die Biomasse immer und ewig im Wettstreit stand! Im Wald nimmt der höchste Baum den anderen das Licht weg. Das Tierleben ist nichts weiter als Hörner, Stoßzähne, Krallen, Giftzähne, Angriffs- und Verteidigungsstrategien, Flucht oder Tarnfähigkeiten. Alles was existiert, hat Kampf und Selektion überlebt. Seit jeher war die Existenz ein Kampf. Krieg hat immer nur für die Verlierer aufgehört. Dieser Kampf hat das Leben bis zu dem Grad an Komplexität geführt, die wir heute kennen. Am Leben zu bleiben bedeutet, Unvorhergesehenem standzuhalten. Daher brauchen wir einen Körper, der fähig ist, jeglichen Umweltbelastungen zu trotzen. Jedoch bedeutet die physische Anpassung viel Leid und viele Todesopfer. Dies ist leider das Prinzip der natürlichen Selektion.“

— : „Rechtfertigt dies eure Industrialisierung von Folter und Mord?“

— : „Natürlich nicht. Ich werde dir nicht ‚Der Löwe frisst die Gazelle‘ auftischen! Ich erhoffe lediglich deine Nachsicht, weil die Menschheit nur unter diesen Bedingungen bis heute überlebt hat. Dies könnte man vergleichen mit Soldaten, die nur Gewalttätigkeiten und Krieg gekannt haben, den brutalen Tod ihrer Kameraden rund um sie herum. Für diese Soldaten hat das Leben nicht den gleichen Wert wie für eine Person, die nie mit derartigen Scheußlichkeiten konfrontiert war. Alle Mitglieder meiner Spezies stammen von denen ab, die wie wilde Tiere lebten. Töten und getötet werden war ihre Doxa. Diese Doxa ist unser Erbe, und wir brauchen wohl noch etwas Zeit, um das primitive Prinzip loszuwerden. Immer mehr Menschen arbeiten daran. Philosophen, sogenannte Interventionisten, interessieren sich sogar für die Möglichkeiten, das Leiden von Wildtieren zu reduzieren“¹¹ [## Anhang 11].

— : „Ja, das habe ich im Internet gesehen.“, gab Bellisae zu. „Erzähle mir alles, was dich hoffen lässt, dass die Menschheit sich bis zu dem Punkt bessern könnte, an dem sie nicht nur das Beutegreifen aufgibt, sondern auch noch nichtmenschlichen Tieren hilft.“

— : „Technologie hilft uns, uns einigermaßen physisch vor dem Druck der Umwelt zu schützen. Durch Technologie haben wir auch mehr Zeit, uns ums Überleben zu kümmern. Sie verschafft uns großartige Kommunikations- und Verbreitungsmöglichkeiten unseres Wissens. Diese

gesparte Zeit und die Mittel sind Nährboden für den Geist, insbesondere für die Planung einer Ethik, die den Menschen nicht zugänglich ist, die sich hauptsächlich im Überlebenskampf befinden. Die menschliche Spezies ist die Einzige, die diese Technowissenschaft besitzt, die sie langfristig von Überlebenszwang und -leid emanzipieren kann. Es stimmt, dass die Menschheit moralisch noch sehr primitiv ist, aber ebenso unbestreitbar ist, dass sie auch Wohlwollen und Mitgefühl entwickelt... Viel zu langsam. Stimmt! Aber mehr und mehr, trotz allem. Da gibt es so viele kulturelle und soziale Faktoren zu überwinden!“

— : „Richtig! Manche unter euch zeigen Wohlwollen und Mitgefühl, aber sie sind leider noch sehr wenige. Und anzuführen, die Technologie habe etwas damit zu tun... Die nichtmenschlichen Tiere weisen diese Qualitäten ebenfalls auf, untereinander und zwischen verschiedenen Spezies. Im Internet habt ihr eine Menge Bilder als Beispiel.“

— : „Nichts dagegen einzuwenden. Ich habe solche Bilder gesehen. Ich habe auch nicht behauptet, die Technologie schaffe Wohlwollen, sondern nur, dass sie die geeigneten Bedingungen schafft, damit sie sich entfalten kann. Außerdem beeinflusst sie die darwinistische Selektion in Richtung guter Gefühle.“

— : „Und wie würde sie ein solches Wunder bewirken?“

— : „Weil in einem Wettbewerbsumfeld, in dem physische Fähigkeiten wichtiger sind, Nächstenliebe keine geeignete Eigenschaft zum Überleben ist. Ganz im Gegenteil bedeutet Zögern, jemanden umzubringen, um sich selbst ernähren oder verteidigen zu können, ein ernsthaftes Hindernis. Heutzutage hat die Konkurrenz um Geld, Macht und Ruhm den Kampf mit Muskeln, Zähnen und Krallen ersetzt. Wenn man wohlhabend ist, ist es viel einfacher, unter diesen neuen Bedingungen zu überleben. Menschen dieser Kategorie haben demnach viel mehr Chancen, zahlreicher als früher zu sein und die Welt zu beeinflussen.“

Die Therapeutin machte eine Pause und schien sich zu konzentrieren. Die beiden Männer und die Generalin prüften oft die Uhrzeit auf ihren Handys. Lucien hatte die größten Schwierigkeiten noch ein einziges Fingernagelstückchen an seinen Händen zu finden, das seinen Schneidezähnen noch zugänglich gewesen wäre. Kiefer und Fäuste des Obersts waren so fest verschlossen und verriegelt, dass man sich schon fragen durfte, ob er sie jemals wieder öffnen könnte. Nicole Rama-Déjardin hatte ihre scheinbare Gleichgültigkeit verloren. Ganz im Gegenteil schien sie völlig in Susans Argumente vertieft zu sein. Diese Letztere fuhr fort:

— : „Unsere Ethik entwickelt sich langsamer als unsere Wissenschaften, das gebe ich zu. Jedoch wird die nötige Zeitspanne für die Nächstenliebe anderen Spezies gegenüber keine Millionen Jahre mehr dauern - noch nicht einmal mehr Tausende von Jahren. Immer mehr Menschen empören sich gegen den Stierkampf, der verschwinden wird, genau wie die Gladiatorenkämpfe verschwunden sind. Ich bin ganz sicher, dass sich unsere Moral immer schneller entwickeln wird, weil unsere Kommunikationsmittel unser Kollektivbewusstsein stärken und Armut minimieren werden. In den nächsten hundert Jahren werden wir weiterkommen als im vergangenen Jahrtausend.“

— : „Und du glaubst das wirklich?“

— : „Es wirklich glauben? Nein. Aber ich denke es ist möglich, und ich hoffe es von ganzem Herzen! Es ist weit davon entfernt, völlig unwahrscheinlich zu sein. Wir sind gerade dabei zu entdecken, dass weit über der Macht der Beutegreifer die Macht der Zuneigung und Hilfsbereitschaft steht. Mehr und mehr Seelen begreifen, dass, wenn etwas die Menschheit aufwertet, sie wachsen lassen und sie gerechterweise stolzer machen kann, es nicht die Gewalt ist, die sie über andere Spezies ausübt. Ganz im Gegenteil: Es wäre, die Macht nicht anzuwenden, um sie zu unterwerfen. Wir beginnen, den Gedanken zu entwickeln, dass über dem Herrschenden derjenige steht, der freiwillig darauf verzichtet, zu herrschen, weil er sich völlig bewusst ist, dass er sich durch Gewalt erniedrigen würde. Nichts ist entwürdigender, als diejenigen zu besiegen, die uns ausgeliefert sind: Dies ist nicht glorreicher, als mit Terror über eine Kinderschar zu herrschen.“

— : „... Ich lese in dir, dass du das wirklich meinst. Und ich weiß, dass du nicht die Einzige bist. Aber ich weiß ebenfalls, dass du zu einer Minderheit gehörst, die so denkt, und jede weitere Sekunde der Tyrannei deiner Spezies erzeugt weiterhin unbeschreibliche Qualen.“

— : „Falls du uns verschwinden lässt, wirst du ein gerade laufendes Experiment des Universums unterbrechen, das alle Chancen hat, ein großer Erfolg zu werden. Wir können das mit der Wildnis verbundene Leiden lindern. Es ist möglich, und du weißt das. Jedenfalls sind wir in dieser Welt die einzige Hoffnung, dass dies je eines Tages geschehen wird. Uns auszurotten wird einem Übel ein Ende setzen, welches sowieso in spätestens einem Jahrhundert enden wird, weil wir unserem Beutegreifen ein Ende setzen werden. Aber dies wird auch alle Hoffnung zerstören, dass

das Elend des wilden Lebens reduziert, besänftigt oder gar überwunden wird. Dies wird wohl solange andauern, wie das Leben selbst.“

[Drei Minuten vor dem Ende des Geschehens?]

Um 13:57 Uhr hörte Susan Cilvan auf, wortzudenken. Alle vier menschlichen Wesen schauten auf ihr Handy oder ihre Uhr. Bellisae antwortete nicht. Ihr Schweigen war die schlimmste Tortur ihres Lebens.

[Eine Minute und vierundvierzig Sekunden vor dem Ende des Geschehens?]

Um 13:58 Uhr und 16 Sekunden fiel ein Wortgedankenschwall über sie her:

— : „Ich muss zugeben, dass ich die Argumente, die du mir gegeben hast, nicht in Betracht gezogen hatte, Susan. Dein Gedankengang scheint logisch, und die dadurch geöffneten Perspektiven, gefallen mir. Aber wenngleich ich nicht daran zweifle, dass du redlich optimistisch bist, bin ich trotzdem nicht sicher, diesen Optimismus vorbehaltlos zu teilen. Ich bräuchte konkrete Beweise, dass die Fortschritte, die du zu bemerken glaubst, tatsächlich im Gange sind. Ich würde es bereuen, die Biosphäre um die herrliche Zukunft zu bringen, die du da beschreibst. Aber ich würde es noch mehr bereuen, aufgrund meiner Unentschlossenheit der Hölle kein Ende gesetzt zu haben, die die Menschheit den anderen Tieren aufbürdet. Nun gut, ich schlage dir folgendes vor: Ab heute habt ihr 100 Tage, um eure Artgenossen zu überzeugen, dass es unbedingt nötig ist, sofort drastische Maßnahmen einzuleiten, die du als notwendig ansiehst. Nach Ablauf dieser Frist, werde ich den Fall wieder überprüfen und meine endgültige Entscheidung treffen. Ihr habt einhundert Tage, um zu beweisen, dass ihr die Bezeichnung verdient, die ihr euch selbst gegeben habt, als ihr die menschliche Rasse als ‚homo sapiens‘ bezeichnet habt!“

ENDE

Zusatz : rebrand.ly/RComp [in französischer Sprache]

65) Nachwort

Über die Bedingungen der Tierhaltung und der Schlachtung

Bei seiner Aussage am Mittwoch, den 22. Juni 2016, Protokoll Nr. 31, vor der Untersuchungskommission über die Bedingungen, unter denen Schlachttiere in französischen Schlachthöfen geschlachtet werden, spricht Raphaël Girardot, Regisseur des Dokumentarfilms ‚Saigneurs‘, über die Schwierigkeiten, einen Dokumentarfilm in Schlachthöfen zu drehen. Er berichtet insbesondere über sein sehr aufschlussreiches Gespräch mit Jean-Paul Bigard :

„[...] alle Schlachthöfe hielten die Türen vor uns verschlossen. Wir riefen etwa dreißig an, darunter Bigard, Sicavyl und Abattoirs Industriels de la Manche (AIM). Jean-Paul Bigard lachte uns sogar aus und sagte, dass die Idee, einen Film in einem seiner Schlachthöfe zu drehen, völlig gegen seine Politik verstoße. Diese richte sich danach, dass der Kunde überhaupt keine Verbindung mehr zwischen dem Rind und dem Steak herstelle. Gemäß dieser Politik müsse alles, was im Schlachthof geschieht, in einer Blackbox bleiben. [...]“

Quelle: rebrand.ly/Cr31Rmdly [in französischer Sprache]

Mindestfläche pro Kalb je nach Gewicht

Die EU-Richtlinie vom 20. Januar 1997, die durch den Erlass vom 8. Dezember 1997 in französisches Recht umgesetzt wurde, regelt seit dem 1. Januar 1998 die Bedingungen für die Aufzucht von Schlachtkälbern. Mindestfläche pro Kalb je nach Gewicht :

Bis zu 150 kg: 1,5 m².

Zwischen 150 und 220 kg: 1,7 m².

Über 220 kg: 1,8 m².

Weniger als 2 m² für ein Rind mit einem Gewicht von über 220 kg!

Offizielle Quelle Erlass vom 08/12/1997: goo.gl/WVt64A

Weitere Informationen, um mehr darüber zu erfahren:

Ergänzung zu diesem Roman: rebrand.ly/RComp [in französischer Sprache].

DANKSAGUNG

Sébastien Meys

rebrand.ly/SMRmdly

Der hat mir großzügig dieses beeindruckende
Foto der Titelseite gegeben.

Stéphanie Valentin

Ihre Ratschläge waren für mich sehr wertvoll,
um diese Illustrationen zu vollziehen

rebrand.ly/stval

Nathalie Fleuret

Diwezha Picaud

Nathalie Thiebaut-lamy

Julie Wayne

Für ihre sorgfältige Korrekturlesung und ihre wertvollen Ratschläge

Für die kostenlose digitale Version des Textes

und für die Bestellung des gedruckten Buches :

rebrand.ly/rmdly

¹ **Speziesismus** – Kapitel 7 : rebrand.ly/spcis2f338 [in französischer Sprache].

² Kapitel 18 : Um Milch zu spenden müssen Kühe ein Kälbchen zur Welt gebracht haben. Das ist der Fall bei allen weiblichen Säugetieren. Wir, die menschliche Rasse, sind ein sehr naheliegendes Beispiel, da auch wir zu den Säugetieren gehören. Hat bisher jemand eine Frau mit Milchschieb gesehen, ohne zuvor ein Baby geboren zu haben? Nein! Demnach, um Milch zu erhalten, muss man der Kuh einen Arm in den After und eine Pipette in ihre Vagina schieben, um in ihren Uterus das Sperma freizusetzen, das von einem zuvor masturbierten Stier stammt. Sobald das Kälbchen geboren ist, nimmt man es der Kuh weg, um frei über ihre Milch verfügen zu können. Vielseitige Zeugenaussagen bestätigen, dass die Kühe oft wochenlang jammernd nach ihren Kleinen rufen. Ein Tierzüchter hat es mir persönlich bestätigt.

Befruchtung: rebrand.ly/InsRmdly [in französischer Sprache].

³ **Der Todeskorridor** – Kapitel 19 : ein enger Gang, der vom Stabilisationsbereich zur Trip-floor-box führt (siehe weiter unten)

⁴ **Gefühlswesen** – Kapitel 19 : Dem Substantiv ‚Wesen‘ wurde ‚Gefühl‘ (von fühlen) beigelegt. Es handelt sich um die Fähigkeit, die Welt auf subjektive Art und Weise wahrzunehmen, Angst, Traurigkeit, Freude, Schmerz usw. zu spüren. Ein Nervensystem zu besitzen ist unumgänglich, um ein Gefühlswesen zu sein. Pflanzen sind es demnach nicht. Das Nervensystem unterscheidet demnach Vernunftfähigkeit von Gefühlsfähigkeit. Eine Software kann, dank einer Reihe von Algorithmen, vernünftig denken und dadurch die Vernunft simulieren, aber sie kann nichts fühlen. Demnach ist sie kein Gefühlswesen. Ein Gefühlswesen spürt Empfindungen und Emotionen. Man wendet manchmal das Wort ‚sensibel‘ als Synonym für feinfühlig an. Man sagt von einem feinfühligem Wesen, dass es spürt, was ihm widerfährt und es deshalb versucht, zumindest bestmöglich zu leben. Dass es strebt, das zu vermeiden, was seinem Wohlbefinden oder selbst seinem Komfort schaden könnte. Deshalb sucht es nach allem, was ihm zuträglich ist.

Diese Grundkenntnis hinsichtlich eines Gefühlswesens ist von höchster Wichtigkeit was die Tierethik betrifft. Um sich näher damit zu befassen, schlage ich Ihnen vor, den ausgezeichneten Artikel von Estiva Reus zu

lesen: rebrand.ly/EstRmdly. [in französischer Sprache].

⁵ **Trip-Floor-Box** – Kapitel 19 : Vor der Abschlachtung ermöglicht diese Einrichtung, die Tiere zwischen vier Wandungen zwanghaft ruhigzustellen. Durch einen Erlass vom 12. Dezember 1997 wurde diese Methode obligatorisch, außer für Hasen und Geflügel. Bestimmte Einrichtungen von Trip-Floor-Boxen werden „Restrainer“ genannt.

⁶ Kapitel 19 : Eine mit Kugelschuss versehene Pistole, d.h. ein Bolzenschuss, den man auch „**Matador**“ nennt, ist ein Mittel, automatischer Betäubung. Sie funktioniert anhand von Pressluft oder mit Hilfe von Patronenhülsen. Sie durchdringt mittels eines Stabes den Schädel, um einen Teil des Gehirns des Opfers zu zerstören. Man zögert manchmal, dieses Mittel anzuwenden, weil es das Hirn beschädigt, das man dann nicht mehr so leicht verkaufen kann. Leider passiert es ziemlich oft, dass der Matador nicht beim ersten Schuss betäubt, weil das verängstigte Tier sich in alle Richtungen bewegt und der Schlächter (auf französisch: le tueur = der Töter/Mörder...) so sein Ziel verfehlt. Die fürchterliche Wunde erwirkt unvorstellbare Schmerzen! Noch heftigere Bewegungen des terrorisierten Opfers machen die Betäubung noch schwieriger.

⁷ Kapitel 19 : Selbst wenn der Matador funktioniert, ist die Betäubung nicht garantiert, wie die Forscherin Claudia Terlouw bei der Anhörung Nr. 11 vom 12. Mai 2016 vor der Commission d'enquête (französischer Untersuchungsausschuss) angab.

rebrand.ly/CR11Rmdly

⁸ **Nozizeptiv** (Adjektiv) Kapitel 19 : was Schmerzen betrifft. Nozizeption: Schmerzempfang durch das Nervensystem.

⁹ **Die Monster-Mütter** Kapitel 30 : Diese Studien wurden tatsächlich durchgeführt.

In seinem Buch ‚The Animal Liberation‘ berichtet Peter Singer von einem seiner Besuche in den Büros der United Action for Animals in New York. Er sah Regale mit Ordnern voller Versuchsberichte. Wenn man die Etiketten las, die an diesen Ordnern angebracht waren, konnte man sie schwer vergessen: „Beschleunigung“, „Dekompression“, „Rückenmarksverletzung“, „Mehrfachverletzungen“, „Verbrennung“, „Induzierte Blindheit“, „Zentrifugieren“, „Erschütterung“, „Kompression“, „Proteinentzug“, „Gefrieren“, „Quetschen“, „Schockzustand“, „Ersticken“, „Langanhaltender Hunger“, „Schläge auf die Hinterbeine“, „Blutungen“, „Immobilisierung“, „Isolation“, „Experimentalneurose“, „Raumverlust“, „Bestrafung“, „Durst“,

„Stress“, „Überhitzung“, „Medikamententest“, „Stromschlag“...

Man muss sich vorstellen, dass jedes dieser Etiketten einem gesamten Programm entspricht. Eine der Studien zur „Experimentalneurose“ bestand zum Beispiel darin, bei Affenkindern einen depressiven Zustand zu induzieren. Wie sollte das geschehen? Indem man erzielte, dass sie sich an eine falsche Plüschmutter binden mussten, die sich zeitweise - zufällig oder auf Befehl des Experimentators - in ein Monster verwandelte. Diese Experimente waren so weit fortgeschritten, dass mehrere Arten von Monstermüttern entworfen und hergestellt wurden. Manche bliesen plötzlich Druckluft aus. So stark, dass sich die Haut der Kleinen stellenweise löste! Aber sie wollten ihre Monstermütter nicht loslassen, weil sie nur sie hatten, um sie zu trösten. Andere Monstermütter begannen plötzlich so zu vibrieren, dass die Zähne der Babys klapperten, und sie sich noch fester an sie klammerten. Ein anderes Modell der Monstermütter bekam plötzlich Stacheln; auch hier stellten die Experimentatoren gierig fest, dass die Kinder sich verzweifelt an ihre einzige emotionale Stütze klammerten, trotz der schrecklichen Verletzungen, die die scharfen Stacheln verursachten. Man sieht, dass die Experimente nicht auf die Schnelle durchgeführt wurden. Sie wurden von einem gewissen Harry Harlow geleitet, der sich nach eigenen Worten damit brüstete, diese „faszinierende Idee“ gehabt zu haben. Sie dauerten sehr lange. Wie Peter Singer berichtet, wurden seit Beginn von Harlows Studien hinsichtlich Mutterentzug über 250 Versuchsreihen durchgeführt. Sie führten dazu, dass mehr als 7.000 Versuchstiere Not, Verzweiflung, Angst, „psychologische Zerstörung“ und natürlich den Tod (das Mindeste, was man tun konnte, wenn man dies so ausdrücken darf) erleiden mussten. All das nur für die Studie über ‚Mutterentbehrung‘, schlicht unter dem Etikett ‚Experimentalneurose‘. Auch hier notierten die Experimentatoren fleißig, dass die Kinder sich verzweifelt an ihre einzige emotionale Stütze klammerten, obwohl die scharfen Spitzen schreckliche Verletzungen verursachten. Wie man sieht, wurden die Experimente nicht übereilt umgesetzt. Sie wurden von einem gewissen Harry Harlow durchgeführt, der sich mit seiner ‚faszinierenden Idee‘ rühmte.

Quelle: Die tierische Befreiung von Peter Singer. rebrand.ly/LraRmdly [in französischer Sprache].

¹⁰ Kapitel 59 : Die Biomasse der menschlichen Spezies ist zehnmal größer als die von wild lebenden Säugetieren. Die Biomasse von Nutztieren,

-schafen und -schweinen ist fünfzehnmal größer als die von wildlebenden Säugetieren. Somit haben Menschen und Nutzsäugetiere insgesamt eine Masse, die fünfundzwanzig Mal größer ist, als die von wilden Säugetieren. Letztere machen also nur noch vier Prozent der Gesamtheit aus.

Die Quelle, die mir diese Berechnung ermöglichte, ist ein Artikel von Pascal Combemorel, einem Biologielehrer und redaktionellen Leiter der Website Planet-Vie. Sein Text prangert die Ergebnisse an, die 2018 von einem Forscherteam erzielt wurden: Yinon M. Bar-On, Rob Phillips und Ron Milo, The biomass distribution on Earth: rebrand.ly/bmdRmdly. [in französischer Sprache].

¹¹ Kapitel 64 : Es handelt sich um die Tierschutzbewegung „RWAS“ (Reducing Wild-Animal Suffering).